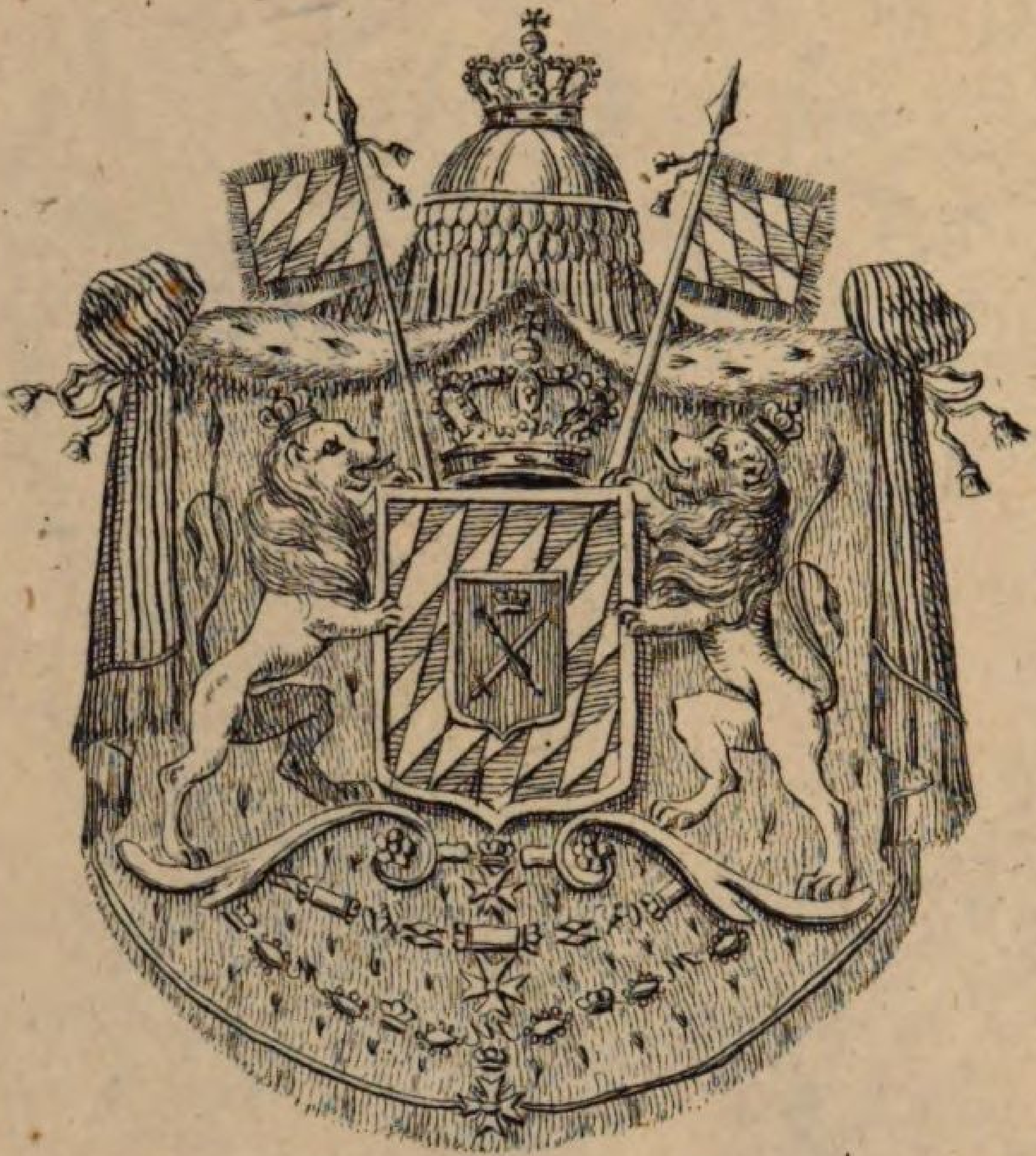
Polit. g.
28 d



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36624529120015

<36624529120015

Bayer. Staatsbibliothek

Christliches

und

Türkisches

von

E. M. Arndt.

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1828.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Franckh'sche Buchdruckerei zu Stuttgart.

An die Freunde.

Es hat kein Feuer so lieben Schein,
Es brennt einmal zum Dach hinaus;
Der schreitet über den platten Stein
Und gleitet über den Strohhalm aus:
So spielt es zwischen dem Großen und Kleinen,
Damit wir jauchzen zugleich und weinen.

Noch weht der Wind noch kräht der Hahn,
Noch fließt das Wasser hinab zu Thal,
Wie sie viel tausend Jahr gethan,
Drum schilt nicht alles eitlen Wahn:
Denn selbst im kleinsten gemeinsten Treiben
Muß Einiges schon beständig bleiben.

Schlagt ein, ihr Freunde, die feste Hand!
Und über dem ewigen offnen Riß
Und über dem Moder, Wahn und Tand,
Dem Wechsel des Lichts und der Finsterniß
Beschwört das Gewisse gewiß zu halten,
Was nimmer verwelken kann noch alten.

Was Thorheit beklingelt, was Narrethei
Mit tausendfarbigem Lug vermummt,
Was heute brauset als Siegsgeschrei
Und morgen als flüsternde Feigheit summt
Kann nimmer die Starken verlocken noch schrecken,
Welchen leuchtet der Stern durch die Wolkendecken.

Es fechten die Meisten hier und dort
Mit Schimmer und Schatten und dünnem Schein,
Was schwebet hoch über Zeit und Ort
Das sperrt kein irdischer Kerker ein,
Das mögen so wenig die Häscher fangen,
Als Kinderhände den Mond erlangen.

Nur wer es voll geschaut das Nichts
Unblinzelndes Auges sonder Grau'n,
Der mag dem Adler gleich des Lichts
Zerstörung und Erlösung schau'n,
Der erkennt, mittreibend auf irdischen Trümmern,
Die Geister, die jauchzen, die Schemen, die wimmern.

Fantasieen
zur
Berichtigung der Urtheile
über
künftige deutsche Verfassungen.

Bisogna dar tempo al tempo.

Einleitung zum zweiten Abdruck.

Ich lasse diese Fantasieen, die vor zehn Jahren in meiner Zeitschrift der Wächter *) erschienen, hier wieder abdrucken.

Den nächsten Anstoß dazu haben mir Angriffe gegeben, welche ich darüber erfahren

*) Der Wächter, eine Zeitschrift. 3 Bände. 8. Köln 1815 und 1816.

habe. Ein gewisser Herr von Mastiaux und manche Andere, welche sich als eifrige Kämpfer für die römisch-katholische Kirche gebärden, haben wegen ihrer und einiger anderer kleinen Schriften, die gleichzeitig mit ihnen erschienen sind, mich unter dem Titel meiner Unchristlichkeit mit einer solchen Wuth angegriffen, als ob ich in beiden, sowohl in Urtheil als Darstellung alles Maß überschritten hätte.

Solche Angriffe, welche durch irgend eine Unmäßigkeit und Unschicklichkeit in der Weise, wie sie geschehen sind, gereizt und veranlaßt zu haben ich mir nicht bewußt war, haben mich bewogen, die angegriffenen Aufsätze nach langer Zeit einmal wieder durchzublättern.

Bei dieser Wiederlesung hat mir denn gedäucht, daß ich mit den Fantasieen noch so fantasieren muß, daß sie mir eines Wiederabdrucks nicht unwerth scheinen, zumal da sie mir zu einigen Nachlesungen und Erörterungen, welche ich als Anhang zu ihnen liefere, Veranlaßung gegeben haben.

In diesen Erörterungen bin ich keineswegs gesonnen den mir von Herrn von Mastiaux und Konsorten mehrmals hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, als ob es sich der Mühe lohnte, veraltete jedoch immer wiederkommende Fabeln — so nenne ich sie gelindest — und Einfälle gegen Reformation und Protestantismus zu widerlegen oder mit gleichem Eifer — ich mag nicht sagen Grimm — zurückzutreiben, als sie gegen die beiden ehrwürdigen Genannten und gegen mich hingeworfen sind, sondern ich will mich bloß über einige Ansichten und Urtheile des Herrn Friedrich von Schlegel aussprechen, die er in seinen Vorlesungen über Alte und Neue Literatur *) niedergelegt hat. Ich bin hiezu eben durch die erwähnten auf mich gethanen Angriffe noch besonders veranlaßt, indem mehrere der Angreifer sich immer mit dem Ajaxschilde dieses ihnen gewaltig dünkenden Vorkämpfers decken, dessen Aussprüche und Urtheile gegen seine

*) Neue Ausgabe. Wien 1822.

ehemaligen Glaubensgenossen sie als unwiderlegliche Orakel verehren, und in dessen Spiegel sie die Reformation, die seit ihr verflossenen Jahrhunderte, und die Gegenwart und die Zukunft sehen und richten, wie er sie vorgesehen und vorgerichtet hat.

Diese Fantasieen sind in allem, was die geistige Ansicht der Zeiten und unsers Zeitalters und was die Reformation und die Ursachen und Folgen derselben betrifft oder nur darauf hindeutet, durchaus unverändert geblieben. Nur von dem Reinpolitischen ist Einiges ausgelassen, was sich theils auf den in den Jahren 1815 und 1816, wo sie zuerst erschienen, noch unentschiedenen Kampf bezog oder theils auch aus der ganz nahen und warmen Theilnahme und Hoffnung oder Furcht des Augenblicks geboren war und dessen Wiederabdruck jetzt vergeblich oder unerlaubt scheinen könnte.

Es sind bei uns sehr viele, welche das Französische und die französischen Einrichtungen, Gesetze und Regierungsanordnungen fast unbedingt loben; Andere sind, welchen wenigstens Manches von dem Wesen und Regieren der Franzosen gefällt, und welche dies, wo es ist, entweder beibehalten, oder, wo es nicht ist, nachgeahmt wünschen; ja Dritte sind, welche Trotz aller Nichtigkeiten, welche die Franzosen in der Freiheit und für die Freiheit gezeigt haben, immer noch glauben, dieses Volk werde sich endlich doch zu neuer Herrlichkeit und zu einer wirklichen und tüchtigen freien Verfassung durcharbeiten. Dieses Letzte lassen wir dahin gestellt seyn, erklären aber, daß wir, wie sehr wir auch Ursache haben dieses Nachbarvolk zu hassen, es von ganzem Herzen wünschen. Denn dieser Wunsch ist erstlich ein Wunsch allgemeiner Christlichkeit und Menschlichkeit, zweitens ein Wunsch des Eigennutzes. Ich wiederhole hier nämlich, was ich oft gesagt habe, daß einem Volke nichts Glücklicheres begegnen kann,

als daß die Nachbarvölker durch weise und freie Verfassungen regiert werden; denn wie eine Gesellschaft von edlen und weisen Menschen, den, der in ihr lebt, nothwendig bilden muß, so muß die Nachbarschaft edler und wohlgeordneter Staaten auch ein Volk zu politischer und sittlicher Höhe emportreiben, oder es muß überhaupt aufhören zu seyn. Also können wir Deutsche auch für unsere eigenen Vortheile keinen herzlicheren Wunsch haben, als daß unsere Nachbarn durch die glücklichsten Verfassungen und weisesten Gesetze gesegnet seyn mögen. Denn wir Deutsche kommen dann in die Lage, worin eine Eiche oder Buche ist, die in einem Fichtenwalde ausgesäet worden: wir müssen mit unserem Gipfel zum Himmel hinauf, oder, wenn wir nachbleiben, werden wir von den Kronen der Nachbarschaft überschattet und erstickt.

Wir wollen nun, was diejenigen betrifft, welche die französische Einrichtungen oder Ordnungen entweder unbedingt loben oder doch Manches davon zur Beibehaltung oder Nachahmung empfehlen, unser Urtheil über sie nicht geradezu aussprechen; aber so viel können wir sagen, daß einige von ihnen vielleicht undeutsch sind, andere von dem Zeitalter bestochen zu geschwinde schreiten, alle aber zu wenig darauf Rück-

sicht nehmen, wie so ganz verschieden der germanische Staatsleib von dem französischen, und das germanische, oder richtiger deutsche, Volk von dem französischen Volke ist. Wir werfen hierüber vorspielend ein paar leichte Worte hin.

Einige von diesen sind undeutsch, entweder solche, welche den Franzosen mit Freuden gedient und unter ihrer Herrschaft Reichthümer und Ehren gewonnen haben, oder solche, die, ganz in der Wildheit und Begriffslosigkeit des letzten Vierteljahrhunderts erzogen, die alte Geschichte und die Geschichte ihres eigenen Volkes nicht kennen, und also nichts als groß, herrlich und ehrwürdig verehren, als was die großtönenden Münde an der Seine uud Bonaparte nnd seine Helfer ihnen als die großen Orakel der Geschichte und als die sybillinischen Aussprüche der Staatskunst und Gesetzgebung immer vorgeklungen haben. Außer diesen gibt es einige Spitzköpfe, welche die Gemüthlichkeit des deutschen Lebens und die Art, wie eine deutsche Gesetzgebung seyn und sich machen kann, nimmer begreifen und deren Ansichten der politischen Dinge und Verhältnisse also mit den französischen Ansichten zusammenfallen: welche Menschen überhaupt nur das Scharfe und Bestimmte sehen können, nicht aber das noch Schwimmende und sich eben

Gestaltende. Noch sind endlich solche, die schlechtesten und undeutschesten von allen, deren Gesinnung allein aus dem Eigennutze entspringt, die keine andere Weltgeschichte kennen, als die des Genusses und des Gewinstes. Diese Art würde sich jedes fremde Volk gefallen lassen und demselben knechtisch dienen, welches ihnen für den Augenblick ihres Lebens Vortheile brächte; sie würde kalmückische und samojedische Einrichtungen loben gleich den französischen, wenn sie dadurch herrischer und üppiger leben könnte. Mit dieser Art läßt sich, weil sie keinen Gott, kein Volk und kein Vaterland hat als ihre Habsucht und Bequemlichkeit, vernünftiger Weise nicht sprechen noch streiten: sie sind nichts, weil sie die ersten und natürlichsten Gefühle der Liebe und Treue ausgezogen haben, die der Mensch zu dem Volke haben soll, welches seine Sprache spricht. Nicht auf dieselbe Weise können wir diejenigen verwerflich nennen, deren Ansichten undeutsch sind; denn für diese Ansichten, die ihnen entweder durch Gewohnheit des Fremden oder durch Unkunde des Vaterländischen kamen, oder die ihnen durch den allmächtigen Athem der Zeit von Kind auf eingehaucht wurden, können sie nicht immer; und ihre Gesinnungen mögen oft viel besser seyn, als die Gesinnungen derer, welche sich wohl

deutscher Ansichten rühmen, die eben nicht deutsche Einsichten geworden sind. Denn eben die Einsichten fehlen uns allen mehr oder weniger, unsere Ansichten mögen übrigens fremd oder deutsch seyn. Diese Einsichten von wahrer Staatskunst und wahrer Staatsverfassung suchen wir und werden wir endlich finden, sobald das Leben unserer Staaten nur die ersten Anfänge von Öffentlichkeit der Verhandlungen gewonnen haben wird. Aus bloßer Theorie aber läßt sich das nicht finden, was, die Völker beherrschend und die Jahrhunderte lenkend, als ein höherer Mittelschatten des Lebens, als eine halb irdische und halb himmlische Gestalt, zwischen dem Gemeinen und Ungemeinen in der Mitte schwebt.

Diejenigen, welche Verfassungen und das Glück der Verfassungen gleichsam im Sturmschritt erobern wollen, welche im Geschwindschritt über alles Alte wegschreiten und dem Neuen athemlos zueilen, sind in ihrem Wollen und Treiben meistens schuldlos, ja ein edler und schöner Eifer spornt wohl die meisten von ihnen, daß sie so bald als möglich den blutigen Schutt der Zeit mit allen seinen gräulichen Ungestalten und häßlichen Erinnerungen hinter sich sehen wollen; aber in vielen Dingen sind sie doch im Irrthum. Auch sie büßen die Schuld der Zeit, in wel-

cher sie leben. Wir haben es oft bekannt, daß uns gedäucht hat, in der ersten französischen Volksversammlung, die sich im Sommer des Jahrs 1789 versammelte, seyen einige tugendhafte Männer und gewiß viele lichte Köpfe gewesen; aber Verstand der politischen Dinge sey fast bei keinem gewesen, jener Verstand, der selbst manches Unvollkommene einstweilen stehen läßt in der Hoffnung, die Enkel und Urenkel werden einst nach ihm aufräumen, was aufzuräumen er noch nicht die Kühnheit haben durfte. Ich will den Gegenstand noch fester in einen bestimmten Gesichtspunkt stellen: Diesen Männern, däucht mir, hat der politische Verstand gefehlt, der das unvollkommene stehen läßt, damit das Vollkommene, das sie machen wollen, eine Lehne habe. Sie bedachten nicht den weisen Spruch des Solon, daß einem Gesetzgeber gezieme, nicht den vollkommensten Staat zu machen, sondern einen so vollkommenen Staat, als das Volk und die Verhältnisse ihm erlauben. Das Unvollkommene scheint freilich dem Vollkommenen eine schlechte Lehne zu geben; aber läßt nicht auch der Gärtner die schlechten und halbvertrockneten Bäume obgleich sie keine Früchte mehr tragen, oft noch Jahre lang stehen, damit die jungen Bäumchen, die er hinter

ihnen pflanzt, durch sie vor der Wuth der Nordwinde geschützt werden? Wann diese jungen sich auf den Stämmen befestigt und sich an Wipfel und Rinde gestärkt haben, so daß sie aus eigener Kraft den Stürmen widerstehen können, erst dann haut er die alten Krüppel ab, die auch dann erst völlig unnütz geworden sind, und setzt andere an ihrer Stelle. Und wer ein neues Haus bauen will, fängt er damit an, daß er das alte von Grundaus niederreißt, so daß auch nicht einmal die Spur davon bleibt, ohne daß er habe, wohinein er sich einstweilen flüchten mag, bis der neue Bau vollendet ist? Und die Franzosen haben es viel ärger und unverständiger gemacht: nicht allein bis auf den letzten Stein haben sie den Grund aufgebrochen, sondern die Erde selbst haben sie weggetragen, so daß sie endlich gar nichts Festes hatten, worauf sie hätten bauen mögen, und daß man von ihnen in voller Wahrheit hat sagen können, sie haben Schlösser in der Luft gebaut: ja so prangende und schimmernde Feenschlösser, daß noch mehr als ein abenteuernder Ritter darnach auszieht, die bezauberten Prinzessinnen, die er mit ihren Reizen und Schätzen in ihnen gefesselt wähnt, daraus zu erlösen. Und gäbe es einen irdischen Pfad, auf welchem er in solchen luftigen Bau steigen mögte, wahr-

lich auch nichts würde er darin finden als eitel Zauberei und Dunst. Doch haben sich viele in diese französischen Herrlichkeiten vergafft, und stehen und staunen sie an, und meynen immer noch, einmal muß die verzauberte Prinzessin doch vor aller Augen verwandelt herausfliegen und als eine glänzende Lichtgestalt der Schönheit zu uns auf die Erde herabkommen und irdisch unter uns wandeln. Dies gewahrt man bei jeder neuen Bewegung der Welt, besonders bei jeder neuen Bewegung in Frankreich. Da stehen Tausende in Erstaunen und gaffen, nicken, winken und verkünden: Nun wirds bald seyn! Und es wird nicht, und der gleißende Frosch platzt wieder, der sich zu einem Ochsen aufblasen wollte. Und ich habe das rechte Gleichniß gefunden und das rechte Wort für die Sache. Das war es und das ist es wirklich: Aufgeblasenheit. Es waren vormals andere Menschen, welche Gesetze gegeben und den Menschen die Freiheit und die Bürgertugend befestigt haben, als die Leute von heute und gestern sind. In ruhiger Stille, Mäßigkeit und Demuth und in sicherer Gleichheit des Gemüthes und des Lebens schritten sie ihren schweren Weg fest und langsam zum Ziele, sprangen nicht leichtsinnig nur über den kleinsten Stein oder Block weg, der den Weg uneben machte,

sondern räumten gebührlich auf und ebneten und sicherten die Bahn, ehe sie weiter gingen. Wir Jetztlebenden — ich meine die Franzosen und die meisten von uns — haben Ideen genug gehabt über Gesetzgebung und Staatsverfassung und Ansichten genug, ja zu viele, aber der Mäßigung haben wir gemangelt und jener stattlichen und großartigen Männertugend, welche nach der eigenen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit das Maaß und Verhältniß aller irdischen Dinge wägt und mißt, besonders der Dinge, die von dem Menschen gemacht werden, und welche daher nicht mehr will, als sie wollen kann und wollen darf. Daher die Sprünge in den Ideen und in den Werken oder vielmehr in den Proben von Werken, welche das letzte Jahrdreißig uns gezeigt hat: das Prahlerische, Unstäte, Übermüthige, ja Verbrecherische. Denn die meisten Gesetzgeber unserer Tage mit den großen Worten und der hellklingenden Glocke von Freiheit und Gleichheit, durch Einbildung und Aufgeblasenheit verführt, heuchelten sich und ihr Volk besser und edler, als sie waren; und daher ist uns das Unheil gewachsen und wächst uns bis diesen Tag. Weil wir eitel waren, haben wir das Gute nicht gewollt, was wir haben konnten, sondern uns sogleich gebärdet, als seyen

wir für das Vollkommenste reif, was auf Erden von jeher von wenigen Völkern erlangt und immer nur auf kurze Zeit festgehalten ist, und was auf jeden Fall auch von den ernstesten und würdigsten Völkern nur durch langsame Vorrüstungen und Vorarbeiten gewonnen werden kann. Welch ein Unsinn solcher, die sich weise und erfahrne Männer nennen und darauf Anspruch machen Darsteller und Gesetzgeber ihres Volks zu seyn, daß sie meinen oder doch die Meinung heucheln, als können diejenigen, welche ohne Verfassung eben noch der Willkür preisgegeben und fast Knechten gleich waren, durch schön klingende Beschlüsse und durch Gesetze, die keine andere Bürgschaft noch Haltung haben als das Papier, worauf sie geschrieben oder gedruckt sind, wie durch einen Zauberschlag plötzlich auch feste mäßige und würdige Männer werden, welche eine hohe Freiheit zu ertragen und zu verwalten würdig seyen! Zum Theil haben die Franzosen hier freilich durch eine Fantasie gefehlt, welche keine Fantasie ist, sie haben sich — was eigentlich das Wesen ihres ganzen Lebens und auch das Wesen ihrer Kunst und Poesie ist — durch einen Schaum von Ideen berauscht, welchen keine feste Wirklichkeit zum Grunde lag. Ihre Fantasie kann man wirklich keinem Dinge in der Welt besser

vergleichen als dem Champagnerschaum, woraus ein kitzelnder und spielender Duft aufsprudelt, der mehr Geist lügt, als er hat. Die deutsche Fantasie will ich dem Burgunderwein vergleichen oder unserm herrlichen Rheinwein; dieser wirft wenig Schaum, aber des Geistes und der Kraft drinnen ist die Fülle. Aber die größte Summe der Sünden der französischen Umwälzung kömmt auf die Sünde selbst. Die Franzosen würden nicht so viel Unglück erlebt und so viel Unheil gemacht haben, sie würden unter dem Fluche Gottes und dem Fluche der Völker jetzt nicht so schwer darnieder liegen, wenn sie mit der Sünde nicht gespielt hätten wie mit einer liebenswürdigen Buhlerin, wenn sie sich nicht unterstanden hätten uns die Teufelei für eine Göttlichkeit zu verkaufen.

Sie werden von vielen entschuldigt, ich habe sie oft entschuldigt, und ich will sie da noch entschuldigen, wo sie zu entschuldigen sind. Für das Erdbeben konnten sie nicht, dessen Erschütterung die flammenden und verderblichen Vulkane zuerst in die Luft springen ließ und wegen des schönen Feuerwerks, das sie den verblendeten Zeitgenossen gaben, mit einem Jubel bewillkommt ward, wie kaum die mit allen Reizen und Schimmern der Bethörung und Verblendung weiland gerüstete und geschmückte Pandora, als sie

mit ihrem lieblichen Unheil aus der geöffneten Kiste flog. Der bunte Vogel, den die Franzosen im Jahr 1789 ausfliegen ließen, wurde nicht allein bei ihnen und von ihnen als das große Heil des Tages begrüßt und verkündigt, sondern die Zeitgenossen stimmten ein, und selbst Graubärte gebärdeten sich so kindisch, als sey solches Glück nie gesehen noch gehört worden und als werden nun die Thore eines neuen Zeitalters der Herrlichkeit auf das weiteste aufgethan. Darin aber irrten sich beide, daß sie einige Jahre hofften, das neue saturnische Zeitalter der Freiheit und Freude könne von keinem andern Volke ausgehen und angeführt werden, als von den Franzosen. Indessen auch diese Hoffnung war die verzeihlichste, so lange die große Begebenheit und Erscheinung des Tages in den Gränzen des Wahnes schweben blieb und so lange die glänzenden Dünste sich nicht verflogen hatten, welche die tobenden und Feuer und Verderben speienden Schlünde der neuen Vulkane den Blicken der Schauenden und Bewundernden verhüllten. Als sie aber nach dem Verlauf einiger Jahre aus Wähnenden Verstehende und aus Hoffenden und Glaubenden Wissende geworden waren, da konnte man sie und was sie sprachen und thaten wieder zur Ordnung verweisen, und das gewöhnliche Urtheil

und Gericht über menschliche Handlungen trat wieder in seine Rechte. Was seit den Jahren 1794 und 1795 in Frankreich geschehen ist bis auf den heutigen Tag und was bei andern Völkern seitdem den Franzosen nachgeurtheilt und nachgemacht ist, das steht nicht mehr bloß unter dem Urtheile des Wahns, sondern muß sich schon gefallen lassen unter das Urtheil des Bewußtseyns gestellt zu werden. Und wie wollen die Franzosen sich retten von dem Vorwurfe, daß sie ihnen selbst und andern Völkern unendlichen Trug vorgegaukelt, daß sie große Ideen durch die schändlichste und endlich durch die absichtlichste Lüge entheiligt haben? So daß ihnen zuletzt die größte Schuld bleibt, daß sie mit Bewußtseyn die Teufelei der Lüge gespielt haben.

Freilich war, was bei ihnen zuerst aufgegangen ist, als Keim der Zeit bei allen Völkern, und also sollen sie wegen des Ausbruchs ihrer Umwälzung nicht beschuldigt werden, sondern wegen des Gebrauchs und der Fortpflanzung derselben. Das Erste stand nicht bei ihnen, es gehört Gott oder den Zeiten an oder dem, was die Sterblichen als Vorsehung oder Entwickelung der Zeiten in unwissender Demuth fürchten und ehren; das Zweite gehört ihnen an, weil sie Alles, was in ihre Gewalt gegeben worden ist,

für sich und für Andere in Thorheit und Unglück verwandelt haben. — Das Unstäte, Maaßlose und Eitle, jene Unseligkeit des verirrten und, weil es Gott verlassen hatte, von Gott verlassenen Menschengeschlechts, daß jeder immer über seinen Willen hinaus zu vermögen und auch über seinen Willen und sein Vermögen hinaus wagen zu dürfen meinte, war diesem Zeitalter eigen, und warum es ihm eigen war, ist anderswo genug von uns gesagt worden, also daß es nicht wiederholt zu werden braucht. Dieser allgemeine Karakter der Zeit ward von dem eitelsten und leichtsinnigsten Volke der Welt auf seinen höchsten Gipfel hinaufgetrieben, es ward in ein ordentliches Schauspiel verwandelt. Kein Unrecht thut den Franzosen, wer ihren Karakter einen schauspielerischen Karakter nennt, ja wer behauptet, daß ihre Geschichte seit beinahe zwei Jahrhunderten eine theatralische Geschichte gewesen ist, worin die andern Völker, besonders wir Deutsche, häufig die unteren Rollen haben spielen müssen. Sie haben den großen Ernst, der mitten in aller Unstätigkeit und Narrheit dieser Zeit lag, und den größeren Ernst, der, wären sie die rechten Weissager und Führer dieser Zeit gewesen, so leicht in sie hätte gebracht werden können, in baarer und kindischer Eitelkeit und Prahlerei ver-

spielt und zu eitlen Pracht- und Knallstücken verwandt, bei welchen Alles auf die Wirkung berechnet war, was sie den Effekt nennen. Gott, der nicht zulassen konnte, daß das Heilige und Große länger von den Unreinen beschmutzt und entweiht würde, daß selbst die unsterbliche Freiheit und die ewige Gerechtigkeit, wovon sie so laut tönten und wovon ihre Herzen nichts wußten, zum Gespötte der Thoren und Despoten erniedrigt würden, hat darein gesehen und darein geschlagen und ihnen die Rolle abgenommen, welche durchzuspielen sie sich unfähig und unwürdig bewährt hatten.

Das Eitle, Springende und Unstäte des Zeitalters als eine allgemeine Krankheit war auch in den andern Völkern, es war auch in uns Deutschen, und es ist immer noch genug in uns. Dies ist begreiflich und in so weit verzeihlich, theils weil die Zeit selbst als eine mächtige Influenza, welche mit ihren Trieben und Neigungen nothwendig Alles anstecken mußte, alle, die in ihr lebten, ergriff, theils weil es die Eigenthümlichkeit ungeheurer Weltwechsel und Umwälzungen ist, daß die Kräfte aus ihrem natürlichen Gleichgewichte geschüttet sind. Uns und unsern Zeitgenossen ist begegnet, was Menschen begegnet, welche an einem reißenden Strome stehen und die wilden Wasser mit ungeheurer Geschwindigkeit vor sich

hinschießen sehen. Wie diesen dann oft zu Muthe ist, als sey das Leben nur eine mitfließende und mitfortschießende Welle, und als sey es das Rathlichste, sich sogleich mitfortzustürzen und die einzelne Richtigkeit dem großen Ganzen hinzugeben, so haben die Zeitgenossen sich dem Unmaaße der Geschwindigkeit, welches in den Begebenheiten herrschte und herrscht, selten gewachsen gefühlt. Es ist durchaus ein Unverhältniß der physischen und der geistigen Kräfte eingetreten; so geschwind ist der Strom der Zeit oft fortgebraust, daß die Betäubten kaum Athem holen, geschweige denn sich über sich selbst und die Dinge um sich her klar besinnen können. Beispiele erklären die Sache: ich will einmal sagen, in welchen Gefühlen ich mich und meine Zeitgenossen oft überrascht habe.

Was siehst du alle Tage, wann etwas in Bewegung, besonders in geschwinder und getummelter Bewegung ist? Du siehst bald alles auf den Beinen, alles aufrührisch wild und gedankenlos durch einander hinfahren; und fahren nicht auch deine Gedanken so mit hin? Steh nur als Zuschauer und laß drei, vier Reiterregimenter sich plötzlich in gesprengten Galopp setzen — deine Seele in dir galoppirt mit fort; laß nur einige Regimenter Fußvolk unter geschwindem Trommelschlage deinem Fenster vorüberziehen —

nicht bloß deine Füße schlagen unwillkürlich den Takt, auch deine Seele schlägt ihn; sieh nur viele Menschen in geschwinder Eile irgendwohin laufen — du setzest dich selbst in geschwinderen Schritt, ohne daß Neugier oder Angst dich treibt. So hangt der Mensch von dem Kleinsten und Gewöhnlichsten ab; wie sollte er denn von dem Größten und Ungewöhnlichsten nicht ganz anders ergriffen und fortgeschnellt werden? Wenn nun nicht bloß ein paar Tausend Pferde oder ein paar Tausend Menschen auf den Gassen, oder ein durch Regen über sein Gewöhnliches angeschwollener Strom vor den Blicken des Schauers hinlaufen, wenn die ganze Zeit mit ihrem allmächtigen Weltstrom in Sturmesgeschwindigkeit fortsaust, wenn die Begebenheiten und Entscheidungen sich mit Blitzesschnelle vor uns hinwälzen und den Augen des beschränkten Wesens kaum einen Punkt lassen, worauf sie sich ausruhen können, wenn der Donnergott sein ganzes Feuergespann angeschirrt zu haben scheint und Donner und Blitze als flammende Boten vor ihm herlaufen, wenn mehr als ein Phaeton mit umgeschlagenem Sonnenwagen vor unsern erschrockenen Blicken zerschmettert herabfährt — dann ist die Gewalt der Natur häufig mächtiger als die Gewalt des Geistes, dann sind die Kräfte aus dem Gleichgewichte, es ist

der Zustand eingetreten, von welchem ich eben sagte, es sey ein Mißverhältniß der physischen und geistigen Kräfte da. Physisch nennen wir aber, wenn wir das, was drinnen in der Brust des Menschen waltet, als eine besondere Kraft setzen, alles Äußere und von außen herein auf den Menschen Dringende und Wirkende, also daß wir auch die halbgeistigen Kräfte, z. B. auch das Politische, welches zum Theil halbgeistiger Natur ist, mit dazu rechnen. — Und wirklich das mag man wohl in den geringsten und unbedeutendsten Erscheinungen dieser wunderbaren Zeit wahrnehmen, daß die meisten Menschen wegen der Geschwindigkeit der Begebenheiten und wegen des unaufhörlichen Hin- und Herrollens derselben, die gleich einem Weltmeere kommen und gehen, ungefähr in der Lage sind wie diejenigen, welche in Feuers- und Wassernöthen umherlaufen und nicht wissen, was sie zuerst ergreifen und retten sollen. So machen wir in der Verwirrung das Vorn und Hinten und Zuerst und Zuletzt bunt durch einander und wissen in der Betäubung das Wichtige von dem Unwichtigen und das Nöthige von dem Unnöthigen nicht immer zu unterscheiden. Das aber begegnet auch den Muthigsten und Besonnensten, daß sie häufiger aus dem Gleichgewichte des Urtheils fallen als aus dem Gleich-

gewichte des Muthes. Wenn der Wirbel und Strudel der Dinge, wovon sie umbraust werden, sie auch eben nicht mit Angst und Schrecken forttreibt, so sind sie doch irdische Menschen und ihnen muß begegnen, was allen irdischen Wesen begegnet, das Bild der sie umgebenden Welt muß auch in ihrem Innern wiederscheinen, sie müssen drinnen ein Gleichniß von dem sehen und erleiden, was ihnen draußen wiederfährt: sie können nicht ruhig und besonnen bleiben; sie müssen die Schmerzen und Schrecken, und wenn sie auch die Stärksten sind, doch die Ähnlichkeiten der äußeren Dinge in ihrem Innern empfinden und darstellen. Und in der That, es ist nicht anders. Weil die Welt draußen mit so erstaunlicher Geschwindigkeit fortrollt, weil die athemlose Zeit sich oft zu überlaufen scheint, so däucht es dem Geiste drinnen, welcher ruhig walten und die äußere Welt als das Zufällige und Wesenlose abrollen lassen und nur nach dem ewigen Gesetze alles Schöpferischen und Bildenden, unbekümmert der äußerlichen Entscheidungen und Entwickelungen, im stätigen Gleichmaaße fortwirken sollte, als laufen ihm die Dinge endlich gleichsam weg und als könne er sie nachher nicht mehr einholen. Daher die Sorge um so Vieles, was wir gerne bessern und halten mögten, da wir es doch Gott

und unsern Enkeln zu bessern und zu halten überlassen sollten; daher das oft so bittere Gefühl der Ungenüge und Unzulänglichkeit, das uns oft so schmerzlich ergreift, wann uns Thörichten däucht, als könnten wir den Strom dämmen, der nicht nur über alle Ufer, Wehren und Deiche geflossen ist, sondern auch uns selbst schon auf seinen Wogen mit fortspielt. Wir sind Mühlen gleich, die zu viel Wasser haben und deren Kunstwerk vor Überfluß still steht oder durch des Überflusses treibende Gewalt geschwind zerrieben wird. An einigen edlen Menschen kann man dies als eine tiefe Tragödie erblicken, wie sie mitten in dieser tobenden Sündfluth der kämpfenden Kräfte wie das Mühlrad stehen, das gern mahlen mögte, aber auch fühlt, daß die erste Welle, die es in Bewegung setzt, der Anfang seiner Zerstörung seyn wird. Das aber widerfährt durch eine sehr natürliche Täuschung fast allen ohne Unterschied, daß sie das, was durch den Geist gemacht und erhalten wird, auch eben so geschwind machen zu müssen glauben, als das Leibliche und Äußerliche in seiner geschwinden Natur vorüberwandelt. Daher geschieht es denn nicht nur, daß man überhaupt rasch eingreift, um die nächste Noth zu kehren und dem ersten Gedränge zu begegnen, sondern daß man auch da, wo man mit bedächtiger Be-

sonnenheit wandeln und die Bahn, worauf man geht, Schritt vor Schritt befestigen und sichern sollte, mit einer Geschwindigkeit wie im Revolutionsschritt schreitet. Man geht nicht, sondern man läuft auch in solchen Dingen, die nicht allein von den Begebenheiten und Nöthen des Augenblicks entschieden werden sollen, sondern die künftig selbst die Begebenheiten beherrschen, ja die Zeiten beherrschen und auf gewisse Weise gebären sollen. Ich spreche hier von Gesetzgebungen und Verfassungen. Man hat in unsern Tagen in drei Monaten oft machen sehen, was vormals in dreißig Jahren nicht vollendet ward; deßwegen sind auch alle gepriesene Verfassungsherrlichkeiten fast eben so geschwind vergangen, als entstanden. Das können wir aber wohl fast ohne Ausnahme von uns allen sagen, daß ein unwiderstehlicher Trieb in uns lebt, die Entwickelung dieser ungeheuren Zeit zu sehen und wo möglich auch mit bereiten zu helfen. Dieser Trieb ist so gewaltig, daß wir die Zeit, die doch fast zu geschwinde geht, noch gern im geschwinderen Schritte sähen, und daß wir darüber häufig vergessen, was eben geschehen kann und was nicht. Denn nicht allein die Franzosen haben uns bestochen mit ihrem geschwinden und windigen Wesen, welches von Natur alles übereilen muß und von nichts die Stä-

tigkeit suchen und die Reife erwarten kann, welches alles aus dünnem Papier und nichts aus festem Herzen zu schütteln gewohnt ist, sondern wir sind recht eigentlich von dem Athem der Zeit angewehet, welche von Wechseln und Neuerungen schwanger ist.

Die Zeiten sind verschieden, und also ist auch das Maaß der Zeiten verschieden, doch giebt es immer ein allgemeines Maaß, das nicht ungestraft überschritten werden darf. Ich will gern glauben, ja ich sehe es sogar aus einigen Zeichen, daß dieses unser Zeitalter mit seinen Bestrebungen und Entwickelungen geschwinder zum Ziele gelangt, als die meisten früheren Zeitalter; aber daß wir das Meiste übereilen und übermessen, das gewähre ich wohl oft mit Schmerz, so wie ich nur zu oft gewahre, daß die Wünsche und Hoffnungen jetzt doch viel geschwinder laufen als die Thaten. Wie wir in zwei drei Jahren wieder erlangen und gebessert haben mögten, was unsere Vorfahren in fünf Jahrhunderten verloren oder verdorben haben, so mögten wir auch das in fünf oder zehen Jahren entstehen und sich vollenden sehen, was sonst kaum in Jahrhunderten geworden ist. Ein fremdes Volk, das uns unterdrückt oder vielmehr überlistet hat, abschütteln und die Freiheit wieder gewinnen, kann das Werk einzelner großer Menschen,

das Werk einiger kühnen Anstrengungen und glückli-
chen Schlachten seyn; bleibende Gesetze ordnen und
gerechte Verfassungen befestigen ist allein das Werk
besonderer Weisheit, langer Erfahrungen, und oft
auch vielfältiger Proben und schwerer Kämpfe. Wie
die Naturforscher sagen, daß diejenigen Leiber, wel-
che am langsamsten das volle Wachsthum erreichen,
auch die ausdaurendsten sind, so halten diejenigen
Verfassungen gewöhnlich auch am längsten aus, wel-
che sich im vielfachen Gedränge und Kampfe langsam
entwickelt haben. Denn nicht was auf dem Papiere
steht und mit Eiden, die eben so leicht zerreißlich
als Papier sind, bekräftigt worden, ist die Freiheit,
sondern was sich durch stilles und muthiges Ringen
um die schönsten Güter in den Herzen der Bürger
festgewurzelt hat, das ist die Verfassung, die in der
starken Brust verfaßt ist. Wie lange kämpfte in Rom
nicht ein Pöbel, sondern ein edles genügsames und
tapferes Volk, ehe es der festverketteten Hierarchie
theokratischer Patricier das Gebührliche abringen
konnte? stritten die italischen Städte nicht über ein
Jahrhundert, ehe sie von den deutschen Kaisern als
freie Städte erkannt wurden? Ist nicht Großbritan-
nien fünf Jahrhunderte durch die schwersten und blu-
tigsten Wechsel gegangen, ehe die verschiedenen Ge-

walten des Volks sich gegen einander in ihr rechtes Gleichgewicht setzen konnten? Hat Schweden nicht länger als zwei Jahrhunderte viel schweres Unglück und blutiges Unheil erfahren, ehe die verschiedenen Stände mit anerkannten Rechten einander gegenüber standen? Darum sollen wir geduldig seyn, wenn nicht alles so schnell reift als unsre Begierde, die Erfüllung der Zeit zu erleben, und unser Eifer für das Vaterland vielleicht schnell sind.

Es sind aber viele, die, nicht allein durch französischen Wahn bestochen noch durch den geschwinden Gang der Begebenheiten verführt, auch bei uns alles mit wälscher Geschwindigkeit eingerichtet und mit wälscher Gefügigkeit nachgeahmt wissen mögten, sondern die mit recht hellen Sinnen und recht vollem Bewußtseyn, warum sie es thun, dem Französischen anhangen und auf die französischen Ordnungen und Einrichtungen als auf rechte Muster für Deutschland hinweisen. Ich habe früher schon angedeutet, daß das napoleonische Kaiserthum da anfing, wo das römische aufhörte, daß es das Bild wiedergab, welches Ammianus Marcellinus, der um den Ausgang des vierten Jahrhunderts blühete, uns von seinem Zeitalter entwirft; es war in vielen Beziehungen das goldene Reich der Beamten. Aber außer irdischen

Vortheilen empfahl es sich den meisten Beamten und allen mittelmäßigen Köpfen noch durch einen im Kleinen wenigstens vollendeten Mechanismus, bequem und leicht für die Verwaltung und mit jener Täuschung, welche die Mittelmäßigkeit so leicht für Vollendung nimmt, als wäre in dem künstlich zusammengegliederten und ineinandergehäkelten Wesen, das der Despotismus schlau für sich berechnet hatte, ein eignes selbstständiges Leben gewesen. So sind die französischen Gesetze und Einrichtungen häufig auch von solchen gelobt und bewundert worden, die eben keine Rücksichten auf eigene Vortheile dabei hatten. Wir wollen nun, indem wir den Geist der französischen Verwaltung und die französischen Verwaltungsgrundsätze nach unsern Ansichten und Gefühlen unerbittlich verdammen müssen, gar nicht in Abrede seyn, daß in den französischen Einrichtungen nicht auch manches Löbliche und Nachahmungswürdige sey; aber ob wir es nachahmen dürfen, und wie wir es nachahmen können, das ist wieder eine ganz besondere Frage, die wir hier freilich nicht erschöpfen können, deren Beantwortung wir aber doch mit einigen Fingerzeigen andeuten müssen.

Es giebt allgemeine Gesetze, einzelne einfache und große Gesetze, worauf die bürgerliche Gesellschaft

überhaupt beruht. Solche sind fast allen Völkern gemein, besonders denjenigen Völkern, welche das gemeinsame Band der christlichen Religion umschlingt. Von diesen allgemeinen Gesetzen ist hier nicht die Rede. Außer diesen allgemeinen giebt es aber noch eine Menge anderer Gesetze, welche ich Gesetze des zweiten und dritten Ranges nennen mögte. Diese stehen nicht so rein da und können ihrer Natur nach nicht so rein da stehen als jene ersten; sie sind meistens gemischte Gesetze, von vielfachen Beziehungen und Rücksichten abhangend und davon gemodelt und bestimmt; sie werden durch örtliche, zeitliche, klimatische und volkliche Verhältnisse und durch vielerlei Dinge oder Nebendinge auf die mannigfaltigste Weise verschieden verändert und gebraucht. Dies sind die Gesetze, in welchen keine unumgängliche und unbedingte Nothwendigkeit ist. Dieserlei Gesetze können für das eine Volk heilsam und nützlich seyn, sie können ihrem ganzen Zusammenhange nach mit der Verfassung und der Eigenthümlichkeit und Beschaffenheit des Landes und Volkes, für welche sie entworfen sind, hohes Lob und sogar Achtung verdienen, ohne daß man sie deßwegen einem jeden Volke unbedingt zur Nachahmung empfehlen könnte. Solche Gesetze meine ich hier.

Für uns Deutsche tritt nun in Ansehung der Franzosen und des Französischen noch eine andere Rücksicht ein, die wir wohl erwägen sollen. Die Franzosen sind seit drei Jahrhunderten unsre ärgsten Feinde gewesen; wir haben überhaupt in der Geschichte keine schlimmeren Feinde gehabt als sie und die Römer: doch haben die Römer endlich mehr durch uns gelitten als wir durch sie. Das könnte den Franzosen aber zuletzt auch so gehen, wenn sie fortfahren unsern gerechten Zorn zu reizen. Es ist freilich ein Grundsatz, wogegen nur ein Narr etwas einwenden könnte, daß man das Gute, wo man es nur findet, annehmen und sich aneignen soll; aber es bleibt darum nicht weniger wahr und durch tausend Warnungen der Geschichte und Erfahrung bestätigt, daß man sich so sehr als möglich hüten soll, von den nächsten Nachbarvölkern etwas anzunehmen, weil dadurch ein Zusammenfluß der Eigenthümlichkeiten entstehen und der wohlthätige Gegensatz aufgehoben werden könnte, der zwischen den Nachbarvölkern, damit sie sich in ihrer frischen Tüchtigkeit behaupten können, grade der allernothwendigste ist. Wenn man sich vor einer solchen Ähnlichung mit jedem Volke hüten muß, so muß man sich besonders davor hüten einem solchen Volke gegenüber, von welchem man Beweise hat,

daß es schon lange schleichende Künste der Hinterlist anwandte, der Nachbarn Freiheit zu untergraben, indem es die Verschiedenheit, welche sie von ihm entfernt hält, und die Eigenthümlichkeit, wodurch sie auf ihnen selbst gegründet stehen, leise zu verschleifen und auszulöschen sucht. Wie die Franzosen seit Jahrhunderten durch ihre Sprache und ihre Sitten und durch alle heillosesten Künste einer trügerischen Politik, wie sie seit zwanzig Jahren *) durch Gewalt und List unsre Tugend und Art angegriffen haben, und wie gefährlich und verderblich uns diese Angriffe geworden sind, wem soll ich hier wieder erzählen, was wir alle wissen? Gegen sie also müssen wir mit immer geharnischter Aufmerksamkeit auf der Hut stehen, und vielmehr suchen die letzten Spuren ihres Einflusses auf uns und ihrer Anwesenheit unter uns zu vertilgen, als etwas anzunehmen, was von ihnen kömmt, oder vollends solches, was ihrem Volke und Lande so eigenthümlich ist, daß es auf irgend eine Weise eine uns ihnen annähernde oder ihnen ähnlich machende Wirkung haben könnte. Wir können, um unsre Freiheit, und vor allen, um unsre

---

*) Man vergesse immer nicht, daß dieser Aufsatz im Jahre 1815 verfaßt war.

germanische Tugend zu bewahren, die Klüfte und Abgründe zwischen ihnen und uns nicht schroff und tief genug reißen.

Wir werden aber bei näherer Erwägung und Untersuchung dieses für die Gesetzgebung so wichtigen Gegenstandes finden, daß, abgesehen von diesem letzten allerwichtigsten Grunde, das meiste Französische fast gar nicht für uns paßt; so groß ist die Verschiedenheit der Länder und Völker fast in allen Beziehungen und so verschieden ist schon die Grundlage der beiden Staaten, indem die Franzosen eine zusammenhaltende und zusammengehaltene Einheit der Herrschaft und wir eine auseinandergehende und auseinandergehaltene Vielheit der Herrschaften haben. Schon dies, der andern ungeheuren Unterschiede gar nicht zu gedenken, gibt eine Verschiedenheit, die auch wieder eine Verschiedenheit der meisten Einrichtungen und Ordnungen verlangt, welche die beiden Völker machen können. Wir leugnen hier gar nicht, daß die Franzosen, welche sich zu einem ordentlichen organischen Leibe abgerundet und abgeschlossen haben, in dieser Hinsicht schon einer weit vollkommeneren Gesetzgebung fähig sind, als wir bis jetzt, wir leugnen deswegen auch nicht, daß sie einige Einrichtungen haben, die besser sind als die unsrigen zum Theil;

aber darum sind sie für uns noch nicht besser. Die Wörtlein gut, besser und best sind auf die äusserliche Welt angewandt, überhaupt beziehliche Begriffe, obgleich man mit ihrer Allgemeinheit oft so viel hert. Am wenigsten aber wollen wir das hier loben, weßwegen alles, was die Franzosen machen und thun, von so vielen angestaunt und bewundert wird und weßwegen die selbstgefällige französische Eitelkeit sich so gern in erträumter Vollendung und Vollkommenheit bespiegelt: ich meine jene Fertigkeit des Mechanismus, die sie in allen Dingen haben und wodurch sie ihnen selbst und andern auch da, wo nichts als der leere und hohle Tod ist, oft den Schein eines lebendigen Lebens einbilden. Die Saite, die ich hier berührt habe, klingt so tief in die Geschichte hinein und trifft durch den Gegensatz, den sie in uns gegen die Wälschen zeigt, unser ganzes innigstes Wesen zu nah, als daß ich sie nicht noch weiter fortklingen lassen sollte. Wie wäre es, wenn sich endlich das Fröhliche ergäbe, daß gerade unsre Unfertigkeit in vielen Dingen uns ein gewaltiges Lob wäre und die herrlichste Hoffnung, jenen aber ihre gepriesene Fertigkeit und Gewandtheit kleines Lob zu großer Hoffnungslosigkeit? Unsre gefährlichen Nachbarn und der Gegensatz, worein ein billiger Zorn gegen sie stellt,

haben uns in den letzten Jahren wider ihren Willen manches Gute gethan; sie können uns vorzüglich zu dem Bewußtseyn unsrer Eigenthümlichkeit und zu dem Bewußtseyn der Stelle helfen, worauf wir in der Weltgeschichte stehen und worauf wir stehen sollen. Wir kommen, dem Faden folgend, wozu unsre Betrachtungen sich ausgesponnen haben, wie von selbst auf etwas, was wir auf dem Anfange unsrer Bahn weder suchten noch sahen, nämlich auf allerlei Räthselfragen über die verschiedenen Entwickelungen der Völker und über die Entwickelungsperioden des Christenthums, Fragen, die freilich tief verhüllte Geheimnisse berühren, deren Verfolgung aber einen solchen Reiz hat, daß man von ihr nicht lassen kann, wenn man auf dem dunkeln Pfade auch nur einige schwache und einzelne Schimmer- und Schattenähnlichkeiten, deren Gestalten nicht leicht zeiglich sind, finden sollte.

Diese Fragen, die sich hier, wie von selbst aufdringen, erinnern auch, wie von selbst an das, was ich im dritten Hefte des ersten Bandes unter der Aufschrift: W e l c h e F r a n z o s e n i c h d e n n e i g e n t l i c h m e i n e? gesagt habe, so wie an folgende Worte, die dasselbe Heft enthält und die ich wegen ihrer genauen Beziehung auf das, was ich sagen werde, hier anführen muß. Sie lauten:

„Ein Volk, in welchem alles mechanische Fertig„keit geworden ist, in welchem das Denkende oben „liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur „Lüge und Fratze übertrieben ist, in welchem die „sinnenden und schaffenden Geister, die uns wieder „zu den Bildern des verlornen himmlischen Zustandes „zurückmahnen, ja zurückspielen, ausgeleert sind, ein „solches Volk hat die schönste Seite des Daseyns ver„loren, das, was den irdischen Zustand zuweilen „allein noch mit überirdischer Freude bedecken kann. „Ein solches Volk kann keine Reue haben über ver„lornes Glück, keine Sehnsucht nach höheren Gü„tern, die Erde mit ihren Lüsten und Begierden fes„selt es ganz, die irdischen und elementarischen Gei„ster, deren Name, Stolz, Ehrsucht, Eitelkeit, Hab„sucht, kurz deren Name alle Suchten ohne Unter„schied ist, treiben es in wilden Leidenschaften um„her, und schließen das eitle und armselige Leben „hier auf Erden schon zu."

Weil nämlich in der Entwickelung der Zeiten und in den eigenthümlichen Erscheinungen, welche die verschiedenen Völker entweder immer oder in ihren verschiedenen Bildungsepochen offenbaren, durchaus kein Ungefähr, sondern gewiß eine genaue Folge

und ein enger Zusammenhang ist, so ist es nächst der Bewunderung einzelner großer Karaktere, welche die Weltgeschichte gleichsam auf ihren Schultern tragen, das Anziehendste, den Quellen dieser Erscheinungen nachzuspüren und die Bedeutungen aufzusuchen, welche in ihnen zu liegen scheinen. Wir haben eben eine Schilderung gehört, welche auf die armen Franzosen angewandt werden soll, wir haben auf eine kleine Abhandlung hingewiesen, worin versucht worden ist geschichtlich darzuthun, wie sich im Norden und in der Mitte Frankreichs, um den Mittelpunkt Paris dasjenige erzeugen und ausbilden und zu dem Volke und zu der Art gestalten konnte, welche man später ausschließlich das französische Volk und die französische Art genannt hat, welche alle übrigen Franzosen auch von anderer Art mit ihrem Gepräge ausgestämpelt haben, und welche alle redliche Deutsche besonders seit den letzten zehn Jahren angefangen haben als das gradeste Widerspiel ihrer Art und ihres Gemüthes recht von ganzem Herzen zu hassen.

Schon anderswo als in diesen fliegenden Blättern habe ich die Franzosen ein logisches und mechanisches Volk genannt. Jemehr ich aber das Volk bedenke und betrachte, desto karer wird es mir, daß das Wörtlein m e c h a n i s c h ganz auf sie paßt. Sagt

man mir, wie ich denn seinen Ungestüm und die Sprünge, welche es früher schon so oft und zuletzt noch in der jüngsten großen Umwälzung gemacht hat, erklären wolle, wie ich denn behaupten könne, daß ein Volk, welches so viel Fantasie hat, ein mechanisches Volk sey, so antworte ich, daß ich eben die Fülle dieser Fantasie leugnen muß. Eben weil diese Fantasiefülle fehlt, weil das Übergewicht des Logischen und des trockenen Verstandes da ist — eben daher diese Sprünge und diese wilde durch keine sanften und liebenden Triebe gehaltene Heftigkeit, die sich gebärdet, als ob sie Bäume ausreißen wolle, wann sie mit Strohhalmen spielt. Denn eben die stille und schöpferische Fantasie ist es, welche die Leidenschaften bändigt und den Menschen jenen Stempel von Milde, Freundlichkeit und Schwärmerei giebt, die wohl am meisten seinen höheren Ursprung verrathen. Wie der Koller in dem ausgetrockneten Gehirn von Pferden entsteht, so ist das, was der Franzose Fantasie nennt, eine Art Koller selbstgetriebener und aufgeblähter Leidenschaftlichkeit, die zum Übermaaße des Jammers bei aller ihrer wirklichen oder scheinbaren Wuth sich immer noch bewußt ist. Dies geht durch die ganze Sprache und die ganze Kunst und Sitte des Franzosen: er ist ein Schauspieler und

all sein Thun und Leben ist ein ewiges Theaterstück. Das Trockene hat bei ihm das Flüssige, das Scharfe das Weiche, der Kopf das Herz verschlungen: das Unbewußte, das Gemüthliche, das Selige, das mit Göttern und Geistern Spielende und gleich Göttern und Geistern Wirkende und Schaffende ist aus ihm heraus, und deßwegen ist er da ein Spötter und Krittler, wo glücklichere Völker gern die Gläubigen und Wähnenden sind. Weil er das Höchste nicht empfindet, so kann er es auch nicht begreifen, und die Unbewußtheit und Einfalt großer Gemüther und die Unbewußtheit und Einfalt einer edlen Kunst dienen ihm zum Spott und Gelächter, und er preist uns seine trockene Nüchternheit, seine bestimmte Verständigkeit, seine mit dem kleinen logischen Maaße abgemessene Richtigkeit als das Erste und Höchste; und damit er in der Kunst den Mangel ersetze, der in allem Trockenen, Nüchternen und Mechanischberechneten liegt, so giebt er dort seiner Fantasie, wie ein wüthender Donquixote die Sporen und läßt den kollerigen Gaul Sprünge machen: damit er den heiligen Wahnsinn der Musen ihm selbst und andern heuchle, berauscht er sich zu einer wilden und tobenden Leidenschaftlichkeit, deren Heftigkeit er nicht mit jenen Grazien verziert, welche die Gesellinnen der

Olympier sind, sondern mit jener geselligen Äffin, welche er Grazie der Gesellschaft, einzige Grazie in Europa, französische Grazie nennt, welche aber von jenen Grazien, die droben die Gespielinnen der Unsterblichen sind, nie etwas vernommen hat. Die Kunst soll allerdings mehr darstellen als das gewöhnliche Seyn, sie soll den Menschen zu den Gefühlen und Anschauungen eines höheren Seyns erheben, sie soll durch die zauberischen Täuschungen eines schöneren Scheins, als die gewöhnliche Wirklichkeit zeigt, den Glückseligen, der sich ihr ergiebt wieder in das Urland der Unschuld und Einfalt zurückspielen; aber wehe dieser Kunst, wenn sie den Schein aus Scheinen herausspielen will! Dann wird sie aus einer anmuthigen Zauberin eine bösliche Hexe, und sollte gleich andern Wind- und Wettermacherinnen mit Feuer verbrannt oder in Wasser ersäuft werden. Weil dem Franzosen die stille und freundliche Beschaulichkeit, die warme, volle und blühende Fantasie und das einfältige Kinderherz fehlt, wodurch die Kunst allein geschaffen und genossen werden kann, so muß er alles übertreiben und die Wahrheit des schönen Scheins, die ihm und seinen Kunstwerken abgeht, durch den Schein des Scheins zu ersetzen suchen. Daher die gesuchten Wortklänge, die

prunkenden Schimmer, die verfratzten Leidenschaften, daher in allem, was er macht, das viele Scenische und Theatralische, was alles mehr auf den äußeren Eindruck, auf das Gefallen und die Wirkung des Augenblicks berechnet, als auf das Innere und auf die Anerkennung eines kindlichen und frommen Herzens. Das aber ist die merkwürdigste Erscheinung in der französischen Kunst, die das Ebengesagte bestätigt, daß von dem Geiste des Christenthums so wenig darin erscheint.

Dieser Geist des Christenthums, ein Geist der Liebe und Freude, der sich über das All und durch das All ergießt und seiner ursprünglichen Bestimmung nach, die späterhin zum Theil so verkehrt und verunstaltet worden, in tausend verschiedenen Gestalten und Verwandlungen über die Erde hinspielen kann — dieser Geist, den ich einen liebenden Naturgeist nennen mögte, gleichsam ein himmlisches Kind, welches von allen Seiten, wie Blumen sprießen und hervorblühen kann, dieser vielgestaltige, tausendfaltige und in allen Wechseln der Gestalten und in allen Verwandlungen doch immer der eine und derselbe Geist, hat den Menschen herausgerissen aus dem sündlichen Wahn der Einzelnheit, und ihn vergrößernd und erhebend wieder zu einem Theile des Ganzen, zu einem

Theile Gottes gemacht. Die Heiden, d. h. die Heiden, welche wir am besten kennen, die Griechen und Römer, wollten in der Abgeschlossenheit und Festigkeit ihres Lebens, in der Vollendung der sinnlichen Kraftfülle und des sinnlichen Genusses schon Götter auf Erden seyn, und auch ihre Götter waren nichts Anderes als idealisirte irdische Götter. Der Christ giebt das einzelne Daseyn, die irdische Gottheit freudig auf, und will, immer sehnsüchtig in Liebe und Glauben, der großen Urquelle wieder zufließen, nämlich Gotte. Freilich fühlt er sich als eine Einzelheit, und wird auch dieses Bewußtseyn nie verlieren, selbst droben bei den Seligen nie ganz; aber jemehr er sich von dieser Einzelheit und von ihren engen Sorgen und Plagen erlöst, desto freier, glücklicher und stolzer wandelt er hier unten, desto mehr fühlt er sich in Frieden und Eintracht mit Gott und mit der Natur. Weil das Christenthum so ist, weil es die Menschen gleichsam aus dem engen Kerker der einzelnen Abgeschlossenheit, welche dem Gefühle der Sündlichkeit und Kümmerlichkeit nie entrinnen mag, befreien soll, so muß es die Natur auch als ein freieres Spiel Gottes zeigen, es muß in jedem Theile des All's, von dem Blümchen bis zur Eiche und von dem Wurm bis zum Menschen und von dem Funken bis

zur Sonne einen Bruch der Gottheit zeigen, ein kleines Spiegelchen des Unendlichen, welches sterbliche Augen im reinen Lichte nicht zu schauen vermögen. Diese blühende Weltansicht und diese tiefe Weltliebe giebt eine freiere und muthigere Beweglichkeit der Geister; wo die Gestalt nicht mehr, wie im Heidenthum als das Leben selbst festgehalten wird, wo der Geist allein immer und immer als das Einzigwirkliche, Lebendige und Unsterbliche gefühlt und geglaubt wird, wo er selbst als ein Gott oft den beengenden Kerker des Leibes sprengen und auf freiesten Flügeln sich durch das All umschwingen und sich allen Wesen der Natur als ein Bruder anschmiegen und sich in Liebe ihnen gleichsam einleiben kann, da wird das ganze Leben und alles, was der Mensch aus dem Leben und aus seinem Innern schaffet und bildet, den Bildern und Anschauungen gleich, die diese Religion dem Menschen zeigt; das Abgeschlossene, Bestimmte und Gehaltene tritt mehr in den Hintergrund und das Bewegliche, Spielende und Überschwebende, eigentlich das Überschwängliche, wird hinfort des Lebens Leben seyn. Gleich Vögeln, die immer von der Erde wegfliegen zu wollen scheinen und die von Kindern in süßen Wahnen so oft in den Himmel fliegend geglaubt werden, gleich Blumen,

deren blitzende und sehnsüchtige Augen mit allen Sternen des Himmels süße Buhlschaft zu treiben pflegen, spielen die Menschen zu allen Gestalten hin, die als eben so viele Wiederscheine des einigen Gottes geglaubt werden. Diese Art, welche aus dem Christenthum geboren ist, kann die musikalische Art genannt werden, weil die Musik nichts Anderes ist, als ein Hinspiel zu allen Gestalten, ja gleichsam ein Vorspiel aller Gestalten. Wir Christen suchen nicht mehr die Maaße und Gewichte der Dinge, kurz dasjenige, was die abgeschlossene Einzelheit, die feste Gestalt bedingt, als das Höchste, sondern was durch diese Maaße und Gewichte gemessen und gewogen wird, der Inhalt, ist uns das Höchste. Dem Heidenthum war die Gestalt selbst, besonders die in Schönheit und Stärke vollendete Gestalt, das Leben und der Gott im Leben: es schloß seinen Kreis hier unten vollkommen ab, ohne viel zu sorgen, wie es jenseits seyn würde; seine Art war das Feste, das Bestimmte, weßwegen man sie die plastische Art genannt hat im Gegensatze gegen das musikalische Christenthum.

Jesus Christus der Herr hat gesagt: So ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, und an

einer andern Stelle: **Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes**; er hat den zornigen und rächerischen Gott der Juden und die sinnlichen und sorglosen Götter der Heiden in einen liebenden und freundlichen Vater verwandelt, dessen Herz für alle seine Kinder in treuer Liebe offen steht, der nie den Menschen fremd geworden war, sondern vor dem die Menschen bang und scheue geworden waren, wegen der Sünde; er hat die Lehre von der Kindschaft wieder auf die Erde gebracht, die Lehre, daß wir alle Kinder Gottes sind und Erben des himmlischen Reiches, und daß wir alle Einen Vater haben und Einen Herrn. Aber obgleich Christus uns von der Furcht vor der Sünde erlöset hat, so hat er aus unsrer Natur doch die Sündlichkeit nicht wegnehmen können, und bei allem Glauben und aller kindlichen Zuversicht auf die unerschöpfliche und unergründliche Liebe mußte der Mensch noch immer im Staube und in der Asche Buße thun, und die sündliche und irdische Natur zerknirschen, damit die reine und himmlische Natur, der in seine Brust gesenkte Funke Gottes würdig würde wieder zu seinem Ursprunge zurückzukehren. Aber doch mitten aus diesem Gefühle der Sündlichkeit und also auch aus dem Ge-

fühle der Nothwendigkeit unablässiger und unermüdeter Reue und Buße flogen und sproßen die musikalischen Vögel und Blumen hervor, deren wir oben erwähnt haben, und schmückten und erfreuten die sündliche und vergängliche Welt der Erde mit himmlischen Klängen und Scheinen: es entstand frühe eine christliche Kunst, deren Karakter durchaus musikalisch ist, d. h. keine Gestalt bestimmt und fest schließend, sondern zu allen Gestalten hinspielend, indem sie aus allen Gestalten herausspielte. Man hat dies auch wohl den Orientalismus des Christenthums genannt, nicht mit Unrecht, wenn man Ähnlichkeiten gegen einander hält, ganz mit Unrecht, wenn man damit eine geschichtliche Herleitung andeuten will. Freilich strömt der Geist der Weltgeschichte mit seinem unendlichen Strome, der oft als ein unsichtbarer Strom unter Ländern und Bergen hinzufließen scheint, durch die Jahrtausende fort, und auch, was nicht verbunden und verwandt zu seyn scheint, ist in der Geschichte verbunden und verwandt, und so ist in fernerer Beziehung allerdings auch das Christenthum mit dem Orientalismus verwandt; aber in näherer Beziehung mögte die Herleitung der Entstehung und Entwickelung des Christenthums, gleichsam als aus dem Orientalismus ausgeflossen und durch ihn in den

Jahrhunderten vor und nach Christo vorbereitet, wohl eine sehr unglückliche seyn. Das wissen wir durch einzelne Spuren, welche uns von den Alten aufbewahrt sind, mehr aber durch das, was die Forschungen und Untersuchungen der Europäer in dem jüngsten Jahrhundert geleistet haben, daß im Orient, in den Ländern, welche östlich hinter den Juden Phöniciern und Hellenen lagen, ein ganz anderes Heidenthum blühete und ganz andere Götter angebetet wurden, als an den Westküsten Asiens und in Hellas und Italien. Das östliche Heidenthum war unsinnlicher überirdischer und musikalischer, hatte mehr Spiele der glaubenden Fantasie als Schöpfungen des ordnenden Verstandes. Wie dem auch sey, die meisten Völker germanischen Stammes und selbst die meisten halbgermanischen Mischlinge sind in dem Sinne ihrer christlichen Religion gebildet und erwachsen, haben sich wie Kinder mit einfältigen und unbewußten Gefühlen den musikalischen Spielen der Kunst hingegeben, und so, schaffend, wirkend und bildend, einige schöne Jahrhunderte durchgespielt, bis auch diese süße christliche Unschuldzeit verschwand und der holde Wahn der Kinderträume von unglücklicheren Jahrhunderten verwehet wurde, wie ein Sturm aus Norden die Blüthen von den Bäumen wehet, worin

eben noch die Vögel und Bienen so lustig sangen und sumseten. Die Deutschen, Italiener, Spanier, Engländer sind fast in allen ihren Werken musikalische Künstler gewesen, und sind es zum Theil noch. Der Franzose hatte im Mittelalter noch vieles mit ihnen gemein, obgleich sein Hauptstreben immer auf Bestimmtheit des Zweckes und Abgeschlossenheit der Gestalt ging. In den jüngsten Jahrhunderten hat er sich aber mehr verhärtet und die letzten Spuren des Musikalischen zu verwischen gesucht; er hat sich, wie er uns vornehm sagt, nach den Alten gebildet, und behauptet, er sey unter den Europäern der einzige ächte Künstler, bei ihm sey der Geschmack heimisch, bei ihm wohnen die Grazien und Musen, nachdem sie den Olympus und Pindus verlassen haben; alle andere Völker haben hie und da wohl recht feine Ideen und erhabene Bilder gehabt, aber einer Kunst können sie sich nicht rühmen; das Höchste, was sie geleistet, seyen Vorspiele zur Kunst. Diese Einbildung und Ansicht der Franzosen offenbarte sich in den beiden letzten Jahrhunderten bei ihrem Streite über die Vorzüge der alten und neuen Dichtkunst, und offenbart sich am auffallendsten alle Tage bei den Vergleichungen, die sie zwischen ihrem Theater und z. B. dem spanischen und englischen Theater anstellen,

und bei den Urtheilen über die sogenannte theatralische Einheit von Ort, Zeit und Personen. Sie beweisen darin, daß sie von dem Geiste der neuen Kunst im Gegensatz gegen die alte Kunst, und daß sie also auch von dem Geiste des Christenthums keine Idee haben. Sie finden in den Bestrebungen der anderen Völker allerdings manches Künstlerische und Dichterische, aber sie finden darin keine Kunst. Jenes was in der spanischen, altdeutschen und altenglischen Dichtkunst, wie ein kurzer und lieblicher Nachtigallengesang hinklingt und verklingt, wie eine leichte Blüthe vom Baume hinwehet und verwehet, was, wie ein musikalisches Mährchen ohne Anfang und Ende blos spielt, weil es lustig ist zu spielen, was sich nirgends an etwas Festes lehnt und zu etwas Bestimmtem hinneigt, däucht ihnen, wenn sie es am gelindesten beurtheilen, eine liebenswürdige Kinderei: sie nennen es langweilig, geschmacklos und gestaltlos. Nicht anders sehen sie die sogenannte gothische Baukunst an, die in ihren Bäumen, Blumen und Zierathen, womit sie in alle Welt hinaus will, auch nirgends ein Ziel noch Ende hat. Das alles heißt ihnen tüdeske Barbarei. Man könnte es nun freilich an sich nicht tadeln, daß sie auf das Bestimmte und Festgestaltete halten und hinarbeiten;

daß sie mehr von dem Plastischen, die meisten andern Völker von dem Musikalischen mehr angezogen werden, wenn dies, aus ihnen selbst unmittelbar hervorginge, wenn es nicht ein Nothbehelf ihrer Magerkeit und Dürftigkeit wäre. Weil sie gleich jenen anderen in christlichen Blüthen nicht haben treiben und sprießen können, weil sie nicht Kindlichkeit und Unschuld genug gehabt haben, daß sie durch das Christenthum wieder in große Kinder hätten verwandelt werden und sich mit ganzem Gemüthe den musikalischen Spielen hätten hingeben können, so haben sie die Kunst aus der Kunst gesucht und sich der Nachahmung der Alten beflissen. Weil aber die heidnische Art der Griechen und Römer für diese Zeiten und diese Menschen wenig paßt, so sind auch die Franzosen darin selten innig und warm geworden, und weil sie das nicht geworden sind, haben sie den Mangel an Leben und Wärme durch Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit und durch äußerlichen Schimmer und Prunk zu ersetzen gesucht. Wer also kein Franzose ist, der gewahrt in allen ihren Werken das Bewußte, Gesuchte, Eitle und Prahlerische und vermißt das Einfältige, Fromme, Innige und Blühende, wodurch die Werke der Griechen uns bezaubern und wodurch die musikalisch-christlichen Völker

uns so wunderlieb dünken. Die gemessene Richtigkeit, die mechanische Fertigkeit und die Vollendung des Gerüstes kann man allerdings den Franzosen nicht absprechen; aber wo kein Leben und keine Seele ist, da macht uns auch die vollendeteste äußere Schönheit bald Langeweile. Kurz, wenn man die Franzosen, welche alles, was nicht von ihnen kommt, im aufgeblasenen Übermuthe als unvollkommen und geschmacklos verachten, mit einem gerechten Vergeltungsmaaße messen will, so kann man von ihnen sagen, sie sind vortreffliche Handwerker, sie verstehen alle Kunstgriffe und wissen alle Vortheile sehr gut zu gebrauchen, welche durch den immer doch seelenlosen und todten Mechanismus zu erreichen sind.

Und wenn man sie nun weiter auch in dem Kleinen und Gewöhnlichen des Lebens mehr in der Nähe betrachtet, erscheinen sie auch mehr als Mechaniker denn als Schöpfer, mehr als Handwerker denn als Künstler der Gesellschaft. Diesem wird die ganze feine Welt Europas widersprechen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr. Dieses arme und unglückliche Volk, das dem, der es nach dem ersten äußeren Schein beurtheilt, so viel zu springen und zu spielen scheint, thut dies alles doch nicht mit der Lust und Freiheit, worin der von dem Bürger befreite Mensch

sich so glücklich fühlt, sondern die Großmutter Regel geht ihm immer zur Seite und der alte verzierte Hagestolz Anstand genannt darf es nimmer verlassen. Bei keinem Volke dienen auch die Männer so knechtisch der Meinung als bei den Franzosen. Ihre Jugend hat freilich wie alle Jugend auch der Beweglichkeit, Wildheit und Thorheit genug, aber wie selten findest du bei ihr die süße Schwärmerei der Liebe, die feste Treue der Freundschaft, die unbekannte Sehnsucht nach höheren Gütern, und endlich alle die tausendgestaltigen Wahne und Geniusstreiche im Guten und Bösen, die bei dem jungen Deutschen und Engländer das Alltägliche sind! Es ist auch hier mitten in der Beweglichkeit eine matte Gleichförmigkeit und jämmerliche Leerheit, welche die fünfzehn saftigen und blühenden Jahre des schönsten Alters in eitler Nichtigkeit so hintändelt. Das Leben ist flüchtig, darum genieße der Jugend; hänge dich an keinen Menschen, hänge dich an keine Sache ausschließend; glaube an keine Treue, glaube an keine Tugend; liebe den Wein, liebe die Mädchen, aber um Gottes willen gieb dich nicht hin; übernimm dich auch nicht, sondern schone fein den Schein, und gieb den Leuten kein Recht zu sagen,

du seyest je aus den Gränzen der Schicklichkeit getreten. Dies sind die sauberen Lehren, womit die Ältern ihre Söhne entlassen oder welche die Söhne sich aus dem Karakter ihres Volkes bald selbst herausfinden, und selten kommt einer auch hier aus dem Handwerksmäßigen und Herkommlichen zu eigener freier Genialität, daß er sich seine Bahn selbst breche. Ist die Jugend so ohne eigenen Willen und ohne Liebe und Haß vertändelt und sind ihre sinnlichen Triebe kirr geworden, so tritt endlich der gesetzte und gemachte Mann auf, den man den Mann der Gesellschaft nennen könnte. Natürlich wird die langweilige mechanische Handwerkerei immer ärger, so wie die Jahre wachsen; denn wer im zwanzigsten, dreißigsten Jahre sich nicht frei zu machen wußte, wie sollte der es im vierzigsten und sechszigsten Lebensjahre können? Auch ist die Gestalt dieses Lebens in der That durch die Regel bestimmt; Sprache, Sitten, Bewegung, ja Kopf, Hand und Fuß sind darin vorgeschrieben, wie sie seyn und wie sie es machen sollen, mit der erbärmlichsten Peinlichkeit wachen sie über diese gesellschaftliche Übereinkunft, die sie Schicklichkeit, Anstand, ja wohl gar Tugend nennen: ein kahles und leeres Ding, das durch alle angeborne Munterkeit und Gewandtheit des Franzosen nicht gei-

stig lebendig werden kann. Doch rufen die Franzosen: nichts ist liebenswürdiger und unterhaltender als ein Franzose, der sich die wilden Hörner der ersten Jugend abgestoßen hat, und die ganze vornehme Welt von Europa ruft es ihnen nach. Sie wissen auch hier durch eine gewisse äußere Gewandtheit, durch eine gewisse Quecksilbrigkeit ihrer Bewegung und durch glatte Geläufigkeit ihrer Zunge zu täuschen, sie wissen sich wohl das Ansehen zu geben, als hätten sie das gesellschaftliche Leben zur freien und anmuthigen Kunst erhoben; bei'm Lichte besehen aber ist es alles nur Werk der Übung und Übereinkunft, und keineswegs Werk der Freiheit und Lust: ihre Gesellschaft ist manierirt, wie ihre Kunst, sie erscheinen auch hier nur wieder als Mechaniker und Handwerker.

Dasselbe tödtende und nichtige Einerlei, welches in der Kunst und in dem Leben der Franzosen vorherrscht, geht auch durch ihre politische Geschichte. In jener großen Zeit, die wir jetzt das Mittelalter nennen, die aber bei vielen europäischen Völkern das Kindesalter genannt werden könnte, haben sich die Triebe der meisten Völker unsers Welttheils gleichsam für alle künftige Zeiten abgedruckt, so daß wir aus ihrem Spiele und ihrer Entfaltung ungefähr

ahnden konnten, wie sie in künftigen Zeiten seyn würden. Auch da steht das französische Volk weit hinter der Großartigkeit der Spanier, dem freien Streben der Engländer und der kühnen, freien und lustigen Mannigfaltigkeit der Deutschen und Italiäner. Nur die langen Kämpfe mit den Engländern bringen einigen Reiz in seine Geschichte; für die stolze Freiheit und für merkwürdige Eigenthümlichkeiten der Verfassungen ist die Ausbeute gering. Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert ward die Geschichte Frankreichs fast blos eine königliche; später wurden die Hauptstadt und der Hof immer mehr ihr Mittelpunkt; und endlich, als die letzte Freiheit verschwunden war, konnte man fast ganz Frankreich aus Paris und aus dem Karakter des jedesmaligen Königs erklären und beschreiben, weil das Volk nie eine feste Eigenthümlichkeit gegen die Gewalt hat setzen können. So ist es immer gewesen, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn gleich einige wilde Getümmel und rauschende Umwälzungen es einem zuweilen anders einbilden mögen. Sie haben aber nie etwas Großes und Freies hinter sich gelassen.

So sind die Franzosen fast in allen Beziehungen, unter welchen man sie betrachten mag, nur eine an=

dere Art europäischer Chinesen, bei welchen das Meiste bestimmt gemessen abgemacht ist, und nach ihrer Meinung kaum anders, als es ist, seyn kann und seyn darf. Sie haben auch das mit den Chinesen gemein, daß sie sich allein von allen Europäern für die kunstreichsten, geistreichsten und vollendetesten halten, ja daß sie sich seit mehr als hundert Jahren so ganz fertig halten, daß von ihnen und überhaupt von keinem Volke in Bildung und Kunst ein höherer Gipfel erreicht werden könne, als den sie unter ihrem Ludwig dem Vierzehnten erreicht haben. Auch ist die Form ihres Lebens und ihrer Kunst seit dem Jahrhundert, wo jener gepriesene Augustus der Franzosen hingegangen ist, so ziemlich still gestanden. Das wollen wir ihrer Eitelkeit indessen gern zugestehen, daß sie Alles, was durch mechanische Bildung zu erreichen war, in Kunst und Leben und in gesellschaftlichen, bürgerlichen und politischen Dingen ziemlich erreicht und ausgebildet haben, daß sie uns Deutschen auch in vielen kleinen Dingen überlegen sind; doch nimmer können wir ihnen zugeben, daß ihre Kunst, ihr Leben und ihr Staat auf einem wirklich festen und frischen Boden stehe, woraus Neues und Kräftiges in die Zukunft hineinwachsen und die Zukunft gestalten und halten könne. Sie scheinen uns so ver=

stockt und versteinert in ihrer Art und so unfähig, den Geist der Zeiten, welcher durchaus ein blühender und fliegender, christlicher Geist seyn muß, weiter zu führen, daß sie vielleicht nicht gar fern hinter dieser Epoche, wo sie einen so ungebührlichen Lärm gemacht haben, erstarrt werden stehen bleiben als traurige Zeichen jener Wahrheit, daß kein Gott ein Volk, in welchem die Quelle der Einfalt und Liebe vertrocknet ist, wieder zu Kraft und Tugend beleben kann.

Das eben erwähnte französische Chinesenthum und mehrere andere Eigenthümlichkeiten des französischen Volks, worauf oben eben nicht lobend angespielt ist, erinnern uns unwillkürlich an mehrere äußerst merkwürdige Winke, welche uns die Geschichte über die verschiedenen Völker und über die Zeichen ihres Blühens oder Verblühens, ihres Sinkens oder ihres Steigens giebt. Vielleicht könnten die Geschichtforscher einmal aus solchen gesammelten Winken eine Zeichenlehre zusammensetzen, welche eben nicht viel unsicherer wäre, als die der Ärzte. Eines der gewissesten Zeichen von Todeskrankheiten der Völker ist die vorherrschende Klugheit und Pfiffigkeit. Den Spruch k l u g e K i n d e r l e b e n n i c h t l a n g e, welchen jedes alte Weib im Munde führt, kann man auch auf die

Völker übertragen. Dies ist, beiläufig gesagt, für uns Deutsche ein goldener Spruch, weil er uns ein sehr langes, ja fast unsterbliches Leben zu versichern scheint. Ich muß aus meiner historischen und politischen Zeichenlehre (bei den Ärzten die Semiotik genannt) einige Worte heraussprechen, und dann jeden über meine Ansichten und Erfahrungen urtheilen lassen.

Jedes Volk, das in seiner Sprache und Art als ein abgeschlossenes Ganzes da steht, muß man nach den Gesetzen jedes andern organischen Wesens beurtheilen, das einen bestimmten Kreislauf durchlaufen und dann vergehen und von der Bühne abtreten soll. Es giebt für jedes Volk die vier Bahnen des Alters: Die Kindheit, Jugend, Mannheit und das Greisesalter. Wie aber einige Menschen frühe Greise werden und ihnen begegnet, daß sie durch Unglück oder Laster wohl im fünfzigsten Jahre so abgelebt sind, als andere noch nicht im neunzigsten, so begegnet Gleiches auch manchen Völkern. Doch darf man die Länge der verschiedenen Entwickelungen, die ein Volk von seiner Kindheit bis zu seinem Tode durchlaufen muß, nie mit dem gewöhnlichen Maaße der vier Alter des einzelnen Menschen vergleichen. Wie der eine Mensch im ersten Monate oder ersten Jahre seines

Lebens und der andere im hundertsechszigsten stirbt, so weit liegen nach unbekannten Beschlüssen des Schicksals die verschiedenen Lebenslängen der Völker von einander. Im Ernste aber giebt es kein gewisseres Zeichen von dem geschichtlichen Untergange oder dem gänzlichen Tode eines Volkes, als wenn man sagen kann: das Volk ist ein kluges Volk. Wohl gemerkt, ich verstehe dieses kluge Volk immer so, wie die alten Weiber von dem klugen Kinde wahrsagen.

Was meine ich denn eigentlich mit dieser Klugheit? Ich meine „das Volk, in welchem (wie ich „oben sagte) das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze „übertrieben ist, in welchem die sinnenden und schaffenden Geister, die uns wieder zu den Bildern „des verlornen himmlischen Zustandes zurückmahnen, „ja zurückspielen, ausgeleert sind." — Wenn in einem Volke das Scharfe, Spitzige und Geistige, das Schlaue und Pfiffige durchaus vortritt, wenn das Schwärmerische, Fromme, Selige und Einfältige, das Treue und Gläubige von ihm als Wahn oder gar als Dummheit verlacht und verspottet wird, dann ist der Boden des Lebens und der Liebe in ihm ausgebauet, es ist dann ein ausgebauetes und erschöpf-

tes Volk, in welchem keine Zeugungen mehr eingewickelt liegen, und als etwas Unfruchtbares und Todtes muß das Schicksal es dann bald aufräumen. Ein solches Volk ist dann jenen weiten Ebenen Afrika's und Ostasia's gleich, welche nach der Sage weiland die fruchtbarsten waren, welche aber jetzt nur Sand, Salz und Salzquellen und hie und da einige Salzkräuter haben. Das Gleichniß paßt in jeder Hinsicht auch auf die Völker. Wenn die Erde mit ihren freundlichen und spielenden und lieblich und fürchterlich dunklen Kräften, wenn alle elementarischen Mittelgeister aus einem Volke ausgeschöpft sind, dann bleiben nur die scharfen und salzigen Geister zurück, spröde, bittere, höhnische und listige Geister, welche wohl allerlei Dinge erlauschen und erkunden, aber welche, weil ihnen die Einfalt und der Glaube fehlt, den Zusammenhang und das Leben der Dinge nicht begreifen und also auch nichts weiter schaffen und bilden können.

Ja, Völker können für das Große und Gewaltige, was sie allein im stillen Glauben und in frommer Demuth von den Himmlischen empfangen und womit sie ihre Seelen in unbewußter Einfalt nähren und woraus sie unsterbliche Geburten und Thaten gebären sollen, viel zu listig und klug werden. Denn

nie werden klügelnde Spitzköpfe begreifen, was einfältigen und gläubigen Seelen umsonst von Gott gegeben wird. Das eben ist dann die Sünde gegen den heiligen Geist der Tugend und gegen den heiligen Geist Gottes, welche von diesen Unseligen alle Tage begangen wird, daß sie sich weise halten, da sie doch dumm sind, daß sie sich kunstreich halten, da sie doch unwissend sind. An dieser gefährlichen Gränze verblendeter Eitelkeit und dummer Spitzköpfigkeit, welche der Herzenseinfalt, worin alles Mächtige und Göttliche seinen Wohnsitz hat, gradezu widerstrebt, scheinen mir die Franzosen zu stehen. Völker, welche auf dieser gefährlichen Spitze der Bildung oder Verbildung angelangt sind, zeigt die Geschichte fast immer als verloren. So glaube ich nimmer, daß, wenn man die Juden, so viele ihrer sind, aus allen Welttheilen zusammenbrächte, ihnen ein bestimmtes Land eingäbe und zu ihnen spräche: Nun frisch! richtet euch ein und macht euch wieder zu einem selbständigen Volke und Staate, aus ihnen je noch ein tüchtiges und ordentliches Volk würde; so scheint es mir unwahrscheinlich, daß die Griechen *), wenn man auch alle Türken aus ihrem

*) Hier wünscht niemand mehr als ich einmal durch die That widerlegt zu werden.

herrlichen und gesegneten Lande verjagte und ihnen selbst wieder die Herrschaft gäbe über die Orte, welche durch die alten Götter und Heroen und durch die Erinnerungen unsterblicher Thaten und Werke ihrer Väter geweihet sind, je wieder so Großes in der Geschichte zeigen würden, daß es an Homer, Sophokles, Plato, Phidias, Leonidas und Alexander reichte. Mir däucht, sie sind für das Große zu schlau und fein geworden. Es können aber vielleicht in den Bergen des alten Arkadiens und Ätoliens noch Menschen stecken, welche die Freiheit schaffen und tragen könnten. Denn zu wild und rauh wird man nicht für die Freiheit, aber wohl zu zahm und fein.

Doch nun die Frage: Woher kommt solcher Unsegen, solche Unseligkeit über ein Volk, daß es den sicheren, treuen und einfältigen Boden des Daseyns verliert, worauf allein alles Herrliche ruhen und woraus allein alles Schöne und Gewaltige blühen kann, und daß ihm endlich nichts übrig bleibt, als die kleinlichen Eigenschaften der Schlauheit und Verschmitztheit und einer Gewandtheit, womit es für Tugenden bezahlen will, deren es mangelt?

Bei einigen Völkern mag dies wohl ursprünglicher Mangel seyn, so daß ihnen von Anfang an das gehörige Gleichgewicht der Kräfte fehlte, daß ihnen

sogleich mehr von dem Scharfen und Irdischen, als von dem Milden und Himmlischen beigemischt ward. Andere Völker werden so, durch Unterjochung oder Verbastardung geschwinder, und schlimmer durch das Letzte, als durch das Erste.

Die Unterjochung durch ein anderes Volk kann ein edles und treffliches Volk oft geschwind verderben. Es ist ein nur zu wahrer Ausspruch, daß wer Knecht geworden ist die Hälfte seiner guten Eigenschaften verloren habe. Nur ein freier Mensch kann seyn, wie Gott ihn gemacht hat; nur ein freier Mensch kann thun, wie es sein tapferes Herz gelüstet; nur in einer freien Brust können hehre Gedanken und Gefühle wohnen; nur ein Mann, der keinen Herrn über sich erkennt als Gott im Himmel und das Gesetz auf Erden, kann die Einfalt des Herzens und die Fülle des Lebens bewahren, welche allein die Quellen großer Thaten und unsterblicher Werke seyn können. Bei dem dienstbaren Sclaven aber verengt und verkleint sich alles und die Furcht verkürzt das Maaß der Kühnheit und des Lebens. Über der Willkühr und Gewalt vergeht die Wahrheit und der Stolz, und Lüge und Schmeichelei und alle die Eigenschaften, welche an einem Knecht als Tugenden gelobt werden, treten an ihre Stelle: Heu-

chelei, List, Verschlagenheit und alle die Laster, welche nicht grade und offen einhergehen, sondern wie Schlangen kriechen und schleichen. Der Knecht eines Unterdrückers kann nicht einfältig, offen und gutmüthig seyn; nur Verschmitztheit und Gleißnerei kann ihn schützen. So erzieht eine lange Knechtschaft alle diejenigen Eigenschaften in einem Volke, welche ich oben als Zeichen des Mangels und der Armuth an den höchsten und edelsten Anlagen und Tugenden und als gewöhnliche Vorboten des politischen Todes eines Volkes bezeichnet habe. Ein so unterjochtes und verdorbenes Volk kann vielleicht wieder frei werden, entweder durch eigene Kraft oder durch ein anderes Volk, das vom Schicksal bestimmt war, es an seinem Dränger zu rächen; aber schwer wird es seyn, die tief eingebrannten Maale der Knechtschaft auszuglätten, die eingewurzelten Übel und Laster der dienstbaren Seelen auszutilgen. Hat ein solches Volk außerdem noch das Unglück gehabt, daß seine Tyrannen sich mit ihm gemischt haben, ist es zu der Sklaverei auch noch verbastardet worden, so ist gar wenig Hoffnung der Wiederherstellung und Verjüngung desselben.

Ich habe mich in der kleinen Abhandlung mit der Überschrift: **Welche Franzosen ich denn eigentlich meine?** über diesen letzten Punkt ziemlich

deutlich ausgesprochen, ohne daß ich den Gegenstand eben in dieser gegenwärtigen Ansicht fest ins Auge gefaßt hätte. Ich suchte dort nachzuweisen, wie es denn wohl gekommen sey, daß aus den Franzosen ein so gemüthloses, treuloses, listiges und eitles Volk geworden; und ich habe eben die Mischung und Verbastardung als die Hauptquelle des Verderbens gefunden. Und das schien mir endlich das höchste Unglück des Volkes, daß grade in den am meisten verbastardeten Landschaften Frankreichs die Hauptstadt und der Mittelpunkt des ganzen Staates und des ganzen französischen Lebens entstanden war; denn dieser Mittelpunkt war der verderbliche Krebs, der alles Gesunde und Kräftige der übrigen Theile des Reichs mit anfraß, so daß auch die Volksstämme, welche mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit und Eigenthümlichkeit geblieben und mit andern Völkern nicht so ungebührlich vermischt waren, als die um die mittlere Loire und um die Marne und Seine wohnenden, von dem allgemeinen Franzosenübel mit angesteckt wurden. Also daß man bei diesen Verhältnissen ganz bestimmt sagen könnte, die Franzosen würden heute ein ganz anderes Volk seyn, ein viel ernsteres, treueres und tüchtigeres Volk, wenn für Paris Limoges oder Bordeaux oder Lyon die Hauptstadt geworden wäre.

Wir können in der Geschichte die ungebührliche und verderbliche Vermischung der Völker mit einander, die Zusammenmischung fremdartiger Bestandtheile, kurz das, was wir mit Einem ausdrucksvollen Worte die Verbastardung der Völker nennen, nicht immer nachweisen; aber nach allgemeinen Gesetzen der Natur und nach den einzelnen Winken und Zeichen, die uns denn doch die Geschichte giebt, haben wir mehr als Wahrscheinlichkeit, daß da, wo in glücklichen und der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten angemessenen Klimaten die Kräfte eines Volkes im Unmaaß oder im Widerstreit mit einander liegen, eine Verbastardung oder doch etwas einer Verbastardung Ähnliches vorgefallen sey. An denjenigen Franzosen, die wir als Bestimmer und Verderber des ganzen französischen Volkes bezeichnet haben, ist ungefähr gewiesen worden, durch welche Schicksale und Verhältnisse sie das geworden sind, was sie nun erscheinen. Gehen wir weiter in die Vergangenheit zurück, sie wimmelt von Beispielen. Wie herrlich in seiner Art und ursprünglichen Kraft war das Hellenenvolk in Sparta, Athen und Korinth! wie bildend, wie schöpferisch, wie von edlen Geistern quellend und mit herrlichen Thaten und Werken blühend! und wie endigte es? und wodurch? Durch die vielen Tau-

sende von Fremden aus allen Ländern, die es als Sklaven zu sich hineinschleppte, von denen es in Zeiten der Noth viele frei ließ und womit es die eigene Art zu sehr mischte. Dadurch mußte ein Geschlecht entstehen, welches das Einfache und Ursprüngliche, das Schöpferische und Heroische verlor und mit wilden und ungleichen Trieben die Freiheit weder zu schätzen noch zu erhalten wußte: kein Volk mehr, sondern Volksgesindel. Ich nehme diese Entartung Griechenlands nicht blos deßwegen an, weil Freie mit Sklaven vermischt wurden; nein, jede zu viele Vermischung mit dem Fremden und Ungleichen muß immer Ähnliches erzeugen. — Was ward aus Konstantinopel, der ersten Seestadt der Welt? was ward vollends aus ihr, als Kaiser in ihr ihre Wohnung aufschlugen? Ein unruhiges, meuterisches, listiges, feines, feiges und treuloses Gaunervolk; denn alle Völker der Welt wurden in ihr versammelt und gemischt. Das Unglück dieser verderblichen und auflösenden Vermischungen hielt bei dem allgemeinen System der Sklaverei in der alten Welt überhaupt viel geschwinderen Schritt als in der jungen. Und Rom die Herrscherin, die große und gewaltige, — deren blutige Jugend wir die ersten sechs Jahrhunderte ihres Lebens auch wider unsern Willen bewundern müs-

sen? Mit welchen Schanden und Nichtigkeiten hat sie geendigt! und wodurch am meisten? Durch Verbastardung. Wahrscheinlich würden jene Römer noch heute als ein herrschendes und lebendes Volk genannt, wenn sie mit derselben Weisheit, womit ihre Gesetzgeber ihre Ordnungen und Sitten umzäunt und, wie jener griechische Späher des Pyrrhus gesagt hat, ein Volk von Königen geschaffen hätten, auch um ihre Herrschsucht einen Zaun hätten ziehen können. Hätten sie die Alpen und das Meer für ihre ewigen Gränzen erklärt und durch ein Gesetz jeden des Todes schuldig erkannt, der jenseits Sardinien und Sicilien und jenseits der Alpen nur einen Fußbreit Land zu erobern rathen würde, vielleicht gäbe uns Italien das große Schauspiel, daß noch jetzt Enkel der Fabier und Manlier gesehen würden. Weil sie alles haben wollten, verloren sie sich selbst und wurden von den Völkern, die sie geplagt und unterjocht hatten, aus der Geschichte weggespült. Als Rom der Mittelpunkt der Welt geworden war, brauste die Sündfluth der Völker über Italien; Fremdlinge und Sklaven wurden zu viele eingeführt und vergifteten die letzten Keime des alten latinischen Ernstes und der alten quiritischen Tugend. Nicht die Überschwemmung durch Schätze und Reichthümer, nicht die Gefahren der

Üppigkeit und Wollust, die in ihrem Gefolge kommen, sind einem edlen Volke so tödtlich, als die zu viele Vermischung mit den Fremden, wodurch endlich alle Triebe und Anlagen desselben eitel, tändelisch, wild und disharmonisch werden und alle die stillen Kräfte und Tugenden des Gemüthes verschwinden, voraus jegliches Große und Göttliche und auch die politische Würde und Freiheit von jeher gewachsen ist und allein wachsen kann. Die meisten Völker des Alterthums sind auch deswegen mit Recht so schnell untergegangen, weil ihre Gesetzgeber die Verfassungen nicht auf lauter freie Menschen berechnet und gegründet hatten, sondern weil die Sclaverei durchaus in das System mit eingeschlossen und eingerechnet war. Die Sclavenmenge, welche in demselben Verhältnisse wuchs, wie der Staat sich aus anfänglicher Rohheit mehr zur Verfeinerung und zu feineren Künsten und Genüssen entwickelte, brachte die verschiedensten Völker des Erdbodens in Einem Lande oder in Einer Stadt zusammen, und es entstand ein verbastardetes Geschlecht, welches endlich durch kein Gesetz mehr in Ernst und Freiheit erhalten werden konnte.

Diese Ansichten und die Winke und Zeichen, welche Natur und Geschichte uns geben, lassen sich

freilich nicht als uneinwendliche und unabweisliche Beweise hinstellen; wir sitzen nicht in der Werkstatt der Schöpfung und können die Geheimnisse der Natur, die sie bei den Zeugungen und Zusammensetzungen der Elemente sich weislich vorbehalten hat, nicht belauschen, wenigstens blitzen uns aus dieser tiefsten Verborgenheit des Schaffens und Seyns nur hie und da einige dünne und spärliche Schimmer entgegen, und wenn die Natur uns ja zuweilen etwas für einen Augenblick zu enthüllen geschienen hat, so zieht sie den heiligen und mystischen Schleier sogleich wieder zu. Aber doch giebt es äußere und innere Zeichen genug, welche dem, der auch nur ein kleines Seherauge hat, merkwürdige Andeutungen geben. Wir lassen uns von der Lust des Schauens, wie sie uns eben kommt, mit forttreiben, und spielen ein wenig mit diesen Zeichen, die vielleicht nichts Anderes sind, als muthwillige Spiele der Natur.

Sehen wir die Thiere und Pflanzen, was gewahren wir an den mit fremden Arten gemischten oder wenigstens durch eine künstliche Handleitung der Züchter und Gärtner gewordenen?

Erstlich sie wachsen geschwinder und nehmen geschwinder ab, als die unverbastardeten Arten; sie sind überhaupt mehreren Krankheiten ausgesetzt als

die einfachen und in ihrer Natürlichkeit gebliebenen Arten.

Sie haben ein ungleiches und störrisches Temperament, das in den wunderbarsten Wechseln hin und her springt, sie sind voll Tücken und Launen. Frage den Mauleseltreiber, was ist kolleriger, stätischer und boshafter als der Maulesel? Frage den Hundefreund und Hundebeobachter. Wer zählt die verschiedenen Hundearten, und wer findet wieder alle die Bastarde heraus, welche aus ihren Durchkreuzungen entstanden sind? Doch giebt es einfache Hundearten, die durch ihren bestimmten sogenannten Instinkt erkennbar genug sind. Wenn diese unter einander gemischt werden, so erscheinen sogleich die Bastarde vor unsern Augen, deren wir alle Tage genug sehen können. Was entdeckt man an diesen? mehr springende Launen als an den einfachen Arten, weniger Treue, mehr Beißigkeit; weniger Instinkt, mehr Sclavensinn. Die Hundekomödianten, welche diese Thiere zu Springern und Seiltänzern, zu Trommelschlägern und Karrenschiebern abrichten, nehmen solche Bastarde am liebsten, weil sie, wie sie sagen, anstelliger und gelehriger sind, als die Einfachen: denn die zwei, drei verschiedene Naturen in sich tragenden können ihre Eigenthümlichkeit weniger verthei-

digen, als die mit Einer Natur in ihrer Eigenthümlichkeit feststehenden. Das sagen sie auch: solche Bastarde seyen lustiger und geduldiger als die andern, einige Tücken abgerechnet, die für den Augenblick oft unbezwinglich aufsteigen, so daß man sie todt schlagen kann, ohne daß sie davon lassen.

Wie in einem Baume, dessen Stamme man eine ganz fremde Art oder mehrere fremde Arten aufgepfropft hat, das innere Leben der verschiedenen Theile wirken mag, können wir nicht mehr so sehen als bei den Thieren, die sich mehr mit einer gewissen Menschenähnlichkeit und Willkür zu bewegen und zu bestimmen scheinen als die Pflanzen. Wir sehen nur, daß die Stärke und Lebensdauer durch eine solche Künstelung, die der Mensch vornimmt, geringer wird.

Bei den Blumen entdecken wir das Auffallende, daß die durch Verbastardung gezeugten an Fülle der Blätter und Kronen und an Glanz und Pracht der Farben das gewinnen, was sie an innerem Leben und an Feinheit des Duftes vielleicht verlieren.

Man mögte sagen, das Wilde, Eitle und Geistige tritt in ihnen vor durch die unnatürliche Paarung, und das Sanfte, Stille und Innerliche, was man, um den Sinn zu bezeichnen, die Blumenseele nennen mögte, zieht sich zurück.

Ich meine mit der Verbastardung, wovon wir

sprechen, nicht allein ganz fremde Geschlechter, wodurch die menschliche Willkür mittelst absichtlicher und hurerischer Paarungen Neues und Wunderliches hervorzubringen gesucht hat, sondern ich meine auch die Verpaarung und Verächtung der einander nächst stehenden Arten. Man hat in den letzten fünfzig Jahren in Stutereien und Züchtereien von Rindern und Schaafen mannigfaltige Versuche angestellt und mancherlei Erfahrungen gemacht, und das ist endlich der merkwürdigste Aussprung aller dieser Versuche gewesen und hat sich als die bleibendste Erfahrung bewährt: Daß man einen unedlen Stamm durch häufige Mischung mit einem edleren bis zu einem gewissen Grade scheinbarlich wohl geschwind verbessern kann, daß aber diese Verbesserung auf die Dauer nicht aushält, sondern, daß das Unedle, was übrig bleibt, immer wieder zurückschlägt und das Edle allmählig wieder verschlingt; daß aber das andere viel mühseligere und viel langsamere Verfahren nie fehlt, welches aus jedem Stamm (gleichviel, ob edel oder unedel) immer das Kräftigste und Schönste auslieſt und mit einander zeugen läßt. So

wird durch die Paarung des Gleichen und Zusammengehörigen mit einander allein ein edles und vorzügliches Geschlecht. Um es durch Beispiele zu sagen: Ich kann durch arabische und andalusische Hengste, womit ich deutsche Stuten beschälen lasse, wohl edle Bastarde hervorbringen mit manchen schönen Pferdeigenschaften; aber wenn ich immer die Besten, und von Zeugung zu Zeugung wieder die besten, Stuten und Hengste von rein deutschem Stamme zusammenlasse, so wird endlich, vielleicht erst nach fünfzig Zeugungen, aber gewiß endlich einmal, das kräftigste, schönste und dauerhafteste Pferd fertig seyn, welches der deutsche Himmelstrich ertragen kann; jene durch Vermischung mit Fremden entstandene Spielarten aber werden immer wieder zu dem Schlechten und Unedlen zurückschlagen: denn nur die Mischung des Gleichen und Einfachen veredelt die Art wirklich und liefert eine Art, die da bleibt. Eben so, wenn wir z. B. annehmen, was wir ja gewöhnlich thun, daß der Neger und Mongole eine schlechtere Menschenart sey, als der Celte und Germane, sollte man glauben, daß der Neger- und Mongolenstamm durch eine fortgesetzte Mischung mit den beiden letzteren unendlich

veredelt ja allmälig wohl in einen ganz anderen und eigenthümlichen Stamm umgewandelt werden müßte. Nach der Erfahrung aber, die das Naturgesetz uns zeigt, wird das mit nichten geschehen, sondern auch der Neger und Mongole und überhaupt jedes Volk wird nur dadurch das beste und edelste werden und das Beste und Edelste hervorbringen können, daß es immer das Kräftigste und Schönste seines Stammes ausliest und mit einander zeugen läßt. Die Bastarde, welche durch Vermischung des Ungleichen oder gar des Ungleichsten entspringen, mögen allerdings manche glänzende Eigenschaften zeigen — und sie zeigen sie in der That sehr häufig, wie man z. B. alle Tage an den Mulatten und Mestizen zeigen kann — aber das Harmonische, Sichere und Genialische, kurz das Tüchtige und Bleibende, wird aus ihnen nie hervorgehen.

Diese Theorie, die in der Regel gewiß Stich hält, sollte von den Gesetzgebern mehr ins Auge gefaßt werden, und ist von einigen alten Gesetzgebern, welche die natürlichen Dinge mehr natürlich sahen und begriffen als wir, gewiß sehr ins Auge gefaßt worden. Sie haben mehr auf reines und gleiches Blut geachtet als wir. Das horazische Fortes cre-

antur fortibus et bonis *) bleibt gewiß ewig wahr. Dies soll man nun freilich in den verschiedenen einzelnen Völkern selbst nicht auf einzelne Geschlechter und Stammbäume ausdehnen, sondern in einem reinen und ungemischten Volke wohnt der Adel der Leiber und Gemüther oft am meisten in denjenigen, welche einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben und von den Lüsten der Üppigkeit und den Verführungen und Reizen der gebildeten Gesellschaft weniger berührt und erreicht werden. Auch ein reines und ungemischtes Volk hat seine vielen Verschiedenheiten und Ungleichheiten, aber diese müssen sich allerdings durch mannigfaltige Durchkreuzungen der Geschlechter vermischen und mit einander durchleben. Die Bemerkung ist auch wahr, daß Familien, die sich durch manche Menschenalter in drei, vier andere Familien rund verheirathen, endlich zu einer gewissen matten Nichtigkeit und Geistlosigkeit hinabsinken. Es gehört ein gewisser Reiz, ein gewisser Gegensatz dazu bei aller Gleichartigkeit des Stammes, damit die Geschlechter durch die Zeugungen geistig und frisch erhalten werden. An dem Höchsten scheint alles am hellsten. Wie viele Herrschergeschlechter zeigt die

*) Starke werden von Starken und Guten erzeugt.

Geschichte, welche durch Vermählungen immer in demselben Kreise der Familien aus Starken und Tapferen endlich nichtig und schwächlich und am Leib und Seele jämmerlich geworden oder ganz verloschen sind, wie ein Licht, das den Docht nicht mehr zünden kann!

Demnach geht für uns aus allen diesen verschiedenen Zeichen und Spielen die Wahrscheinlichkeit hervor, daß, wenn in einem Volke das Scharfe, Spitze, Schlaue und Verschmitzte vorherrscht, wenn der Karakter der Mehrheit durchaus der ist, klug und verschmitzt zu seyn — daß dann ein solches Volk sehr auf der Neige steht und daß es sicher ein unglückliches Mischlingsvolk ist, durch Verbastardung mit andern fremden Völkern entstanden: ich sollte sagen mit fremdartigen Völkern entstanden; denn wenn der Schwabe eine Schwedin oder der Westphale eine Siebenbürgin oder der Böhme eine Russin heirathet, so geschieht da keine Verbastardung, da verschiedene Arten desselben Stammes wieder zusammenkommen. Warum aber die ungebührliche Mischung und Durchkreuzung des Ungleichen und Verschiedenartigen dies in den Zeugungen hervortreibe, das kann auch gefragt werden und läßt sich ungefähr andeuten.

Der Mensch ist von Natur ein sehr ernsthaftes Wesen, wie wir an seinen edelsten und einfachsten Arten sehen, nach welchen wir nur das Recht haben, ihn zu beurtheilen. Er ist sehr ernst und still, doch kann er auch sehr fröhlich und wild seyn; indessen als sein eigenthümlicher Karakter herrscht das Erste vor. Ernst und Stille ziemte dem denkenden Wesen, welches als waltender und ordnender Geist die Erde im Namen Gottes und mit Hülfe Gottes regieren soll. Das Waltende und Schaffende in dem Menschen ist ihm selbst ein tiefes Geheimniß, es liegt unten im Grunde seines Wesens verborgen, als das dunkle Bett der Geister, woraus sie, wann sie erregt werden, ihm unbewußt emporquellen, wie die Wellen aus dem Grunde eines kochenden Bornes, und, an das Licht hervorgekommen, von ihm bewundert werden, wie Fremdlinge, die aus einer andern Welt Botschaft bringen. Die Menschen und Völker, welche dieses Schaffenden und Waltenden viel in sich tragen, sind meistens stille und ernste Menschen und Völker. Alle aber, welche desselben weniger haben, welche gleichsam mit der eigenen Fülle nicht so schwer beladen sind, erscheinen mehr wild, flatterhaft und leichtsinnig, in Worten und in Thaten risch und scharf, am rischesten und schärfsten mit der Zunge, so

daß sie von solchen, welche alles nur auf der leichten Oberfläche faßen und nach der flüchtigen und oberflächlichen Erscheinung beurtheilen, wohl häufig, geistreich und witzig genannt werden. Dies sind die Kinder der unerlaubten und ungebührlichen Vermischung, wovon wir so viele Zeichen haben schimmern sehen, die, welche von vielen reich an Geist genannt werden und welche doch arm an Geist sind. Ich muß das noch näher zeigen:

Es heißt in der Genesis Kap. 6., V. 1, 2, 4, 5, 6: „Da aber die Menschen begannen sich zu mehren auf „Erden und zeugeten ihnen Töchter, da sahen die „Kinder Gottes nach den Töchtern der „Menschen, wie sie schön waren, und nah„men zu Weibern, welche sie wollten. Da „sprach der Herr: Die Menschen wollen sich meinen „Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch. „Ich will ihnen noch Frist geben hundertzwanzig „Jahre. Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen „auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter „der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugeten, „wurden daraus Gewaltige in der Welt und be„rühmte Leute. Da aber der Herr sah, daß der „Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles „Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war

„immerdar, da reuete es ihn, daß er die Menschen
„gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn
„in seinem Herzen und sprach: Ich will die Men-
„schen, die ich gemacht habe, vertilgen von der
„Erde.“

Siehe, wie die alte heilige Bibel hier für uns spricht! Die stillen, frommen und schöpferischen Menschen, die nach dem Sündenfalle noch das Meiste von dem göttlichen Ebenbilde behalten hatten, die Kinder Gottes, lassen sich gelüsten und mischen sich mit einem anderen unruhigeren und schlechteren Geschlechte, und diese zusammen zeugen jene Mischlinge, welche Gott nicht gefallen, und welche er deswegen von der Erde vertilgen will. Ähnliches muß natürlicher Weise meistens erfolgen bei der Mischung des Ungleichartigen, daß das durch seine Zeugung Geborne unharmonische und zwieträchtige Triebe habe, daß es also ein wildes unruhiges und eitles Geschlecht werde. Dieser Streit der Triebe, diese Ungleichheit der Neigungen läßt bei den Menschen oder bei den Völkern, welche durch Verbastardung entstanden sind, keinen inneren Frieden zu, ihnen wird durch die Zwietracht in ihnen das stille Bett zerwühlt, worauf, wie wir oben meinten, die Geister sich in der Tiefe des frommen Busens lagern und

von wo sie zuweilen herrisch und schöpferisch an das Licht des Lebens hervorzuquellen scheinen. Die Geister werden aus ihrer stillen und geheimen Schöpferwerkstätte aufgejagt, sie werden, mögte ich sagen, mehr zu der Oberfläche des Leibes hinaufgetrieben, sie treten den Menschen fast in die Haut: und diese Menschen und Völker, welchen solches wiederfährt, bekommen nun Geist für die Geister, die sie hatten. Sie selbst meinen und andere, die nur den Schein sehen, meinen ihnen so nach, sie seyen gebildeter, geistreicher geworden, da doch in der That das Große und Stille von ihnen gewichen ist, damit sie, immer vom Geist gestachelt und gereizt, mit dem Kleinen und Eiteln tändeln und sich in ihrer Eitelkeit über das Verlorne, das ihre Väter beglückte, trösten können. Dies ist das Kluge, Spitze und Listige, was wir bei den Franzosen und fast bei allen Mischlingsvölkern, die durch Verbastardung entstanden sind, und bei allen slavischen Stämmen fast ohne Ausnahme vorherrschend finden und was dem stillen und einfältigen Genius der schöpferischen Kräfte am fernsten liegt. Weil bei den Mischlingen die Ruhe fehlt und die Geister in ihnen im ewigen Hader sind, weil also immer ein bewegtes Spiel geistiger Kräfte auf der Oberfläche ihres Lebens erscheint, so schim-

mern sie gleich den Bastardblumen mit allen möglichen geistigen Scheinen und Farben und dünken dem flachen Beobachter überhaupt oft mehr Geist und Witz zu haben, als die im stillen Gleichmaaß ihrer Kräfte ruhig fortschreitenden und ruhig bildenden Völker. Nichts ist leichter zu erwerben, als die Art Witz und Geistreichthum, welche man Judenwitz oder Franzosenwitz nennt. Er wird durch die bloße Übung durch die bloße unaufhörliche Reizung des Gemüthes und Umrollung der Zunge oft eben so erworben, wie auch ein Dummkopf das L'Hombre- und Schachspiel ganz leidlich lernt. Es ist nur ein Wortwitz, ein kombinatorischer und arithmetischer, der mit Wörtern und Zahlen zusammengewürfelt wird, und hat nichts mit jenem Witze gemein, der aus den stillen und verborgenen Quellen des tiefsten Gemüthes gleich Blitzen hervorschießt und durch Einen Zug ganze Himmel vor uns aufreißt.

Vortreflich sagt ein scharfsinniger Schwede *), der uns gleichsam die Entstehung des in gewissen Völkern vorherrschenden Geistigen, Spitzigen und Pfiffigen malen will: Der französische Esprit

---

*) Admiral, Graf Ehrenswärd, in seiner Philosophie der Künste.

ist nicht eigentlich, was man Witz nennen kann, er ist in der Regel nichts Anderes als Umkehrung oder Gegensatz. Die Anlage zu diesem Esprit entsteht im Gemüthe, wann die Triebe desselben aus dem Gleichgewichte gebracht sind und fast, als hätte der Zufall sie unter einander geschüttelt, die einen oben die andern unten liegen. Und in der That, wir irren uns nicht, wenn wir behaupten, daß die leichtsinnige Unruhe, die immer auf Neues sinnende List, die zu geistige Beweglichkeit eine ursprüngliche Zerrüttung der Triebe oder wenigstens einen Kampf ungleicher Triebe bedeuten, welche nicht zusammengehören, und daß die oberflächliche Beweglichkeit und die springende und fliegende Geistigkeit, die immer alles fasset und nichts festhält und immer von einem Gegenstande auf den andern fährt, weder Glück des Herzens noch Tiefe des Geistes bezeichnet, daß aber der rechte Geist und die rechte Kraft und Klugheit weit mehr bei denen wohnen, deren unscheinbares Äußere von den Spitzköpfen häufig für Dummheit gescholten wird.

Wir haben viel hin und her gespielt, damit wir bewiesen, daß eine gewisse geistige Pfiffigkeit und eine große mechanische Fertigkeit bei Völkern weder das

Größte selbst noch auch Zeichen der Größe sind, sondern daß sich dies bei dem Mangelhaften und Abgelebten gerade am häufigsten findet. Wäre dies das Größte in einem Volke oder Staate, so überträfen die Chinesen, die nun vielleicht schon ein paar Jahrtausende stillstehen und alles Frische, was sie berührt, sogleich in ihren todten Mumienstaat hineinfressen, alle anderen Völker der Erde. Diese Spiele seitweges indessen und diese Sprünge aus der Bahn führten immer wieder in den rechten Weg hinein, und eben weil wir seitweges so viele Sprünge und Abirrungen gemacht haben, können wir jetzt unsern Weg desto gerader halten und ohne viele Umschweife und Spiele der Worte und Gedanken frisch auf das Ziel hinsteuern.

Wir haben wenigstens in Andeutungen und Wahrscheinlichkeiten gewiesen, wie entartete und verbastardete Völker oder solche, die auf der Neige des Sinkens stehen, sich offenbaren. Wir werden nun nach diesen Vorspielen denen, welchen unsre Ansichten nicht ganz ohne Einsicht und ohne geschichtlichen und naturgeschichtlichen Beleg zu seyn scheinen, leicht zeigen können, wie jung, frisch und rein unser Volk noch in der Weltgeschichte steht, und wie viele Hoffnungen neuer und herrlicher Entwickelungen noch in

ihm sind. Ungeachtet dieser Jugend, die ich hier behaupte und die ich unten nachweisen werde, ist unser Volk wahrscheinlich dem Ursprunge nach nicht jünger als die, welche längst vergangen sind, die Perser, Griechen, Römer, oder als die, welche uns dünken Chinesen gleich erstarrt zu seyn und keine frischen Blüthen mehr treiben zu können, wie z. B. die Franzosen. Blos einem glücklichen Stern hat es zu danken, daß es so lange in seiner Frische geblieben und durch Unstätigkeit und Eitelkeit der Triebe dem traurigen Greisesalter des klugen Bewußtseyns nicht zu früh entgegengerissen ist; und dieser Glücksstern der Germanen heißt: Die Deutschen sind nicht durch fremde Völker verbastardet, sie sind keine Mischlinge geworden, sie sind mehr als viele andere Völker in ihrer angeborenen Reinheit geblieben und haben sich aus dieser Reinheit ihrer Art und Anlage nach den stätigen Gesetzen der Zeit langsam und still entwickeln können; die glücklichen Deutschen sind ein ursprüngliches Volk. Wir haben für unsere Altvordern ein großes Zeugniß von einem der größten Männer, die je gelebt haben, von dem Römer Tacitus. Dieser außerordentliche Mann, der mit Se-

heraugen die Tiefen des Menschenherzens und die Tiefen der Natur, die Gegenwart und die Zukunft durchschaute, hat wohl gesehen, was in unsern Vätern war, und ihnen nach den Zeiten, deren unabwendliche Schicksalsnacht er hereindämmern sah, glänzende Loose verkündigt; und die Geschichte hat ihm bis jetzt nicht widersprochen. Das aber hat er vor allen Dingen am hellsten gesehen und herausgehoben, wie viel darin lag für die künftige Größe und Herrlichkeit des germanischen Volkes, daß sie rein und nur ihnen selbst gleich, daß sie keine Mischlinge waren; denn er sah sein Italien, das einst die Herrscherin der Länder war, ein verruchtes und verworfenes Mischlingsgesindel, die Erinnerungen der Fabricier und Kornelier entweihen, und die stolze Römerseele blutete und zürnte, daß keine Römer mehr waren.

So spricht er im zweiten Kapitel seines Büchleins über Germanien: „Ich muß die Germanen „für ursprüngliche Bewohner (indigenas, αὐτόχθονας) halten und gar nicht durch die Ankünfte und „Befreundungen mit andern Völkern gemischt, weil „weiland nicht zu Lande sondern auf Flotten herzuführen, welche die Sitze zu ändern suchten, und „weil der fernhin unermeßliche und, ich mag wohl

„sagen, feindselige Ocean von seltenen Schiffen aus „unserm Welttheile befahren wird. Wer mögte auch „wohl, außer der Gefahr eines gräulichen und un„bekannten Meeres, Asia oder Afrika oder Italien „verlassen und Germanien aufsuchen, ungestalt von „Landen, rauh von Himmel, traurig von Anbau und „Ansehen, nur nicht, wenn es Vaterland ist." — Und so heißt es im vierten Kapitel: „Ich trete „den Meinungen derjenigen bei, welche „dafür halten, Germaniens Völker seyen, „durch keine andern Vermählungen mit an„dern Völkern angesteckt, ein eigenthümli„ches und reines und nur ihm selbst glei„ches Volk gewesen; daher auch, obgleich in „einer so großen Menschenzahl, bei allen derselbe „Körperschlag, trotzige und blaue Augen, röthlich„gelbes Hauptaar, große und nur zum Angriff „kräftige Leiber."

Dieses ungemischte und reine Volk nahm nun im siebenten und achten Jahrhundert das Christenthum an als sogenannte Barbaren, wie die Griechen und Römer alle fremde Völker ohne Ausnahme zu nennen pflegten, nicht ohne einen Nebenbegriff von Rohheit und Wildheit; denn darin waren diese beiden Völker des Alterthums den jetzigen Franzosen ähnlich, daß

sie alle Völker, die nicht sie selbst waren, als eine Art roher Halbwilden ansahen und verachteten. Unsere eigenen späteren Geschichtforscher und Geschichtschreiber haben sich durch diese griechischen und römischen Ansichten und Vorurtheile mehr als recht leiten und fortziehen lassen und die Wildheit und Rohheit, welche jene Alten oft nur in einigen verkehrten Andeutungen bezeichnet hatten, zum Theil mit einer Art Wohlgefallen zu einem recht vollen Gemälde ausgemalt. Diese Ansicht ist aber durchaus eine unwahre und ungeschichtliche und wird am besten fast durch jedes Wort des Tacitus widerlegt. Davon ist überhaupt keine Spur in der Geschichte, daß unsre Vorfahren je etwas dem Ähnliches gewesen wären, wie uns die Wilden der neuesten Geschichte, die Bewohner Nordamerica's und der Oronokoländer und der Südseeinseln beschrieben werden; als solche Bestien sind uns die Germanen nie gemeldet worden, und wären sie je menschenfressende Thiere gewesen, ich dächte, die Bestialität hätte sich nicht so leicht verwischen lassen und müßte auch jetzt noch wohl hin und wieder in ihnen erscheinen; was aber Gott-Lob nicht der Fall ist. Ist es denn geschichtlich erwiesen, und ist es nicht vielmehr ein dummer und unmenschlicher Wahn, daß alle Völker, nachdem sie jenes

höchste Glück der Unschuld und Gottähnlichkeit verloren hatten, erst hätten bis zu den Thieren, ja unter die Thiere erniedrigt und entmenscht werden müssen, ehe sie wieder die ersten leisen Anfänge der Menschlichkeit ergreifen und die tiefste und elendeste Dummheit des Thieres abschütteln konnten? Können wir nicht eben so gut, und viel menschlicher, voraussetzen, die Anfänger unsers Volkes seyen freilich rohe und gute Kinder gewesen, seyen dies aber immer geblieben und nie reißende und blutige Thiere geworden? und als gute und tüchtige Kinder der Natur seyen sie in die Länder eingewandert, von welchen ein Theil jetzt Deutschland genannt wird, und haben sich dort, ungewußt von der Geschichte, ausgebreitet und im stillen Gange der Jahrhunderte sich selbst und ihr Land ausgebildet? Gewiß hatten sie schon manche Jahrhunderte — wer weiß, ob nicht viel länger als die Latiner in Italien? — in den Ländern um den Rhein, die Weser, Elbe und Oder gewohnt, als die römische Habsucht sie in ihren Sitzen zu stören kam und sie gleich dem übrigen Europa zu unterjochen meinte. Sie waren, wenn wir Cäsar und Tacitus und andere Römer über sie abhören, schon weit hinaus über die Gränzen der Rohheit, welche wir jetzt unter dem Namen Barbarei verstehen.

Sie waren nicht mehr unstäte Jäger oder Hirten, sondern ein Ackerbau treibendes Volk, fast alle mit eingetheilten Feldern und festen Sitzen; doch war noch ein Überfluß von Wäldern und unbebautem Lande, und daher lebten sie auch viel von der Viehzucht und dem Wilde. Sie bestanden aus Fürsten, Edlen, Freien und Leibeigenen, welche die Felder gegen Zins bebauten, und wurden durch einfache Gesetze und züchtige Sitten regiert, welche alle auf Redlichkeit, Tapferkeit und Freiheit zielten. Ernst in den Sitten, Unerschrockenheit im Kriege, Treue des Wortes, Keuschheit in der Ehe, Fröhlichkeit, Gastlichkeit und unbezwingliche Freiheitsliebe zeichnete sie aus. Was über die Gerichte, die Volksversammlung, die Rechte der verschiedenen Stände, die Anführung im Kriege und den Heerbann verordnet war und ihre Schlachtordnung und Bewaffnung, und wie sie in gleicher Zahl, oft wohl in unterlegener Zahl, die kriegsgeübten Römer und alle ihre Künste zu besiegen verstanden — alles das bedeutet schon ein sehr geordnetes Volk und keinesweges Barbaren in dem Sinne, wo man Halbwilde darunter versteht. Sie waren roh und ungebildet, sie wußten noch fast nichts von jenen Künsten der Überbildung und Überverfeinerung, wodurch die Griechen vergangen waren und die Römer damals

anfingen zu vergehen, aber sie waren ein einfältiges, tapferes, treues, gerechtes und freundliches Volk, das die Menschen liebte und die Götter ehrte; sie waren tüchtige und rohe Naturkinder, aber durch Sitten und Gesetze schon so gehalten, daß es weniger Jahrhunderte bedurfte, sie zu einer sehr hohen Stufe der Menschlichkeit emporzuheben. Wer weiß aber, wie viele Jahrhunderte die Wilden Nordamerica's, trotz allen Beispielen eines glücklicheren und menschlicheren Zustandes, welche ihre Nachbaren, die Engländer und Americaner, ihnen täglich zeigen, in Unhuld und Elend als unstäte Halbmenschen noch umherirren werden, ehe sie von dem schöneren Reize der Menschlichkeit so ergriffen werden, daß sie die traurige Wildheit zähmen lassen? Ja mir sagt es fast ein dunkles Gefühl, als werden solche Völker, wie die Irokesen, Karaiben, Nuffasunder und ihres Gleichen, nimmer wieder zahm, sondern als müssen sie allmählig aussterben oder auch von edleren Völkern ausgerottet werden.

Das Christenthum nahm denn, wie gesagt, die frischen und tüchtigen germanischen Naturkinder auf, und unter seinen belebenden und erwärmenden Sonnenstrahlen gediehen die jungen und freudigen Pflanzen, die auf einem guten Boden gewurzelt standen,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Sie holten diejenigen Völker bald ein, welche viel ältere Bildungskeime hatten und zu welchen das Christenthum einige Jahrhunderte früher gekommen war; ja sie flogen ihnen sogar bald voraus. So gewaltig war die ungeschwächte Triebkraft und so herrlich wirkte der reine und ungemischte Stamm und die kindliche Einfalt der starken und tapfern Gemüther, die durch keine fremdartige Triebe zerhadert und durch keine unreine und ungleiche Leidenschaften getrübt waren. Die Bewohner des Landes, welches jetzt Deutschland heißt, wurden Christen im siebenten und achten Jahrhundert, und im elften, zwölften Jahrhundert stand das deutsche Volk schon in einer außerordentlichen, menschlichen, christlichen und künstlerischen Herrlichkeit da.

Dieses letzte Wort, *die künstlerische Herrlichkeit*, müssen wir uns ganz besonders merken. Dahin waren wir gekommen durch die Gottlob! jetzt auch vergangenen letzten mageren und nüchternen Jahrhunderte, daß wir mit sehenden Augen blind waren. Wir hatten den ersten Schlüssel zu unserer Geschichte verloren, und konnten ihn nicht mehr finden, wiewohl er uns allenthalben vor den Füßen lag. Jetzt die letzten Jahrzehende haben uns Gottlob!

Bayerische Staatsbibliothek München

die Starre gestochen, und wir können wieder hinter uns sehen und werden also im Vorwärtsgehen weniger stolpern.

Wir können den Männern nie genug danken, welche gestrebt haben und streben uns die Kunst unsers Mittelalters aufzuhellen; sie haben uns den großen Schlüssel zu unserer Geschichte in die Hand gegeben, und durch sie erst verstehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem wir angehören. Sie haben durch ihre Untersuchungen und Entdeckungen Lichtstreifen in jene dunkeln Jahrhunderte geworfen, welche uns unsre Väter in allem Großen und Schönen als die Führer zeigen. Denn wie die Kunst die schönste Blüthe des einzelnen Lebens ist, so ist sie auch die schönste Blüthe eines ganzen Volkes, und an nichts kann man so klar sehen als an ihr, was ein Volk einst war und was es einst seyn kann. Groß ist die That für den Augenblick und wirft zündende Blitze in die Mitthuenden und Mitlebenden, auch ihr Klang klingt Tugenden aus den Herzen der Enkel und Urenkel in die künftigen Zeiten herauf; aber ein ganzes lichtes Bild des Zeitalters, worin sie gethan ward, wirft sie nicht hin, denn sie ist mit Erde, Staub und Blut umringt und ihr Schein ist trübe. Kleiner scheint das Werk für den Augenblick, nicht

so gewaltig wirft es zündende Blitze in die Zeitgenossen, unter welchen es entsteht, aber dem Enkel und Urenkel steht es wohl hehrer und begeisternder da als die That, von welcher nur noch der Ton durch die Seele klingt; das Werk wird erst groß, wann die gestorben sind, unter welchen es entstand, sein Schatten wird immer ätherischer, sein Bild immer lichter, seine prophetischen Zeichen werden immer sprechender, je weiter abwärts die Jahrhunderte wandeln: denn mit dem Irdischen hatte es von Anbeginn wenig gemein und war als ein göttliches Kind, als ein Gespiele der Himmlischen, aus der reinen Idee gezeugt, und zeigt den Spiegel dieser Idee immer heller, jemehr das Trübe der Gegenwart in die Ferne zurücktritt. Aus Homer und Sophokles erkennst du die griechische Geschichte (die große Geschichte meine ich, den Grund und Boden der griechischen Geschichte) besser, als aus Herodot und Thucydides; und Dante und Cervantes beschreiben die Italiäner und Spanier besser als Macchiavelli und Mendoza; und du, lieblichster Klang aus alter Zeit, du anmuthiges Nibelungenlied, und du heiliger Dom in Köln, und du Münster in Straßburg, seyd ihr nicht tausendmal bessere Geschichtschreiber der Deutschen, als Moser und Müller waren? Denn ihr habt das vergangene

Leben in der Gestalt festgehalten; und die angeschaute Ruine eines griechischen Tempels mit seinen Verzierungen, Scherzen und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechischen Götterleben, als der ganze Pausanias.

In der That erst die letzten Jahrzehende haben uns über uns selbst und über unsere Geschichte die Augen wieder ein wenig geöffnet. Doch stehen wir nur erst in den Vorhallen und schauen schüchtern in den Tempel hinein; wie wird uns aber zu Muthe seyn, wann wir den ganzen Bau übersehen können? Wir hatten wohl so viel gelernt aus unserer Kaiser- und Reichsgeschichte, aus den Zügen nach Italien, aus den Unternehmungen auf Dänemark, Ungarn und Polen, aus der Größe und dem Reichthum unserer Städte, und endlich aus den Sagen und Fabeln der fremden Völker von unsern Kriegsabentheuern, von unserer unerschöpflichen Menschenzahl und unbezwinglichen Tapferkeit, daß wir ein großes und mächtiges Volk gewesen waren; auch einzelne Werke, wenn sie auch nur als Masse auf uns wirkten, erinnerten uns daran. Das auch hatten wir aus Büchern gelernt, daß wir durch Freiheit, Gerechtigkeit und gesetzliche Zucht und Ordnung berühmt gewesen waren. Endlich hatte man uns auch gesagt, daß, wenn in andern Ländern etwas Vorzügliches gemacht war, der Deut-

sche immer mit dabei gewesen sey. Aber das wußten wir früher nicht, so wie jetzt, und konnten es aus der Geschichte so nicht darthun, daß wir Deutsche durchaus der Mittelpunkt der neuen Geschichte sind, daß wir das abendländische Christenthum entwickelt, daß wir die schönsten und lieblichsten Blüthen der Kunst daraus getrieben haben. Jetzt hat es einen gewaltigen Sinn für uns, wovon wir uns bescheiden sonst nur einen Theil nahmen, wenn es in der dunkeln Sage der Völker klingt, daß, wo in England oder Frankreich oder Italien ein altes Kunstwerk und Denkmal gezeigt wird, dessen Schöpfer man nicht weiß, der Künstler und Meister ein Deutscher war; daß, wo etwas Freies und Gesetzliches in Städten und auf Inseln der fernsten Küsten sich gebildet hatte, die Freiheit eine deutsche, eine hansische Freiheit war.

Die süßen Nachtigallen der Kunst haben nach den historischen Überlieferungen in einzelnen anmuthigen Thälern Südfrankreichs, Italiens und Hispaniens zuerst zu zwitschern und zu klingen angefangen; man nennt uns eine romanische, provenzalische, limosinische und katalanische Dichtkunst. Diese Dichtkunst hat wie der erste Frühling, der nach dem starren und traurigen Winter mit seinen warmen Lüften und milderen Sonnenstrahlen so lieb ist, einzeln liebliche

Veilchen und Maienblümchen getrieben, die sich nachher in der Kunst der südlichen Völker verzweigt und zu einem vollen blühenden Strauß zusammengeflochten haben. Gewiß hatten unsere Vorfahren zu jener Zeit auch ihre Lieder und Sagen, die in der Freude der Feste und Gastmäler rundklangen oder von einzelnen liebenden und schwärmenden Seelen in der Einsamkeit gesungen wurden. Dies können wir wohl wissen nach den Sagen unsers Nibelungenliedes und der alten nordischen Heldenlieder, deren Geist unserm Alterthume doch verwandt war. Gewiß sind aber diese germanischen Lieder und Sagen frühe mit dem christlichen Geiste, ich mögte sagen, mit der christlichen Seele, durchströmt worden, d. h. sie haben christliches Gemüth und christliches Kleid angenommen. Denn eben weil das germanische Gefäß so rein war, darum ist das Christenthum gar früh in alle seine Poren eingedrungen und haucht und klingt aus ihm nichts als Liebe, Freude und Musik. Es gab allerdings durch das Kaiserthum und das Hohepriesterthum von Rom einen Ring der damaligen Christenwelt, der auch das Entfernte zusammenzog und zusammenband, und was die romanischen und provenzalischen Trovadores erfunden und gesungen hatten, konnte auch zu unsern germanischen Wäldern durchklingen; aber ich

glaube nicht, daß unsre sogenannten deutschen Minnelieder durchaus einen nachahmenden und nachsingenden Zusammenhang mit der südlichen Kunst hatten. Ein Klang, eine Sage, eine Weise konnte vom Süden herkommen — das war genug, das Übrige machten die kindlichen und begeisterten Herzen von selbst, da waren sie selbst die Erfinder und Macher. Und in unsern alten Liedern und Volksgesängen, welche reich und mannigfaltig wie die tausend Vögel des Frühlings in alle Welt hinausfliegen, unbekümmert, ob jemand sie hört, spiegelt sich in ihnen nicht das eigenthümlichste germanische Leben und die fromme germanische Art auf das wunderbarste? so daß wohl keiner sagen mag, dies sey uns von den Wälschen gekommen. Denn in den wälschen Liedern, so süße Liebes- und Freudenseufzer sie meistens auch sind, ist doch bei aller Liebe, Frömmigkeit und Huld immer das Sinnliche durchscheinend, aber die unsrigen fangen meistens mit sinnlichen Spielen und Anspielen, auch mit Hinspielen auf einzelne Sagen und wirkliche Geschichten an, aber endlich fliegen sie wie bunte himmlische Vögel hoch über alles irdische Leben hinaus und spielen uns aus den Lüften überirdische Schätze und Träume himmlischer Wehmuth und Wonne auf die mühevolle und trübe Erde herab.

Musikalisch und lyrisch ist das Christenthum, das Lied und das Saitenspiel sind sein Grundton, sein ewiger Athem und Klang ist die Liebe. Deßwegen mußte die neuere Kunst, wann sie eine wahre neuere Kunst, wann sie eine christliche Kunst ward, in der Musik und Lyrik ihre Auflösung und Erklärung haben. Und so hat die Kunst sich bei den Deutschen auch bewährt und verklärt. Wie große und fromme Kinder, die reines und unschuldiges Herzens sind und weiter nichts wissen, als was Einfalt, Glaube und Liebe ihnen lehren, wurden unsre Väter von dem Christenthum in die geistige Welt eingeführt, und in Einfalt und Unschuld bildeten sie nach und erzählten wieder, was sie droben bei den Himmlischen und Heiligen gesehen hatten. Alle die unendlichen und unsterblichen Spiele der himmlischen Liebe und Freude, alle die innigsten Anschauungen und Dämmerungen des Glaubens, alles auch, was aus den Tiefen des seit dem Sündenfalle verhüllten irdischen und elementarischen Lebens in Furchtbarkeit und Lieblichkeit oft so bedeutend warnend und ahndungsreich an die heitere Oberfläche des Lebens hervorspielt, haben sie in der reichsten und schönsten Mannigfaltigkeit dargestellt und in irdischen Bildern festgehalten, daß die Urenkel noch werden sehen können, wie jene weidlichen,

freudigen und einfältigen Menschen Gott und die Natur besser verstanden, als sie durch Klauberei und Klügelei je verstanden werden können. Die Baukunst ist der Triumph des deutschen Wirkens und Schaffens, man kann sagen, die Deutschen haben das Christenthum ausgebaut, wenigstens hingebaut auf die Erde, daß auch, wenn das Christenthum selbst von der Erde verschwinden könnte, Menschen, die nach langen Jahrhunderten kämen und die Reste der sogenannten gothischen Baukunst sähen, ungefähr begreifen könnten, welch eine Lehre das gewesen seyn müsse, aus welcher solches hervorgesproßt sey: wie der Wanderer in den durch den muhamedanischen Fanatismus entweiheten und verödeten Gefilden Indiens sinnig an den Trümmern und Resten der heiligen Tempel, Höhlen und Bäume vorübergeht und mit Wehmuth empfindet, welch ein blühendes, liebendes und beschauendes Geschlecht das seyn mußte, welches solche zwischen Himmel und Erde schwebenden und lebenden Herrlichkeiten hervorbringen konnte. Die deutsche heilige Baukunst des Mittelalters umfaßt die ganze europäische Welt der germanischen und halbgermanischen Völker; was in Deutschland, Italien, Frankreich, England, ja was in Schweden und Norwegen Großes darin gemacht worden, ist das Werk und immer

wenigstens das Bild des deutschen Urbildes (der Idee). Wie das Christenthum, ohne Zweifel äußerlich und innerlich die weiteste und geistigste Religion, die ihrem Wesen nach mit unendlichen Liebesarmen das Verschiedenste umfassen und erwärmen kann, alles Leben in sich zusammenband und keines ausschloß, wie Himmel und Erde, Geistigkeit und Sinnlichkeit, Leib und Seele in ihm in schöner Eintracht und frommem Frieden verbunden wurden, so daß jedem seine Rechte gesichert wurden, so hat es in der Baukunst alle übrigen Künste verbunden. In dem Karakter der gothischen Kirchen und Tempel fließen die Bildhauerei und Malerei sanft in einander, ohne daß sie durch eine ungebührliche wirkliche Vermischung jene widerliche Zwitterart bilden, die man meint, wenn man z. B. von der Berninischen Art in der Bildhauerei spricht. Nein, sie sind wie Mann und Weib so in Liebe verbunden, daß die beiden Leiber als Leiber außer einander stehen, die liebeglühenden Seelen aber nur Eine flammende Seele sind. Die Musik aber und die Dichtkunst ranken und spielen in Klängen und Blumen an ihnen und zwischen ihnen empor, und um die schönen und bunten Frühlingsauen, welche sie hoch in den Lüften zusammenweben und amphionisch zusammenklingen, zwitschern die Minneliederchen wie

Schwalben und Lerchen und schießen fröhlich über dem bunten Schimmer durch die Lüfte. Dieses Bild der großen Bilder, welches ich hier leicht hinwerfe, diese dünne Ansicht unnennbarer Gefühle können auch nur als ein einzelner Anklang der unendlichen Welt klingen, welche ein großes Kunstwerk in der Menschenbrust erregt, oder vielmehr der verhüllten unendlichen Welt, welche der Mensch einst in Klarheit gesehen hat und von deren Wesen ihm jetzt nur noch durch die Kunst zuweilen eine Dämmerung voll Wahne und Ahndungen gezeigt wird. Wie der Künstler die Bilder nicht begreift, die in der heiligen Gewalt der Begeisterung unwillkürlich und unaufhaltsam aus ihm hervorsprudeln und ihn zum Bilden und Schaffen zwingen, so wenig mag der Anschauer und Betrachter seines Werkes mit Worten die Geister schildern, die darin leben und walten. Man hat die Baukunst des Mittelalters eine versteinerte Musik genannt, ganz recht dem Eindrucke nach, völlig unrecht der Entstehung nach; man sollte sie lieber — man verzeihe das Wort — eine musicirende Steinerei nennen. Nach oben, zu den Sternen wollten jene fröhlichen und frommen Menschen, mit den Geistern, den Engeln und den Heiligen, mit der reinen Jungfrau, mit dem Christkindlein wollten sie spielen

und scherzen; dahin trachtete und dichtete all ihr Leben und alle ihre Kunst, und diese Gestalt nahmen sie an. Sinnlich und klar sieht und fasset man es, wenn man im Abendschein um die alten heiligen Dome wandelt und wenn die milderen Mondesstrahlen und die stilleren Sterne in den Halblichtern mit ihren Spitzen und Gipfeln zu Einer Gestalt zusammenzufließen scheinen. Da sieht man in den schlanken Säulen die Bäume gleichsam zum Himmel emporschweben, da sieht man die hunderttausend Schnörkel und Zierrathen, wie musikalisch bewegte und gekräuselte Luftwellen hinströmen, da sieht man die Blumen und Vögel sich regen und zur Höhe fliegen, und es lebt, singt und klingt alles in der heiligen Stille. Weil dieses Streben nach oben, dieses Fliegen, Blühen und Klingen zum Himmel die unbewußte Idee des christlichen Meisters war, so ist das Spitze und Eckige in den Bauwerken und in den Blüthen, Verzierungen und Arabesken derselben der nothwendige Karakter. Wenn man diejenigen Theile ausnimmt, welche mit Dächern zugedeckt werden mußten, damit die Elemente nicht sogleich alles Schönste wieder zerstörten, so gehen alle anderen Außentheile, Säulen, Bogen und Verzierungen durchaus immer wie mit unendlichem Streben und Sehnen nach oben. Dies ist

durchaus der Sinn aller heiligen Gebäude, welche die christliche Andacht errichtet hat, in so weit sie nicht durch die nothwendige Zweckmäßigkeit und Bedürftigkeit aller irdischen Werke gebunden sind, welchen in gewissem Maaße der Sinn und die Schönheit dienen müssen; denn risse man die Dächer weg, so würde sogleich durch den bloßen Anblick erscheinen, wie alles ohne Ausnahme nach oben will und strebt. Es ist kein Zufall dieses Spitze, es läßt den unendlichen Raum zwischen Himmel und Erde offen, es bietet in seinen Säulen, Zacken, Blumen, Ranken und Sprossen dem Himmel tausend Hände und Finger, woran er fassen und das liebende und sehnsüchtige Geschlecht zu sich emporziehen kann. Überhaupt hat alles, was der Mensch aus liebendem Gemüthe und mächtigem Triebe wirkt und bildet, die allerinnerste Bedeutsamkeit, und nicht blos in dem Sinne und der Meinung, woraus es entstand, sondern auch in seiner Gestalt und in seinem Gebilde selbst. Bei allem, was nicht aus eitler Buhlerei und kindischer Äfferei mit etwas Vergangenem oder Fremdem geboren ist, müssen sich durch eine höhere und unwillkürliche Nothwendigkeit immer auch die Seelen der Menschen und Zeiten abdrücken, unter welchen es entstand. So ist es auch kein Zufall, daß in den

Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidnischen Griechen und Römer das Runde und Geschlossene vorherrscht, sondern es erscheint darin der Abdruck des innersten Lebens und Glaubens dieser Völker. In sinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen sinnlichen Genusse und in voller sinnlicher Entfaltung dieses irdischen Lebens hatten sie sich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hier unten geschlossen. Darum machten sie auch ihre Tempel ganz rund und fertig, wie ihr irdisches Leben hier unten in Stärke und Schönheit und im Genuß der Daseynsfülle ihnen fertig erschien: sie schlossen sie zu mit den runden Gewölben als mit ihrem Himmel; was das Himmelsgewölbe da droben bedeutete und umschloß, das kümmerte sie nicht, sie wollten mit keiner Sehnsucht dahin, sie hatten hier unten die Genüge, und begehrten nichts weiter.

Ja, so allmächtig hatten die neue Zeit, die christliche Zeit und die unauslöschlichen Flammen der glühenden christlichen Liebe, das reine und einfältige Geschlecht der Germanen ergriffen, daß sie dieselbe in allem, was sie wirkten, bildeten und schufen, abdrückten, abbildeten und wiederspiegelten. Die Reste der alten Völker und die unreinen Mischlingsvölker, welche von ihnen ergriffen und auf mannigfaltige

Weise berührt, gewandelt und umgebildet würden, konnten das Heidnische nicht so rein ausstoßen, wie die Deutschen und haben es alle mehr oder weniger in ihr neues christliches Leben eingemischt. Wir wollen auch nicht in Abrede seyn, und können nicht in Abrede seyn, weil die Geschichte sich gegen uns erklären würde, daß uns von den Heiden und Heidengenossen viele Fertigkeiten, Kunstgriffe und überhaupt die meisten ersten Geräthe, Formen und Muster auch der Künste überliefert und gewiesen sind; Einiges davon hat sich trotz der Verheerungen der Hunnen und der späteren Normännen mitten im Sturme der Zeiten auch wohl von den Römern her in einigen Städten unsers Rheins und der Rheingegend gerettet, z. B. in Köln und Trier, aber das können wir kühn sagen, daß wir dieses von den Fremden Empfangene bald in das Unsrige verwandelt haben. Es hat uns nicht gefesselt noch unsre Geister in nachahmender Sclaverei gebunden; wir haben es als das angenommen, was es war, als mechanische Fertigkeit, die von dem einen immer dem andern überliefert werden muß als mechanisches Muster; wir haben es selbstmächtig als bloßes Geräth und Form behandelt, und in sehr kurzer Zeit haben wir uns frei aus uns heraus unsre eignen Kunstgestalten, Muster und

Geräthe gebildet und alles mit unsrer Eigenthümlichkeit, mit unserm lebendigen Leben durchhaucht: wir haben ihm die deutsche und christliche Seele eingehaucht, und so ist alles von andern Völkern Angenommene und Empfangene wirklich unser geworden.

Wir haben von den höchsten und verborgensten Dingen und Schöpfungen, die dem Menschen immer nur als aufblitzende und oft zu geschwinde wieder dahinfahrende Bilder und Schimmer eines schönen früheren und nun für uns verloren gegangenen Seyns erscheinen können, fast in räthselhaften Bildern und Andeutungen mehr fantasirt als gesprochen. Wir wollen noch ein wenig fantasieren, und sehen, ob wir durch den Gegensatz mehr Licht auf eine Sache werfen können, die im Gemüthe oft so hell anschaulich, in Worten aber und Gleichnissen doch so schwer aussprechlich ist. Wir haben durch die geistige Anschauung nicht blos symbolisch sondern innerlich in der Baukunst das Runde als das Heidnische, das Spitze als das Christliche gefunden; wir wollen diese äußeren Zeichen ein wenig festhalten. Vielleicht entdecken wir, daß sie tief in das innere Leben und Anschauen dieser ganz entgegengesetzten Zeiten und Menschen hineinführen. Wir sagten, der Christ mache

und bilde alles spitz, lasse alles offen, er wolle dem Himmel gern Millionen Hände und Finger reichen, er wolle auch noch durch die Dächer selbst gern zu ihm hineinsteigen; der Heide mache und bilde alles rund, er habe sich seinen Himmel hier auf der Erde schon zugewölbt, was jenseits jenes höheren Himmelsgewölbes vorgeht, darnach frage er nicht, hier unten wolle er ganz seyn, hier wolle er des Daseyns in ganzer irdischer Fülle genießen und den Kreis seines Lebens vollenden, und deswegen habe er der Sehnsucht alle Thüren und Fenster zugeschlossen. Und wahrlich diese Ansicht oder vielmehr dieses Gefühl, welches bei der Vergleichung der heidnischen Tempel und der christlichen Kirchen sich uns von selbst aufdrang, ist in viel weiterem Umfange anwendbar. Der Heide strebt in sich hinein, er will alle Dinge in sich hineinziehen, der Christ strebt aus sich heraus, er will alle Dinge nur zu Einem Wesen hinziehen, zu Gott; der Heide verlangt ein vollkommenes und ganzes Leben auf Erden, der Christ hofft das vollkommene und ganze Leben nur im Himmel. Wir wollen uns, was wir hier so anschauen, einmal unter einem großen und dicken Bilde denken; vielleicht daß es dadurch klarer und verständlicher wird.

Wir nehmen an, das Heidenthum und Christenthum *) seyen zwei große und dicke Körper, nicht eben ganz ungestalt, aber doch noch nicht gestaltet, und diese Körper liegen in dem Kreise des Himmels und werden von diesem Himmel in Liebe angezogen. Der Heidenkörper wird sich dieser Anziehung weigern, er wird streben, sich aus dem Himmelskreise herauszuschnellen, er wird in seiner eigenen Bahn rollen wollen, darum wird er sich in sich selbst zusammenziehen und in ihm selbst zu verdichten suchen und alle Spitzen, Ecken und Zacken abstoßen und abrunden, woran die Kraft des Himmels mit mächtigerem Zuge fassen und ihn also endlich zu sich hineinziehen könnte; er wird, weil er sein selbst allein Herr und Meister seyn will, in der möglich größten Rundheit und Dichtigkeit sein eigenes abgeschlossenes Leben suchen. Der Christenkörper hingegen, fröhlich der Anziehung des Himmels, sehnsüchtig, von ihm ganz und gar hinaufgezogen, ja in ihn hineingezogen und von ihm verschlungen zu werden, wird die Spitzen, Ecken und Zacken, die an ihm sind und wodurch er dem Him-

---

*) Daß wir nicht von todten Überschriften und Namen, sondern von dem Lebendigen in denselben sprechen, von den darin empfindenden und glaubenden Heiden und Christen, fühlt der Leser wohl von selbst.

mel mehr Anziehungspunkte giebt, nicht nur nicht abstoßen und abrunden wollen, nein er wird wünschen, daß alles Runde und Feste in ihm zu lauter spitzen und zarten Häckchen, Sprossen und Ranken würde, woran der Himmel fassen und ihn so in sich hineinziehen könnte: er wird wünschen, daß seine ganze Masse aufgelöst und weich und flüssig würde, daß er, in Funken, Tropfen und Blütenstaub zersprengt, mit Einem Athemzuge, mit Einem brünstigen Liebeskusse von dem sehnenden Himmel eingeschlürft würde.

Wir spielen weiter, weil die Saiten noch klingen. Der Heide will eine runde, dichte, feste Kugel werden, die, unbekümmert, um Sonne, Mond und Sterne, und um den und die, welche darauf herrschen und wohnen, in ihrer eigenen Bahn und mit eigner Anziehung und Abstoßung rollen will. Der Christ will alles Runde seiner Kugel kraus und alles Harte weich machen; er mögte die ganze Kugel mit ihrer ungeheuren Masse durch die Liebe aus der kalten Dichtigkeit reißen und sie in eine einzige duftende und sehnsüchtige Blume verwandeln, die mit ihren Millionen Blättern den reizenden Himmel küßte und so in ihn hinein schwölle. Der Heide will er selbst seyn und kein andrer, er will das Einzelne seyn,

das Einzelne ausbilden, die Einzelheit hält er fest, im Einzelnen ist er groß, Vollendung des Ichs, Abgeschlossenheit und Stärke des Karakters, Stolz und Trotz auf die Persönlichkeit — das ist sein Wesen. Des Christen Leben ist in der Liebe und in der Hoffnung, sein fester Boden ist nicht hienieden, sondern des Himmels wartet er, sein Ich und alle Persönlichkeit giebt er hin an Gott, er fließt über zu den Wesen und zu dem Wesen der Wesen, zu Gott, und auch sein Karakter, wenn er einen zeigt, ist mehr die Stärke des allgemeinen christlichen Geistes, als ein besonderes in ihm selbst geschlossenes Gemüth. So steht es denn fest: Das Heidenthum ist in allen Beziehungen rund und vollgestaltet es ist plastisch; das Christenthum aber ist kraus und zu allen Gestalten hinfließend und hinspielend, es ist romantisch. Wie Blumen mögte es sich entfalten, wie Wellen in Musik verrieseln, wie Sonnen in Funken zerstäuben und selig untergehen in Einer Gestalt, in Gott. Und wenn auch die Klage so alt ist als das Christenthum selbst, daß viele mit dem Namen Christen sind aber mit der That Heiden, daß diese also auch mehr das Heidnische und Abgeschlossene im Leben und im Karakter offenbaren müssen, so gilt dies Letzte doch nur bis zu einem gewissen Punkt hin. Wie

wenig christlich im Innern auch Manche seyn mögen die Christen genannt werden. — Heiden können sie wohl scheinen, aber können es doch nicht mehr ganz seyn. Es giebt eine Lebensluft der Zeiten, wovon alles auch wider Wissen und Willen durchwehet und genährt wird; die Lebensluft der letzten Jahrhunderte ist die christliche gewesen, deren Gewalt alle Lebendigen haben fühlen müssen. Noch nie hat ein Sterblicher sich dem allgemeinen Geiste der Zeiten, worin er lebt, entziehen können; er muß nothwendig eine Ähnlichkeit desselben darstellen. Und auf diese Weise mußten auch die am wenigsten christlichen Christen doch in ihrer Art ihrem Leben und Karakter das Ganze mit abspiegeln, worin sie eingeflochten stehen. Jeder Mensch muß im gewissen Sinne ein Abdruck seiner Zeit seyn, er wird von dem in ihr waltenden und herrschenden Geiste nothwendig gestempelt und geprägt, und muß von dem, was die Menge empfindet, denket und ist, ein Bild darstellen. Den Gegensatz des christlichen Wesens und christlichen Karakters gegen das Wesen und den Karakter des Heidenthums muß die neue Geschichte in allen ihren Beziehungen gegen die Geschichte der Alten zeigen, und sie zeigt ihn.

Eben so reich und mannigfaltig, wie die germa-

nische Natur unter den warmen Sonnenstrahlen des Christenthums sich gleich Blumen in der Kunst entfaltet und ausgebreitet hatte, entwickelte sie sich in dem Leben und in dem Staate. Dieses Allgemeinbekannte darf hier nur mit einigen leichten Strichen angedeutet werden.

Wie den Germanen (lies nur den Römer, und merke!) die unsichtbaren Götter von jeher mehr gezogen haben als die sichtbaren, wie er über alle Bilder und Scheine hinaus immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der Scheine emporgeflogen ist, wie die Idee sein rechtes Gebiet war von Anfang, so hat er auf Erden immer nach der höchsten Freiheit gestrebt, und thut dies bis auf diesen Tag; so daß er mehr als einmal auf dem Punkte gewesen ist, über diesem Streben nach der höchsten Freiheit die kleinere gar zu verlieren. Die höchste Freiheit ist nämlich die menschliche, die kleinere ist die politische Freiheit. Unselig ist das Volk, welches der politischen Freiheit mangelt, weil es dann auch die menschliche nicht behaupten mag; aber unseliger ist das Volk, welches kein Streben der menschlichen Freiheit hat, weil es nimmer eine große politische Freiheit haben kann. Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sitten und Gebräuche als durch

Gesetze und Gebote regiert. Jemehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, desto weniger bedarf es der Gesetze. In Hinsicht der Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche ist wohl kein Volk reicher gewesen als eben die Deutschen. Dieser Theil unserer Geschichte, dessen Darstellung für die Kunst, ja für unser ganzes welthistorisches Leben von der größten Wichtigkeit wäre, ist noch fast wenig bearbeitet, und doch droht er von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr aus dem Gedächtnisse der Menschen und endlich auch aus der Wirklichkeit zu verschwinden. Zwar zeigen wir hier von allen Europäern noch heute den größten Reichthum und die größte Mannigfaltigkeit aber von dem, was jetzt meistens vergangen und gewesen ist, können wir uns kaum noch ein dunkles Bild entwerfen. Zur Zeit jener großen germanischen Lebendigkeit, die von dem zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert herrschte, und wo unsere fröhliche Kindheit von Millionen lieblicher Lenzesblumen duftete und blühete, war vielleicht in einzelnen Städten, wie z. B. in Nürnberg, Straßburg, Köln, eine so große Mannigfaltigkeit des Lebens, als jetzt in ganzen deutschen Staaten, die sich wohl groß dünken, nicht ist. Zuerst standen die Stände geschieden, die Fürsten, der hohe Adel, der kleine Adel,

die Geschlechter, die Geistlichkeit mit allen ihren Stufen, die Bürger, die Bauern. Diese bildeten jede ihre besondere Art und Sitte, obgleich sie viele Einigungs- und Zusammenfließungspunkte hatten. Die Bürger außer dem, was sie gemeinsam als einen großen und ehrenwerthen Stand unterschied, waren wieder in eine Menge besonderer Gesellschaften, Zünfte und Innungen zerspaltet, deren jede wieder ihre Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten hatte und sie mit der größten Sorge behauptete und festhielt, weil sie sich selbst allein so behaupten und festhalten zu können meinte. Wenn man sich dies alles, wie es im Staate und Leben in einander und doch wieder in tausend Gegenstößen und Widerstreiten außer einander und neben einander stand, recht lebendig vorstellen könnte, in seinem lebendigen Wirken, Schaffen und Seyn, so würde unser jetziges Leben in der Vergleichung mit jener Vergangenheit uns fast arm und jämmerlich dünken. Außer dieser unendlichen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der vielen Klassen und Gesellschaften, die damals in einer einzelnen deutschen Stadt gesehen werden konnten, war aber noch eine sehr zahlreiche Freischaar des Lebens, die keiner besondern Klasse und Gesellschaft angehörte, sondern wie die leichten Truppen und die Springer

und Plänkler eines Heers hin und her hüpfte und flatterte und von dem Ganzen ein ungemein lustiges und buntes Vorbild gab. Ich spreche hier von den Luftspringern, Gauklern und Spielern aller Art, wovon, wie wir auf jeder Seite der Geschichte des Mittelalters lesen, dasselbe gewimmelt hat. Es war damals eine sehr reiche Zeit: angestrengte Regierung war nirgends, stehende Heere kannte man nicht, das Reich war so mächtig, oder vielmehr die Nachbarn waren so schwach, daß keiner es von aussen antastete; Handel und Gewerbe blüheten. Da war Raum für eine Menge Singer und Spieler und anmuthige und ergötzliche Faullenzer, welche man in späteren Jahrhunderten überflüssige oder gar verderbliche Menschen hat nennen müssen; sie wurden von dem Ganzen mit getragen und ernährt, wie der reiche Frühling eine Menge Lerchen und Nachtigallen und Zeisige, Bienen und Schmetterlinge, ja auch Spatzen, Mücken und Fliegen trägt und nährt, als leichte Spieler seiner unendlichen Lust und Liebe. Diese leichte Freischaar hat, wie man aus allen Jahrbüchern, Bildern und Liedern der vergangenen Zeiten sieht, das Leben derselben auf die lustigste und mannigfaltigste Weise geschmückt und verziert und der Zucht und dem Ernst der Sitten nicht geschadet. Später ist mit der Ar-

muth die Grämlichkeit gekommen und eine sorgsame Polizei hat diesen bunten Harlekinsrock der Geselligkeit zerschnitten und die Fetzen davon in alle Winde gestreut. Das Volk hat seitdem lernen müssen, sich mit Methode freuen und mit Ordnung spielen.

So stand das deutsche Leben in reicher Fülle ausgespreitet und mit tausend Blüten, Blättern und Zweigen entfaltet und in einander verwachsen; aber jeder Gau, jede Stadt, jedes Land, jeder Volksstamm hatten wieder ihre besonderen Ordnungen, Arten und Weisen, obgleich Einiges dem großen Ganzen gemeinsam war, als das, was das deutsche Volk und seine allgemeinste Eigenthümlichkeit ausmachte. Aber außer diesem Ebenberührten, was in Sitten und Gebräuchen zum Theil aus der großen Gesellschaft hervorging, die man Stadt oder Staat nennt, haben die Deutschen von jeher jeder sein Verschiedenes und Besonderes behauptet und dargestellt, wodurch der Mensch immer über den Bürger hinausstrebt: d. h. sie haben das Menschliche vor dem Politischen geschätzt, sie haben immer nach der höchsten Freiheit getrachtet. Dies war in der Vergangenheit gewiß viel kräftiger und lebendiger als in der Gegenwart, aber auch jetzt bleibt dieses löbliche Streben, das uns der politischen Freiheit im schönsten

Sinne einst würdig und empfänglich machen wird. Jeder Deutsche, der nicht ganz das Gepräge seiner edlen Abkunft verloren hat, will auch noch für sich ein Mensch seyn, für sich ein Leben leben, er will als Mensch höher und freier leben, als er in dem in so vielen Hinsichten bindenden Staate kann. Dies ist es, was sie meinen, wenn sie sagen, das deutsche Streben gehe vorzüglich dahin, seine Einzelheit (Individualität) auszubilden. Dieses Streben ist an sich edel, aber es kann übertrieben werden, und der Mensch kann darüber den Sinn und das Streben für das Ganze verlieren: er kann zu wenig ein politischer Mensch werden. Wenn aber das große Politische solche Menschen faßt, so werden sie desto kräftiger und tüchtiger seyn im bürgerlichen und politischen Leben, jemehr sie haben, was über alles Gesetzte und Gebundene in stolzer Freiheit hinausfliegen will. Durch diesen Sinn für die höchste Freude des Daseyns, für das Leben, welches über alles bürgerliche und politische Leben hinausschwebt, ist das Wirken und Treiben deutscher Menschen auch heute noch reich und mannigfaltig, so sehr es das bei dem armen und gespannten Zustande der Gegenwart seyn kann; es steht in dem Volke noch weit von allem einförmigen Chi-

nesenthum, worin sich der lebendige Tod der Völker offenbart.

Die Mannigfaltigkeit des deutschen Staatslebens bedarf man wohl keinem zu beweisen; sie liegt ja, wie Vielen däucht, noch heute vor Aller Augen da, als das Herrlichste, was der freie germanische Sinn aus sich heraus gebildet und geschaffen habe. Wer indessen die deutsche Geschichte auch nur obenhin studiert hat, wird nicht meinen, daß das Gegenwärtige dem Vergangenen noch gleich sey; nein, es ist ihm kaum ähnlich. Jene unendliche Mannigfaltigkeit bürgerlicher Ordnungen und Gesellschaften, welche im Mittelalter, besonders in den Städten war, ist größtentheils wie von selbst verschwunden oder zerstört; mehr noch ist die reiche Verschiedenheit der weltlichen und geistlichen Hierarchie jener Zeit verschwunden. Was damals vom Kaiser bis zum Dorfschultheiß und vom Papst bis zum Buchstabierlehrer, jedes auf seiner Stufe und in seiner Ehre, unter einander und auf einander stand, und das ganze große Reich trug, hat sich in späterer Zeit immer mehr neben einander, in jüngster Zeit wohl häufig gegen einander gestellt. Nicht das, was gespaltet und in einzelnen todten Stücken aus einander gerissen liegt, kann man reiche Mannigfaltigkeit nennen, sondern was in einzelnen

lebendigen Leben neben einander blühet und gedeihet und doch durch ein gemeinsames höheres, fast unsichtbares Leben gehalten wird. Unser Vaterland hatte sich in dieser Hinsicht entwickelt, wie alle Völker, die mit Keimen der Tugend und Freiheit begabt sind, sich in ihrer Kindheit entwickelt haben; und man kann diese Entwickelungsart als eine natürliche Art an sich weder loben noch tadeln, sondern blos das sagen, daß diejenigen Völker, welchen in früherer Zeit diese mannigfaltige Entwickelung fehlt, sehr elendige und arme Völker sind. Denn wo die Kindheit nicht in mannigfaltigen und unbestimmten Gestalten spielt, da wird das spätere Alter durchaus keine feste und bleibende Gestalt des Volkes zeigen.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Mannigfaltig, bunt, reich war also Leben und Staat weiland bei dem deutschen Volke, und ist es zum Theil noch mehr, als bei den meisten andern Europäern, obgleich viele Blüten desselben lange verwelkt sind. Doch dieses Leben, besonders das bürgerliche und politische Leben, beschreiben wollen, wie es einst stand mit allen seinen verschiedenen Stufen und mit so vielen Einrichtungen und Verfassungen, welche zwischen Sitten und Gesetzen in der Mitte

schwebten, wäre ein thörigtes Unterfangen, das weit über unsre Kräfte reicht. Wir haben gesagt, es sey diese Zeit gewissermaßen Deutschlands Kindheit gewesen, und in kindlicher Unschuld und Unbewußtheit habe das herrliche Volk damals gelebt und gewirkt und Großes gethan und geschaffen. Wir müssen uns dies aber näher erklären, damit wir uns und Andere nicht auf einen falschen Standpunkt setzen. Wir meinten jene Kindheit keinesweges als Kindheit des deutschen Volkes überhaupt, sondern als die Kindheit des christlichen deutschen Volkes. Viele Stufen der gesellschaftlichen Entwickelungen waren unsre Vorfahren schon durchgegangen, als sie das Christenthum empfingen. Dieses Christenthum — das dürfen wir ohne Übermuth sagen — hat wohl kein reineres, treueres und bildbareres Volk empfangen als die Deutschen. Sie haben sich ihm in voller Treue und Liebe hingegeben, und so sind sie in ihm wieder vollkommene Kinder geworden, und aus lauterer Kindlichkeit allein läßt sich das Leben und Wirken unsers Volkes vom neunten bis sechszehnten Jahrhundert erklären. Auch das Regiment, beide das weltliche und das geistliche, war im Ganzen so bestellt, wie man sich etwa ein Kinderleben im höheren Sinn denken müßte, das gleichsam schon von Gesetzen gehalten und regiert

würde. Es war keine Regierung wie die eines fest bestimmten Staates, sondern mehr wie eine liebende Leitung und milde Vormundschaft, die man über Kinder führt. Was hier von den Deutschen gesagt ist, gilt von den meisten neueren durch das Christenthum beselten Völkern, doch von allen am meisten von den Deutschen. Man kommt hiebei auf ganz eigene Gedanken über das Christenthum und über den darin waltenden Geist, wie dieses und dieser auf das gewirkt haben, was man die Regierung nennt oder das Großpolitische in den Völkern. Oft leuchten mir diese Gedanken so hell durch die Seele, daß mir däucht, ich könne ihren rechten schweren Inhalt, mit vielen Erfahrungen belegt und bestätigt, sogleich einem jeden auch klar wiedergeben; dann aber, wann ich sie eben zu fassen und darzustellen meine, hüllen sie sich wieder in Nacht und lassen kaum noch Schatten und Dämmerungen zurück. So geht es dem Menschen immer, wann er das feinste und verhüllteste Leben erklären will. Was als Blitz hell aufleuchtet und einen ganzen Himmel voll Anschauungen vor den staunenden Blicken aufreißt, kann eben als Blitz nicht festgehalten noch gezeigt werden. Doch will ich suchen anzudeuten, was mir in politischer Hinsicht von dem Christenthume und seinem Geiste erschienen ist.

Die Geschichte will ja geglaubt werden wie alles höhere Leben, und läßt sich so grob weder zeigen noch fassen, als diejenigen sie uns geben, welche sie allein aus Urkunden graben und von Münzen und Tafeln ablesen. Wir erzählen erst ein wenig, und dann suchen wir die Schatten aus unsrer magischen Laterne zu weisen, und müssen es billig einem jeden überlassen, wie er sie auf seine Weise mit Fleisch und Gebein ausstatten will.

Wir sprechen zuerst von einem Theile des körperlich gewordenen Christenthums, von der Kirche. Vor fünfundzwanzig Jahren war es Mode, nicht allein bei Protestanten, sondern auch bei allen aufgeklärt und von elenden Wahnen erlöst seyn wollenden Katholiken, die Herrschaft, welche die Kirche einst nicht blos über die Völker, sondern auch über die Kaiser und Könige ausgeübt hat, fast durchaus als ein Werk des Truges und der Gewalt darzustellen, und eitel Knechtschaft, Übermuth und Aberglauben zu weisen, worunter sonst Viele doch eine göttliche Kraft, die gewaltiger sey als Päpste, Bischöfe und Kardinäle, mitspielend und mitwirkend geglaubt hatten. Man erklärte sich die Geschichte blos als ein Menschenwerk, als ein Werk des Zufalls und der Willkür, und da mußte es denn ganz natürlich ge-

schehen, daß das Böse vor dem Guten, das Kleine vor dem Großen und die List vor der Weisheit erschien. Kein Verständiger, weß Glaubens er auch seyn mag, wird mit mir hadern, wenn ich sage, daß viele Hierarchen und Erzpriester weise, fromme und treffliche Leute gewesen sind, daß andere aber auch die Geschichte und ihr heiliges Amt entehrt haben. Es ist ja das Loos alles Menschlichen, daß das Schlechte und Gute immer gemischt sind. Wir wissen alle, daß die alte Herrscherin der Völker Roma sich in der christlichen Hierarchie fast noch größer und gewaltiger gezeigt hat, als einst in der Theokratie der Patricier. So konnte der weiland römische Senat mit aller seiner uralten Klugheit und Weisheit nie die Welt umfassen und halten, wie der Pabst und die Kardinäle und Erzbischöfe und Bischöfe sie umfaßt und gehalten haben. Und das ist bei der Unleugbarkeit, daß es wirklich so war, das Sonderbare dieser Erscheinung, daß die großen Gerüste und Geräthe der geistlichen Herrschaft, wodurch sie gestiftet und fünf bis sechs Jahrhunderte in hohem Glanz erhalten ward, in dem äußerlichen und sichtbaren Zusammenhange selten so erschienen, als man ihn bei einer Gewalt erwarten sollte, welche beinahe einen ganzen Welttheil umfaßte. Wir dürfen also, wenn

wir uns diese außerordentliche Erscheinung der Geschichte erklären wollen, nicht blos bei dem Aeußerlichen stehen bleiben, bei den Personen und bei allem dem, was man persönliches Geräth und sichtbare Stützen und Hülfen der Herrschaft nennen kann, sondern in dem Innerlichen, in dem Unsichtbaren und Geistigen müssen wir die Erklärung suchen.

Es ist das schwerste Unternehmen, die großen Übergänge in der Geschichte, die man neue oder andere Zeitalter nennt, zu erfassen und darzustellen. Diese Übergänge, welche sich äußerlich meistens als wilde und vulkanische Ausbrüche und Umwälzungen offenbaren, werden allein innerlich gemacht, und tief verborgen hat sich der große Geist, durch den die waltenden und schaffenden Geister der Zeiten in Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden, so tief hat er sich verborgen, daß wir sein geheimes Wollen und Wirken kaum andeuten können, geschweige denn zeigen. Denn, was wissen wir denn von dem ungeheuren Übergange der Zeiten, als das Christenthum das Heidenthum ablöste? Einzelne Übergangspunkte, däucht es uns zuweilen, können wir zeigen; aber so wie das Ganze mit seiner unendlichen Verschiedenheit vor uns tritt, schwindelt unsern Blicken, wir können die weiten Klüfte, welche dazwischen liegen, nirgends aus-

füllen, und wir werfen uns endlich demüthig im Staube nieder und rufen aus: Herr, deine Weisheit ist mir zu tief und dein Geist ist mir zu mächtig, und ich kann sie nicht begreifen noch ergründen. Denn wer sagt uns, was es war, das so mit einem Male, das so plötzlich, das in drei vier Jahrhunderten, die in der Geschichte einer Nachtwache gleich zu achten sind, das Menschengeschlecht mit allen seinen irdischen Freuden in den Himmel empor hob, der weit jenseits lag? das den Gefühlen und Gedanken dort über den Sternen ein Daseyn befestigte, dessen Herrlichkeit der Glaube so sicher und gewiß machte, als hätten sie es schon wirklich besessen? was war es, das den Glauben so plötzlich über das Schauen, das unsichtbare Überschwängliche über das sichtbare und so süße Vergängliche mit solcher Gewalt der Herzen erhob, daß, wie von einem himmlischen Zauber getroffen, Millionen Sterbliche alles aufgaben, was sie hatten, um für das zu ringen, was sie einst haben sollten?

Diese plötzliche und gewaltige Herrschaft der Idee über die Wirklichkeit und des Himmels über die Erde sieht und bewundert man wohl, wann sie nun da ist, aber man kann sie nicht erklären.

Wir, die nach innigerer Betrachtung und Wägung der Geschichte glauben, daß menschliche Will-

für in ihr ungefähr so viel arbeitet und bestimmt, als das Graben des Maulwurfs und Kaninchens zur Bildung oder Zerstörung von Gebirgen oder zur Hervorbringung von Vulkanen thut, müssen glauben, daß, wann in Gott die Zeiten reif sind und eine große Verwandlung geschehen soll, der neue Geist, welcher hinfort der waltende und bestimmende Geist des Lebens und der Geschichte seyn soll, in die Welt tritt und mit seinem mächtigen Athem alles so durchhaucht und durchströmt, daß das ganze Geschlecht dann anschauet, empfindet und begehrt, kurz, daß es durch einen höheren und unbegreiflichen Einfluß, durch eine Begeisterung Gottes jenen Geist empfindet und glaubt, der es künftig leiten und regieren soll. So ist das Christenthum in die Welt getreten, als die Erfüllung der Zeiten da war, hat die ersten Jahrzehende wie ein stilles verborgenes Bächlein durch die Völker hingerieselt und ist dann ein gewaltiger Strom geworden, der den Schutt der alten Welt und ihre Staaten und ihr Leben, ihre Empfindungen und Gedanken so hinweggespült hat, daß den Enkeln das, wornach ihre Väter gelebt und geglaubt hatten, kaum noch zuweilen in dunkeln Bildern aufdämmerte. Weil politische Betrachtungen uns auf diese Ansicht geführt haben, so halten wir das Heidenthum und Christen-

thum einmal gegen einander in ihren größten politischen Gegensätzen.

Das Reich des Heidenthums als ein politisches Reich war auf Stärke und Glück gegründet. Das Reich des Christenthums als ein politisches Reich sollte auf Milde und Gesinnung gegründet seyn. Wie der Heide das Leben in ganzer Frische und Fülle nahm und genoß und zu seiner größten irdischen Vollendung beide des Genusses und der Bildung gebrauchte, wie er selbst sein Mittelpunkt war, wie um ihn sich alles schloß und mit ihm sich alles abschloß, so brauchte er ohne Mitleid und Erbarmen alles Andere, was nächst um ihn oder unter ihm lag, gleichviel ob Menschen oder Sachen, nur als Geräth und Mittel zu dieser Vollendung. Der Christ hingegen nach seiner Ansicht und seinem Glauben durfte so nicht in die Natur hineingreifen, am wenigstens in die lebendige oder gar in die sittliche Natur. Er sah und ahndete allenthalben die Geister, er mußte diese Geister ehren, jeder Mensch war ihm ein Ebenbild Gottes, ein Mitbürger und Theilhaber des himmlischen Reiches wie er selbst; er mußte vor der Strafe zittern, wenn er ihn mißbrauchte und als ein bloßes Geräth und Werkzeug zu seinen Zwecken behandelte. Man wird mir hier die große politische Tugend der

Heiden einwerfen, die Hingebung der Römer und Griechen an das Ganze, den herrlichen Gehorsam gegen das Vaterland und gegen den Staat; aber dies ist nur ein scheinbarer Einwurf. Auch ich bewundere, weil ich bewundern muß, die Großheit der alten Karaktere, auch mir werden die Aristiden und Timoleone, die Quinctier und Manlier ewigen Preises würdig dünken und solche, welche wir unsern Jünglingen noch als Bürger zu Mustern aufstellen können; aber diese Großheit, diese politische Tugend, die auf der einen Seite so edel und herrlich war, stand auf der andern Seite doch auf Ungerechtigkeit und Schande, weil sie nur einen kleinen Theil der Menschen umfaßte und die übrigen wie verächtliches Gewürm in den Staub trat. Diese großartigen Staaten, wie Sparta, Rom und Athen, waren ihrem Wesen nach doch nur wie ein einzelner eigensüchtiger und sich als den Mittelpunkt betrachtender Mensch anzusehen; sie konnten sich in der größten Fülle des Daseyns der Kraft und der großen politischen Tugend ausbilden, weil die Mehrheit der übrigen Menschen um sie zu Thieren erniedrigt waren, welche das Niedrige und Gemeine für sie thun und die gemeinen Stoffe und Bedürfnisse des Lebens für sie wirken und herbeischaffen mußten. Das ist es, was ich oben

sagte: Das Reich des Heidenthums war auf Stärke und Glück gegründet. Die große Freiheit der Heiden stand auf der scheußlichsten und grausamsten Sclaverei. Es hat in unsern Zeiten nicht an solchen gefehlt, welche Roms und Griechenlands Untergang mit den rührendsten Klagen gefeiert haben — so sehr konnte die irdische Vollendung und Schönheit des Lebens sie bestechen, und besticht so zuweilen auch uns — welchen das Christenthum und die christlichen Staaten nur als eine Albernheit und als alberne und kindische Proben erscheinen, die nun bald fünfzehnhundert Jahre gepfuscht haben, etwas der Ordnung eines Staates und einer Verfassung Ähnliches zu machen, denen es aber nimmer gelingen werde. Gibbon in seiner römischen Geschichte und Pauw in seinen wunderlichen historischen Betrachtungen über die alten und neuen Völker suchen das Heidenthum allenthalben groß, edel, frei und weise und das Christenthum klein, kriechend und sclavisch und in allen seinen Theilen unzusammenhangend und verworren zu zeigen. Sie behalten durchaus Recht bei denen, welche nur den Schein sehen und nicht in das Wesen eindringen wollen. Zuerst, das Heidenthum hatte seinen Kreislauf durchgelaufen; es war fertig, als Pericles, Epaminondas, Sophokles, Plato, Phidias

und Alexander in Griechenland und als die Scipionen und Fabier in Italien blüheten; das Christenthum ist gottlob noch immer in der stillen und langsamen Fortbildung begriffen. Zweitens, das Heidenthum, fest und irdisch in sich abgeschlossen und durch keine Triebe, die nach jenseits gingen, aus einander gezogen, zeigte äusserlich mehr Einstimmung und Zusammenhang, als das Christenthum, das reichere und geistigere, je zeigen wird. Drittens, es hatte mehr Glanz, weil es alles auf Einen Punkt zusammenzog; es hatte mehr Stolz und Kühnheit, weil es nur sich und der Erde diente und das Ferne und Jenseitige mehr ahnete als fürchtete, oder vielmehr, um es nicht zu fürchten, weniger anschaute; und das Große und Mächtige sowohl in der äusseren Darstellung als in der inneren Festigkeit und Majestät des Willens konnten die Fürsten des Volkes (die Helden, Weisen und Künstler) mehr behaupten und beweisen, weil die zarteren und milderen Triebe, die das Christenthum auch den trotzigsten und stolzesten Seelen eingehaucht hat, den harten Stahl ihrer Brust selten zerschmelzten. So etwa bestand die Freiheit und Herrlichkeit der alten Welt, wie wir es hie und da, freilich doch viel anders, auch unter den neuen Völkern gesehen haben; solche Völker waren die freien Bürger von

Sparta und Kroton, wie der Stand der herrschenden Geschlechter der Hochmögenden in Venedig und Bern vor wenigen Jahrzehnden etwa bestand: fünf ja zuweilen zehen Sklaven auf jedes einzelne freie Haupt. Darum wollen wir nicht trauern, daß dieser Trotz vergangen und dieser Glanz verblichen ist, welche die Menschheit entwürdigten und Dreiviertel des Menschengeschlechts zu Thieren machten, damit das übrige Viertel im stolzen Uebermuth und irdischer Vollendung sich den Göttern gleich träumen konnte, die doch auch nur irdische und den vergänglichen Trieben und Bedürfnissen hingegebene Götter waren.

Das Christenthum zerbrach die Herrschaft, die sich allein auf Stärke und Glück gründete, und brachte das Gesetz der Liebe und Menschlichkeit auf die Erde; es war die Religion aller Menschen ohne Unterschied und erhob die Unterdrückten Hülflosen und Unwürdigen mit zu Bürgerrecht auf Erden. Der Olympus und Pindus, den die heidnischen Götter sich auf Erden gebaut hatten, standen hinfort öde, der Glanz und Trotz der herrischen und fast göttergleichen Männer und Bürger mußte verschwinden, und, weil auch die Armen und Elendigen unter den Völkern zu Menschen geadelt waren, mußte die äußere Herrlichkeit der Staaten und der äußere schöne Schein des

Lebens sich verkleinern und schwächen, da die Würde mehr nach dem Innern geschätzt werden sollte. Dies lag ganz in dem nothwendigen Geiste des Christenthums, und wenn gleich das Christenthum auch in seiner Art einmal sich vollendete und trefflich gestaltete Staaten zeigen konnte, so konnte man doch vorhersagen, daß sie selbst nie den äußeren Glanz der Darstellung und daß ihre Bürger nie die stolze Abgeschlossenheit des Karakters haben würden, wodurch die Heiden sich auszeichneten. Ihre Stärke und Größe mußte durchaus anderer Art seyn. Das Christenthum hat seinen siegenden Einfluß früh offenbart. Es hat das Weib, die schönere und zartere Hälfte des Menschengeschlechts, in seine Rechte eingesetzt. Früher schien es dem Manne nur als nothwendiges Geräth, nicht als Halbtheil des Daseyns zugegeben zu seyn. Bei den meisten Völkern ward es in strenger Abhängigkeit gehalten, bei vielen in Sklaverei, und wo es frei war, wie bei den Römern, wollte der heidnische Mann doch nichts weiter von ihm, als daß es seine Beischläferin, die Mutter des künftigen Römischen Bürgers, höchstens sein tapferer und für jedes Gefährliche und Stolze mit ihm gerüsteter Freund seyn sollte. Das Musikalische und Blumige der weiblichen Natur, das Zartspielende und

Ahnungsreiche hat das Heidenthum meistens als einen Schatz vergraben, den es nicht zu gebrauchen verstand; erst das Christenthum hat dem Weibe seine Bestimmung geöffnet und seine Würde verliehen, und wie es den Kreis des Daseyns weit über diese Erde hinaus erweiterte, so hat es auch den Kreis dieses irdischen Lebens unendlich erweitert, weil es mit den entfalteten Blüthen der weiblichen Natur das Reich der Empfindung und Liebe in die Unendlichkeit ausgedehnt hat. Auf eben diese Weise stellte das Christenthum alles, welchem himmlische Seelen inwohnend gedacht wurden, unter seinen unmittelbaren Schutz; ihm war in der geistigen Ansicht und Würdigung des Menschengeschlechts der Krüppel so viel werth als der Held, und der Bettler nicht geringer als der Kaiser. Das Heidenthum war durchaus nur eine irdische Aristokratie der Stärke und Gewalt gewesen, das Christenthum sollte eine Art himmlischer Demokratie auf Erden seyn, die Gleichachtung der Seelen sollte auch eine grössere politische und leibliche Gleichheit zur Folge haben. Dieß ist freilich langsam geschehen, weil der irdische Trotz und der Ungehorsam gegen Zucht und Wohl dieses erhabene Gesetz des Christenthums nimmer ganz werden ausführen lassen; aber wenn wir ohne Vorurtheile um uns

blicken in der Geschichte, wenn uns der einzelne Glanz des Heidenthums bei ungeheurem Elende und himmelschreiender Ungerechtigkeit nicht herrlicher däucht, als die darauf folgende unscheinbare christliche Mittelmäßigkeit, so müssen wir gestehen, daß das Christenthum schon in den ersten christlichen Jahrhunderten für die Elenden und Sclaven ein Segen geworden ist. Wir können es aus vielen Gesetzen der ersten christlichen Kaiser, aus den Schriften der Kirchenväter und den Kanonen der Koncilien, und aus den ältesten Urkunden und Kroniken der neuen Völker beweisen, wie die neue Lehre der Liebe und Milde frühe schon der Schirm und Schutz der Hülflosen und Verlassenen geworden ist.

Nach dieser Abschweifung, die aber nicht weit von unserm Pfade ablief, komme ich auf das zurück, wovon sie ausging, nämlich auf das wundersame Geheimniß und die wundersame Gewalt, die in dem sogenannten Geist der Zeit liegt, in dem, was die großen Abschnitte und Uebergänge, ja ich mögte sagen Durchschnitte, der Geschichte beherrscht und bezeichnet. Ich meine dasjenige, was sich bei dem Eintritt solcher bedeutenden Epochen unsichtbar und von wenigen vernommen und begriffen plötzlich einstellt und die Herzen und Köpfe der Menschen regiert, ohne daß

sie wissen, woher es gekommen, und was ihnen geschehen ist. So ist es auch gewesen, als das Christenthum in die Welt kam und in wenigen Jahrhunderten den Thron der Herrschaft bestieg. Ehe es noch vorherrschend war unter den Völkern, wehete schon sein Geist über die Erde hin, ein ganz anderer Geist als der heidnische. Der heidnische Geist war ein bindender zusammenschließender und zusammenziehender Geist; der christliche Geist war ein lösender, aufschließender und auseinanderziehender Geist. So stürzte denn die kühne und sichere Haltung des alten heidnischen Lebens mit den Tempeln und Bildern der alten Welt unaufhaltsam zusammen, so riß das letzte Band, das die alten Staaten gehalten hatte, entzwei, und das Leben und die Welt ging aus den Fugen, daß man glaubte, sie könnten nimmer wieder zur Ordnung und Gestalt zusammengesetzt werden. So blieben sie auch lange liegen, und die Barbarenvölker, die nun das Christenthum annahmen, die man sich aber durchaus nicht als ganz rohe und halbwilde Völker zu denken hat, bildeten freilich neue Staaten auf den Trümmern des untergegangenen römischen Reichs; aber wie fern von jener festen und runden Gestalt, wozu die Staaten des heidnischen Alterthums fast in allen ihren Theilen abgeschlossen ge-

wesen waren! Auch ist diese Rundung und Vollendung, die wir in den alten Staaten zum Theil mit Recht bewundern, bis jetzt wohl in keinem christlichen Staate erreicht worden, sondern die meisten christlichen Völker scheinen, wenn man sie mit den besten und fertigsten Staaten des Alterthums vergleichen will, nur noch Versuche und Proben gesellschaftlicher Vereine und Verfassungen gemacht zu haben. Bei dieser Erscheinung fragt man sich billig wohl, was das bedeutet, zumal wenn einem einfällt, daß es christliche Staaten giebt, die nun schon 1200 und 1300 Jahre bestanden haben.

Ich will sagen, wie mir das erklärlich däucht, denn für etwas Anderes als ein Dünken mögte ich meine Ansicht nicht ausgeben.

Erstlich. Wir wissen nicht, durch wie viele Abstufungen und Verkleidungen das Heidenthum gegangen ist, ehe es auf die Stufe gelangte, welche wir die Blüthe Griechenlands und Roms zu nennen pflegen; denn wer zeigt uns die dunklen Spuren, wo der göttliche Geist in der Urzeit durch die Geschichte hingewandelt ist?

Zweitens. Wir glauben, daß das Heidenthum alle seine verschiedenen Bahnen hat geschwinder durchlaufen müssen als das Christenthum. Sein gan-

zer Kreis, war enger, es stand fast blos in den Endlichen und Irdischen befangen und umschlossen. Das irdische Daseyn mit dem, was es von Geist in sich hat, sollte einmal in ganzer Tiefe durchgemessen werden; die irdische Schönheit Freude und Wollust sollte ganz durchgenossen und dargestellt werden, damit den kommenden Geschlechtern ein so klares Bild davon bliebe, daß sie wüßten, wie weit auf diesem Wege zu gelangen sey. Dann mußte die weise Vorsehung das untergehen lassen, was nicht länger bleiben durfte, weil es bei aller seiner Vollendung und Schönheit doch nicht auf das Bleibende hinwies.

Drittens. Die Bahn des Christenthums ist unendlich weit, so weit und allgemein und allumfassend, däucht mir, daß es hienieden wohl keine weitere geben kann. Seine Gewalt, welche die Erde an den Himmel lehnte und die irdischen Kräfte und Triebe durch die himmlischen zügeln lehrte, reichte in die Unermeßlichkeit hinaus und der menschliche Wille und das menschliche Streben verschwanden in ihr, wie das Sandkorn in dem Ocean verschwindet. Und weil sie so verschwanden mit ihrer Nichtigkeit und Ohnmacht, so mußten sie sich ihr ganz hingeben und jener Stolz und jene Herrlichkeit des Lebens und Staates, die vormals waren, die aber nun keinen

Halt mehr hatten, als etwas Veraltetes ja wohl als etwas Übermächtiges und Verwerfliches hinsinken lassen. So stürzte alles Alte zusammen und der warme und liebende Geist des neuen Zeitalters wehete mit seinem himmlischen Hauche darüber hin und zündete neue Flammen, welche von der Erde bis zu den Sternen emporschlugen. Man kann sagen: die Welt ward nicht blos mit neuem Geiste getränkt, sondern sie ward mit Geist getränkt.

Viertens. Dieser mächtige Geist des Christenthums, welcher nun der Weltgeist geworden war und nicht allein die wirklichen Christen, sondern auch die noch Heiden waren anhauchte, goß sich in unendlicher Fülle aus, der milde, fromme und freundliche Tröster, den Christus bei seinem Scheiden von der Erde seinen traurenden Freunden und Jüngern versprochen hatte: und er ward von allen gefühlt und von den Reineren und Weiseren vernommen und von den frommsten angenommen. Kaum waren einige Jahrhunderte vergangen, so war eine ganz andere Welt da und es lebte ein viel geistigeres Geschlecht auf Erden, als in der blühendsten und glänzendsten Zeit des Heidenthums gelebt hatte. Dies wird mir jeder zugestehen, der die Dinge nicht nach dem Schein, sondern nach dem Wesen, nicht nach Einzelnen, sondern nach Allen

beurtheilt. Freilich im Anfange des Christenthums und noch mehr, als die Barbarenvölker durch die Annahme desselben begnadigt wurden, war alles äusserlich sehr unvollkommen und gestaltlos, und viele, die an den Glanz Roms und Athens in ihrer schöneren Zeit und an die Perikles und Platone denken, werden über meine Behauptung lächeln; aber ich bleibe dabei, daß sie wahr ist. Keineswegs läugne ich einzelner Griechen und Römer hohe Bildung, Wissenschaft und geistige Tiefe, weil ich sie nur mit Unvernunft läugnen könnte; aber das sage ich gradezu: den Gott der Christen haben auch die Tiefsten und Edelsten unter ihnen kaum geahndet. Dieser war nun nicht blos der Gott einzelner Seher, Weisen und Geweihten geworden, nein, es war der Gott des Volkes, der allgemeine, der allliebende, der das ganze Menschengeschlecht in Liebe, Sinn und Glauben gleichwägende Gott. Nicht verstanden ward er — denn wie mag man Gott verstehen? — aber geglaubt ward er mit Freuden und vernommen ward er von der Menge; denn die starre und blanke Abgeschlossenheit des Heidenthums war gesprengt, und das neue Leben, das man ein sich ausdehnendes und erweiterndes, ein mit tausend sehnsüchtigen Zweigen und Blüthen zwischen Himmel und Erde wachsendes und blühendes

Leben nennen mögte, begann jetzt zu keimen. Dieses Leben, wie haltungslos und gestaltlos es äusserlich auch seyn und scheinen mögte, trug doch Jahrhunderte lang die christliche Welt, so mächtig war der waltende Geist, welcher drinnen reichlich ergänzte, was draussen fehlte.

Und hier komme ich auf den Punkt zurück, von welchem alle diese einzelnen geschichtlichen Ansichten und leichten Gedankenspiele als eben so viele Strahlen ausgeschlossen sind, nämlich auf die Hierarchie und ihre Herrschaft. Und hier kann ich nun noch einmal recht scharf den Gegensatz des Heidenthums und des Christenthums zeigen in Hinsicht des Politischen oder in Hinsicht alles dessen, was man unter den Worten Gesetzgebung und Verfassung begreift.

Ich sagte oben, daß mir dünke und daß vielen andern gedäucht habe, das Christenthum habe noch gar keine vollendete Staaten gehabt, wie das Heidenthum uns deren mehrere gewiesen hat, es habe bisher in den meisten Ländern nur Versuche und Proben für Verfassungen gemacht. Dies kann man mit einigen kleinen Ausnahmen wohl mit vollem Rechte von den Ländern sagen, die manche Jahrhunderte vor allen übrigen in Glück, Reichthum, Macht, Kunst und Wissenschaft geblüht haben, nämlich von Italien

und Deutschland. Man kann auch das sagen, es sey durchaus unmöglich gewesen, daß bei so wenig bestimmten und in ihren einzelnen Theilen ausgearbeiteten und in einander eingreifenden Verfassungen, als womit diese und andere europäische Länder sich manche Jahrhunderte recht leidlich, ja glücklich, durchgeholfen haben, im Alterthum ein Staat fünf Jahre bestanden wäre. Wir fragen: Warum wäre dies unmöglich gewesen?

Das Alterthum stand noch fast ganz innerhalb der leiblichen und irdischen Gefühle und Triebe, und hatte seinen Blick fast wenig von der Erde zu ferneren Regionen erhoben, ja, es vergötterte den Leib und die Erde und die irdischen und leiblichen Triebe. Daher lag auch sein Recht, wie ich oben gesagt habe, in der Kraft und im Glücke und nur ungeheure Frevel und brennende Missethat ließ es durch größeren Zorn der Götter ahnden. Da nun die Menge durch wenige höhere und innerliche Geister und durch düstre und unbekannte Schrecken gehalten und gezügelt ward, da bei der Vergötterung der Leidenschaften und bei der Sündlosigkeit der Triebe und ihrer Befriedigung die unsichtbare Gewalt mehr fehlte, so mußte für sie die fühlbare Gewalt eintreten und den Mangel der geistigen Herrschaft durch eine fast ganz leibliche

Herrschaft ersetzen. Wo das Herz wenig ahndete und glaubte, als was das Auge sah, da mußte das, was bei uns geistige Gewalt des Glaubens und des anerkennenden Gemüthes ist, jenen Menschen durchaus mehr äußerlich gezeigt werden und äußerlich auch fester verbunden und in einander verschlungen seyn. Und in der That so war es. Das heidnische Priesterthum stand auf der einen Seite fern von dem Volke und hoch über dem Volke als eine geschlossene und innerliche Gesellschaft, welche tiefe Geheimnisse und wunderbare Weihen vor demselben voraus zu haben vorgab und vielleicht auch voraus hatte; auf der andern Seite trat es mit ungeheuren Schrecken unter die Menge und hielt sie durch Furcht im Zügel, welche ganz eine irdische Furcht genannt werden konnte. Die meisten heidnischen Priester waren im eigentlichen Sinne des Wortes Herenmeister; sie schreckten und bezauberten das Volk durch die verborgenen und geheimen Naturkräfte, sie spielten ihnen mit den elementarischen Geistern, welche sie diesen Naturkräften abgelauscht hatten, allerlei bunte Gaukeleien vor, und ängstigten sie durch Deutungen außerordentlicher Erscheinungen und Zeichen. Es trat das Geheime und Geistige jenes Menschenalters durchaus leiblich unter die Menge, so daß es halb gesehen

ward. Auf diese Weise haben aristokratische Priesterorden in Theben, Memphis, Persepolis, Ekbatana und in Hetrurien und Latium viele Jahrhunderte gewaltig geherrscht. Auch die übrigen Staatsordnungen standen alle viel fester und leiblicher in einander gefügt, als in späteren christlichen Zeiten; weil sie unbändigere Kräfte mit irdischeren Mitteln zügeln sollten, so durften keine solche Lücken in den Verfassungen seyn, wie wir sie bei den Christen so häufig finden.

Das Christenthum aber, so wie sein beseelender Hauch die Welt und die Empfindung und den Glauben der Welt verwandelt hatte, fand allenthalben ein geistigeres, durch höhere Ahndungen und Hoffnungen und durch überirdische Schrecken gehaltenes Geschlecht. Denn auch das könnte man als einen großen Gegensatz des Heidenthums gegen das Christenthum hinstellen, daß die Schrecken desselben unterirdische Schrecken waren, die gewissermaaßen in den Tiefen der Erde hauseten und wühlten, da der Christ hingegen den höchsten Geist und alle Geister auf die Sterne gesetzt hatte. Dieses neue Geschlecht war nicht durch die Einsicht, welche sehr langsam kam, sondern durch die unsichtbare und unbekannte Kraft bereitet, die sich als die allmächtige Luft des frischen und erquick-

ten Lebens durch alles ergossen hatte; so daß es an viel loseren und weicheren Banden geführt werden konnte, als die Früheren. Dieser geheime Geist des Christenthums, gleichsam der untere Geist jenes trö- stenden Geistes, welchen der Herr bei seinem Schei- den den Gläubigen verheißen hatte, ist in seiner ge- waltigen und geschwinden Wirksamkeit eines der gro- ßen Wunder der göttlichen Bereitung und Umwande- lung der Zeiten. Die Wissenden und die Leitenden des Zeitalters waren freilich die Priester, aber un- geschichtlich und dumm ist die Ansicht, als ob List und Klugheit und für ihre Vortheile rechnende Hab- sucht und Herrschsucht das erfunden und erwirkt hät- ten, wodurch die europäische Welt Jahrhunderte lang regiert und erhalten worden ist. Auch die christlichen Priester waren ja Menschen, von dem allgemeinen Geiste, der über die Welt ausgeflossen war, ergrif- fene und durchdrungene Menschen; die Hierarchie, wie sie sich im Laufe der Zeiten äußerlich und leib- lich entwickelt und gestaltet hat, war nur ein Ab- druck des allgemeinen Lebens und Empfindens, und in so fern standen die Priester auch nur da, einer höheren und unsichtbaren, von ihnen nicht begriffenen Macht dienend. Dieses Abbild hat sich wie alles Wirklichlebendige aus innerer Nothwendigkeit gemacht.

Freilich haben irdische Leidenschaften und menschliche Gebrechlichkeiten häufig das Ihrige hinzugethan; aber dies ist als das Zufällige und Willkürliche doch immer mehr an dem Äußerlichen hangen geblieben. Das Innere war geistig und nicht leiblich, und wenig war übrig geblieben von jener leiblichen Herenmeisterei, wodurch die heidnischen Priester die Völker beherrscht hatten. Denn das wollen wir nicht läugnen, daß, wie geistig der Sinn und das Leben des Ganzen auch war, doch einige Äußerlichkeiten aus der alten Zeit in die neue Zeit übergegangen waren. Die Hierarchie hatte allerdings ihr Äußerliches und Leibliches, wie alles, was für irdische und beschränkte Wesen gemacht ist, es haben muß, sie hatte ihren sichtbaren Dienst, ihre Ceremonien und Weisen, ihre äußeren Satzungen und Verfassungen, sie hatte die Stufen und Ordnungen ihres Staates wohl abgemessen; aber sie hat dies nie für das Wesen erklärt noch haben die Völker dies als das Wesen geglaubt und angebetet. Das war in dieser Lehre, was zu den Tiefen des Herzens wollte, weil es aus den Tiefen des Herzens geboren war: das Innerliche, Geistige, Überschwängliche; und wenn auch alle Priester gemeine und auf die gemeinen Lüste der Erde hinschauende und hinlebende Menschen gewesen wären, dies hät-

ten sie nicht auslöschen können, weil es das war, wodurch alle lebten, glaubten und empfanden. Auch haben die Priester selbst da, wo sie für gemeine Zwecke ihrer Herrschaft und nicht der Herrschaft Gottes gearbeitet haben, niemals wagen dürfen mit andern Künsten zu spielen, als mit solchen, die dem innerlichen Geiste des Christenthums und dem unsichtbaren Leben droben verwandt waren. Man kann aus der Geschichte beweisen, daß es eine platte Unmöglichkeit gewesen wäre, daß allein durch das, was die Hierarchie von Äußerlichkeiten und von äußerlichen Gesetzen hatte, von Rom bis Lissabon und Edinburg und Stockholm so allgewaltig geherrscht werden konnte; nein, durch den allgemeinen Geist, womit die Völker getränkt waren, und durch die Anerkennung dieses Geistes, und überhaupt durch die Anerkennung einer geistigen Herrschaft auf Erden ist geherrscht worden. Wo leicht gehorcht ward, da war das Herrschen auch leicht. Späterhin, als sich aus dieser allgemeinen Geistigkeit, die das Christenthum in die Welt gebracht hatte, das Einzelne und Politische mehr entwickelt und ausgeschieden hatte, als das mündigere oder sich mündig wähnende Geschlecht selbst des Geistes reich und mächtig zu seyn und der geistigen und geistlichen Handleiter in den äußeren Din-

gen sich nicht mehr so bedürftig glaubte, haben weder irdische noch überirdische Künste den Fall der geistlichen Vormundschaft und Oberherrschaft über Europa aufhalten können.

Durch geistigen Glauben und Anerkennung der Menschen und durch linde und geistige Mittel trug die Hierarchie die Völker etwa ein Jahrtausend auf sanften Händen so hin, und der Geist, wodurch sie gestaltet und geworden war, wirkte auch in den übrigen Menschen als das Waltende und Erhaltende und bändigte mit ihren äußeren Anstalten der Zucht und Buße die trotzigen und ungestümen Triebe und Gelüste besser, als bei den Heiden und Juden die zweckmäßigsten und zusammenhangendsten Gesetze gekonnt hatten. Daher konnten im Mittelalter die bürgerlichen und politischen Gesetze und die Verfassungen überhaupt viel loser und unzusammenhangender seyn als in der Heidenzeit, und die Völker konnten doch bestehen und die Staaten sich erhalten. Und wirklich war das so. Was den Verfassungen und Bürgerordnungen an Zusammenhang und Bündigkeit fehlte, das ergänzte jener Geist der Liebe und Freundlichkeit, jener Geist der Hoffnung und Geduld, der aus dem Christenthum wehete und athmete. Es war in ihm eine Bändigung und Zügelung des Rohen und Wil-

den, was in der menschlichen Natur liegt, deren der Schamanismus und die Herenmeisterei der heidnischen Priester ermangelt hatten; und daher bedurfte das politische Band nicht so straff angezogen zu werden. Es war, wann die physischen und irdischen Kräfte überschwellen und alle Zucht und alles Maaß durchbrechen wollten, die Kirche da, welche mit dräuendem Ernst hinzutreten und den wüthenden und zerstörenden Sturm beschwören konnte. Aber außer ihrer unmittelbaren Wirkung und ihrem unmittelbaren Hinzutritt hatte das Evangelium und sein menschlicher und freundlicher Geist schon ein Gesetz der Milde und des Erbarmens in die Welt gebracht, das den Übermuth bändigte und den Frevel züchtigte, und das ganze Menschengeschlecht als Kinder Eines Vaters, welche zum Himmel und zu himmlischen Genüssen alle gleiche Vorrechte hätten, ansehen und lieben lehrte. Die stille Wirkung dieses evangelischen Gesetzes ist die mächtigste gewesen und hat die Elenden und Sclaven, welche früher fast rechtlos geachtet waren, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zum Mitrechte, nicht nur an dem himmlischen, sondern auch an dem irdischen Reiche erhoben.

Die christlichen Staaten entwickelten sich also unter den stillen und zarten Einflüssen der beseligenden

Lehre des Evangeliums und wurden an den meistens sanften und oft kaum fühlbaren Zügeln der Kirche geleitet, welche das ergänzte, was ihren Verfassungen und Gesetzgebungen an Zusammenhang und Übereinstimmung fehlte. Die Hader, Entzweiungen und Erschütterungen, welche bei politischen Entwickelungen nie ganz fehlen können, mußten freilich auch die christlichen Staaten erfahren und oft recht hart büßen, aber die milde Macht stand immer in der Nähe, welche die streitenden und im Zorne sich überwägenden und übermessenden Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu bringen strebte. In unserm Vaterlande, in Deutschland, wo die reinste und jugendlichste Barbarenkraft die hehren Geister des Christenthums mit der unschuldigsten und empfänglichsten Liebe aufnehmen konnte, hatten sich Leben und Kunst mit der reichsten und blühendsten Mannigfaltigkeit entfaltet. In eben so reicher Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Arten und Gestalten bildeten und entwickelten sich die politischen Körper. Hier in der Mitte Europas, hier in diesen Gegenden, welche viele Völker unsers Welttheils als die Wiege ihres Stammes ansahen, offenbarte sich aber mitten in der vielgestaltigen Mannigfaltigkeit eine Mäßigkeit und Lindigkeit der Triebe, und eine Milde und Heiterkeit der Geister, welche

die politische Entwickelung der Gesellschaft viel sanfter und ruhiger führte, als Völker mit getrübten oder wilden Leidenschaften geführt werden können. Die Deutschen zeigten auch hier die Anlage, welche in der ältesten Geschichte an ihren Vätern gepriesen ist, die Anlage zur Treue und Redlichkeit in allen ihren Thaten und Verhandlungen. Treue und Redlichkeit aber sind die einzigen Halter und Bürgen freier und gerechter Verfassungen. Unser politisches Leben im Mittelalter war ein frisches, muthiges, lebendiges und freies Leben; auch an Unruhen, Stürmen und Aufruhren hat es nicht gefehlt. Diese waren besonders in den Städten, wo sich die Herrlichkeit und Weidlichkeit des deutschen Volkes in jener Zeit am lustigsten und fröhlichsten bewegte. Aber angeborner Sinn für Zucht und Gerechtigkeit und jener unbeschreibliche christliche Geist, welcher der Milderer und Erlöser der neuen Völker seyn sollte, mäßigten und sänftigten die zu große Kühnheit und Wildheit immer wieder zum Frieden. Deutschland hatte damals in seinen Städten einige blutige Aufruhre und Umwälzungen, aber gottlob mordische und banditische hat es nie gehabt, wie mehrere südliche Länder.

Die politischen Verfassungen und Gesetzgebungen jener Zeit also waren nirgends so fertig und abge-

schlossen, wie es im Heidenthum für ihren Bestand durchaus nothwendig gewesen war. Den Unzusammenhang und die Brüchigkeit und Löchrigkeit in ihnen ergänzte und füllte das unsichtbare und in allem Lebendigen wirkende und lebende und über alles Lebendige hinschwebende und waltende Gesetz, das ich hier so oft in so vielen Beziehungen genannt habe. Aber es waren noch andere Ergänzer und Ausfüller da, welche ihrer Mangelhaftigkeit abhalfen, nämlich die Sitten und Gebräuche. Schon Tacitus sagt von unsern Altvordern: bei ihnen vermögen gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze. Diesen Ausspruch des großen Römers konnte man im vollesten Sinne noch auf die Deutschen anwenden, von welchen hier gesprochen wird. Die Sitten und Gebräuche und das Herkommen hatten größere Gewalt bei ihnen, als geschriebene und von Herolden ausgerufene und in eherne Tafeln eingegrabene Gesetze. Hier war die deutsche Mannigfaltigkeit wieder die größte, wie ich oben schon erwähnt habe. Durch die Menge besonderer Innungen, Zünfte und Gesellsellschaften war jede Stadt wieder gleichsam eine Sammlung kleiner Staaten. Vielfach von einander abweichend und wieder vielfach mit einander verbunden und in einander verflochten, bestanden diese vie-

len Genossenschaften neben einander und fügten durch ihre eigenthümlichen Verhältnisse, Gebräuche und Ordnungen gleichsam das kleine Gerüst des größeren Staates zusammen. Doch die größte Herrschaft hiebei übte die Sitte und das Herkommen, das seit undenklichen Zeiten Gebräuchliche und Beliebte, ohne daß man eben immer seinen Ursprung anzugeben wußte. Glücklich ist das Volk, bei welchem es so zusteht; denn die Sitte und der Gebrauch ist der rechte Boden des Gesetzes, worauf es am sichersten ruht. Das sind aber die beßten Gesetze, welche aus der Sitte und dem Gebrauch eines Volkes unmittelbar erwachsen scheinen; die schlechtesten sind diejenigen, welche Zufall und Gewalt aufdringen, ohne daß sie in dem Gemüthe des Volkes, dem sie aufgedrungen werden, eine Berührung oder Ähnlichkeit finden.

Auf diese Weise lebten die europäischen Völker und auch unsere Väter fort bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Die Deutschen vorzüglich waren in so vielen Beziehungen nur noch frohen und gutmüthigen Kindern gleich, welche sich von der Zeit und von ihren Entwickelungen und Bestimmungen forttragen lassen, ohne daß sie wissen, was ihnen geschieht oder was die Zeit mit ihnen will. Sie hatten in fünf-sechshundert Jahren so Großes gethan

und gelitten, sie hatten in der Kunst so Großes und Herrliches gewirkt und geschaffen, sie hatten die höchste Herrschaft des Christenthums, die Majestät des abendländischen Kaiserthums, gegründet, sie hatten die Macht und Schönheit der freiesten, reichsten und gewerbsamsten Städte erbaut und geschmückt; und doch war dies Alles, wie es schien, fast ohne ihr Zuthun, wenigstens ohne ihr Wissen, geworden: es war wie jede kräftige Schöpfung der Natur und wie jedes höhere Gebild der Kunst so ganz natürlich geworden und gewachsen aus den Keimen, die ursprünglich in dem Volke lagen, und aus dem Triebe, womit das Christenthum, als der große Weltbaumeister in diesen Keimen unsichtbar wirkte. Aber es kam eine andere Zeit, eine herbe und unselige Zeit, wo diese kindliche Unschuld des Volkes zum Bewußtseyn erwachen, wo das Recht und Gesetz mit strengem und strafenden Blick vor seinem Angesichte erscheinen sollten. Der Anfang dieser Zeit war der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts oder der Anfang der Reformation, welche durch neue Erscheinungen, Strebungen und Umwälzungen aller Völker, die ihr gleichzeitig und auf manche Weise verwandt waren, sich von selbst als der Eintritt einer Übergangsepoche der Geschichte bezeichnete und deren tiefere welthistorische Bedeutung

erst in unsern Tagen von Einigen begriffen ist. Jetzt, als dem Menschengeschlecht die Augen geöffnet waren, hatten sie das Schicksal Adams und Evas weiland nach dem Sündenfalle, sie dünkten sich klug, gewahrten aber auch mit Einem Male alle Mängel und Gebrechen ihres Zustandes; was sie sonst gehalten und getragen hatte, dem vertrauten sie nicht mehr, und doch waren sie auch zu unglücklich und ungeschickt, für den neuen Zustand sich selbst neue Träger und Stützen zu finden. So hat unser Vaterland von dortan geschwanket, jetzt an die dreihundert Jahre, und ist immer schwächer, getheilter und gestaltloser geworden bis auf diesen Tag. Es war ein sehr glückliches Land und ein sehr mächtiges und glorreiches Reich vom Jahr 970 bis zum Jahr 1600, also eine Zeit von 630 Jahren; es war im Wechsel von Glück und Unglück doch mehr ein unglückliches Land und ohnmächtiges Reich vom Jahr 1600 bis zum Jahr 1800, also eine Zeit von 200 Jahren; es ist eines der unglücklichsten Länder gewesen vom Jahr 1800 bis zum Jahre 1813. Was jetzt aus ihm werden kann, nachdem Gott es wieder mit Sieg und Ehre erfrischt hat, wird von den Zeitgenossen sehr verschieden beurtheilt.

Ich habe das germanische Volk im Anfange die-

ser unserer Betrachtungen gepriesen, daß es so vielen ächten tüchtigen Grundstoff in die Epoche mit eingebracht hat, welche das Christenthum in der Geschichte und der Bildung der Völker machte. Aus diesem fruchtbaren Urstoff, ich mögte sagen, aus dieser fruchtbaren Urerde sind alle die Herrlichkeiten und Mannigfaltigkeiten erwachsen und erblühet, deren wir uns bei dieser unserer Unterhaltung gefreut haben. Die letzten Jahrhunderte, welche in der Entwickelungsperiode der Zeit nothwendig, aber für das in ihnen lebende Menschengeschlecht nicht die lustigsten waren, haben meistens nur von dem Vermögen gezehrt, was die Väter gesammelt hatten; und das Vermächtniß der Vergangenheit ist wirklich größtentheils aufgezehrt worden. Ich will damit nicht sagen, daß nicht auch in ihnen ein Streben gewesen wäre, etwas Neues und Besseres zu machen — denn diese Behauptung wäre unsinnig — nein sie sind sehr thätig gewesen Altes wegzuräumen und Neues an desselben Stelle zu machen; aber es hat Ihnen an Grund und Boden gefehlt, worauf sie hätten bauen können; und so ist das Meiste, was sie versucht und gemacht haben, entweder als ein Zeichen menschlicher Nichtigkeit einzeln und gestaltlos in der bodenlosen Luft hangen geblieben, oder, wenn es auch einen

Boden zu haben schien, ist es bald wieder zusammengestürzt. Man darf sagen, wir haben die letzten Jahrhunderte so hingestützt, wie man mit Gebäuden thut, welche den Einsturz drohen, welche man aber aus beweglichen Ursachen, weil man an ihrer Stelle noch keine neue hat, nicht wegbrechen darf. Kurz, Stückwerk und Flickwerk im eigentlichen Sinne haben die Menschen in ihnen treiben müssen, und müssen sie zum Theil noch treiben. Wir sehen nun wohl endlich wie wir dran sind und was uns noth thut; aber das Gefühl und die Einsicht der Noth und des Mangels giebt noch nicht immer die Kraft und die Fähigkeit, ihnen abzuhelfen. Wir Deutsche stehen gottlob noch da vor vielen Andern kräftig und reisig, wir stehen da gleich edlen Bäumen, die tief im Felsen gewurzelt sind, aber deren Erde größtentheils abgespült ist. Wer soll nun die hüllende und wärmende Erde um die Wurzel schütten, daß die Bäume wieder in alter Gedeihlichkeit wachsen können? Daß Menschen das aus dem eigenen Willen nicht allein vollbringen können, wissen wir aus der Geschichte und haben unsre Nachbarn, die Franzosen, diese fünfundzwanzig Jahre nun wohl genug gezeigt. Wir müssen uns in Demuth bescheiden, und erkennen, daß wir nicht alles können. Mir däucht, daß die für un-

sere Geschichte und für so manche andere Völker Europas unerfreuliche Epoche, die mit der Reformation begann, ihrem Ende nahet. Wann dieses Ende da ist, dann ist auch der Anfang der neuen Zeit da, und dann wird auch der lebendigere Geist derselben da seyn, welcher Freude und Gedeihen und Verstand und Gesetze für alles bringen wird, wie die erste Epoche des Christenthums sie den Menschen unbewußt gebracht hat. Darin fehlen wir, welche jetzt leben, allein, wenn wir in Verfassungen etwas wollen, das vollkommener ist, als wir selbst sind, oder wenn wir meinen, daß sogenannte vollkommenste Verfassungen uns auch gleichsam wider unsern Willen und wider unser Verdienst vollkommen nnd glücklich machen sollen. Der alte welthistorische Spruch wird doch wohl ziemlich wahr bleiben: *Jedes Volk verdient den Grad von Freiheit oder Knechtschaft, den es eben hat, und keines kann mehr Glück haben, als es Tugend hat.* Die Franzosen haben es anders gemeint; aber wie sind sie hingefahren mit ihren sogenannten freiesten und vollkommensten Verfassungen! und wie werden sie mit allen ferneren Versuchen hinfahren! Denn wie mögte ein Volk, das meint der Mäßigkeit, Gerechtigkeit

und Treue entbehren zu können, Freiheit und Gesetzlichkeit schaffen und bewahren?

Durch diese eben genannten Aussprüche der Geschichte und Erfahrung will ich keineswegs einem Fatalismus das Wort halten, welcher Despoten und Despotenknechten eine willkommene Lehre dünken könnte. Nein, wenn wir auch begreifen, daß es nicht gut um uns bestellt ist, und wenn wir auch einsehen, warum es so um uns bestellt seyn muß, so dürfen wir doch die Forderung edler Gemüther nie aufgeben, daß alles immer besser und vollkommener werden soll, und daß jeder dahin arbeiten muß, daß es besser und vollkommener werde. Diese Aussprüche sollen uns nicht zu jener Faulheit ermahnen, welche die Hände in den Schoos legt und spricht: Gott wird uns zu seiner Zeit schon helfen, wenn es sein Wille ist, daß es uns geholfen werden soll; sie sollen uns nur erinnern, daß wir nicht auf einmal zu viel begehren und zu viel wollen und gerade dadurch nichts erlangen noch vollenden, sondern daß wir bei dem kühnsten Streben nach dem Besten und Vollkommensten immer das nächste Mögliche zu schaffen und zu erreichen suchen. Wir sollen unendlich streben wie Geister, aber wir sollen im ruhigen Gleichmaaße der Zeit und ihrer Verhältnisse arbeiten und wirken,

wie es beschränkten und auf dieser Erde eingebürgerten Menschen geziemt.

Durch die obigen Betrachtungen und durch die Winke, welche die Geschichte uns so bedeutend giebt, werden wir gleichsam genöthigt, uns die Frage noch einmal recht nach zu legen: Wo wir denn eigentlich jetzt stehen? und welche Epoche des Christenthums jetzt gelebt wird? Beide Fragen fallen ganz in einander und müssen also zugleich beantwortet werden.

Wo stehen wir? Ich meine; wo stehen wir Deutsche jetzt? Sind wir ein erschöpftes veraltetes durchlichtetes und durchgelebtes Volk, in welchem alles schon fein hell und klug geworden ist? oder ist noch fester und kräftiger Urstoff in uns, an welchem vielleicht noch ein paar Jahrtausende volle Arbeit haben? Ich habe meine Ansicht oben ausgesprochen, deren Ergebniß war, daß mir die Deutschen noch ein junges Volk dünken. Ich habe dort auch zu weisen gesucht, daß die Jugend oder das Alter der Völker nicht von den Jahrhunderten oder Jahrtausenden abhangt, und daß einige Völker durch Unglück und Zufall frühe zum Greisesalter gelangen, andere Jahrtausende jung, ja noch Jahrtausende nach solchen, mit welchen sie zugleich in die Bahn traten, Kinder

bleiben können. Die Germanen waren nach Art, Kraft und Sinn ein jugendliches und frisches Heidenvolk, als das Christenthum Herrscher der Welt ward. Dieses Christenthum in seiner stillen demüthigen und unscheinbaren Gestalt, wie es anfangs auftrat, und mit seinem frommen und gläubigen Sinn voll Hoffnung und Liebe führte alles Junge und Unverdorbene, was es fand, und was im Heidenthum vielleicht schon in den Jünglingsjahren blühete, wieder zur Kindheit zurück. Freilich das Verdorbene, Abgelebte und in eingebildeter Eitelkeit, Schlauheit und Ungerechtigkeit Erstarrte und Verstockte hat es nicht wieder verjüngen geschweige verkinden können. Unsre Vorfahren die Deutschen, die im Heidenthum wohl schon im kräftigen Jünglingsalter standen, wurden durch das Christenthum wieder Kinder, und gleich unschuldigen großen Kindern haben sie jene schönen Jahrhunderte durchspielt, welche wir das Mittelalter nennen. Seit aber nun schon dreihundert Jahre ihre Kinderspiele zerstört und alle ihre bunten und lieblichen Kinderwahne zerstoben sind, haben sie sich, wie es zu geschehen pflegt, leider auch in kindischen Streichen erzeigt. Diese pflegen jenen etwas wilden und lieblosen Jahren vorherzugehen, ja auch wohl mit in sie hinein zu fallen, welche man mit einem etwas herben

aber ganz passenden Ausdruck in der Erziehung die Schlingeljahre zu nennen pflegt. An der Gränze dieser Schlingeljahre — verzeihe mir das Wort, edles Volk — wo allerlei Rohes, Wildes und auch Dummes mit unterzulaufen pflegt, däucht mir, stehen wir Deutsche jetzt: es ist in unserm jetzigen Wesen und Wirken so etwas von einer gewissen Knabenart und Knabenzeit. Wenn dies ist, so haben wir unsere Hoffnungen noch weithin zu stellen und es liegt noch eine unermeßliche Ferne der schönsten Zukunft unserer Geschichte vor uns ausgebreitet. Wir dürfen also nicht so ängstlich sorgen noch fragen: Was wird morgen seyn? und was wird übermorgen werden? wie wir wohl zuweilen thun, von dem Gefühle und der Noth des Augenblicks ergriffen, sondern wir können das Verhängniß mit unserm Volke immer noch ein wenig muthwillig das Würfelspiel spielen lassen; es wird doch die meisten an Herrlichkeit und Tugend überleben, welche es jetzt so halb schnöd und halb vornehm anzusehen wagen.

So däucht es mir in Hinsicht des Punktes, worauf wir als Volk jetzt grade stehen, nach einer geschichtlichen Dämmerung, welche ich keineswegs für Licht ausgebe. Nicht auf dieselbe Weise aber, wie wir unsere Anschauungen und Gefühle über die

Zeit aussprechen, können wir sagen, welche Epoche des Christenthums jetzt gelebt wird. Ich habe oben angedeutet, wie mir dünke, daß das Christenthum unendlich langsamer als das Heidenthum die verschiedenen Stadien durchlaufen werde, durch welche es das menschliche Geschlecht führen soll. Ja es ist dieses Urtheil, das aber blos als ein Urtheil der menschlichen Schwäche nnd Kurzsichtigkeit genommen werden soll, welche sich ja durch Vergleichungen helfen müssen, vielleicht etwas frech ausgesprochen. Uns die wir als Christen im Christenthume leben, wenn gleich nicht in der glücklichsten und blühendsten christlichen Zeit, ziemt der Gedanke nicht, als ob des Christenthum je ein Ende seyn, als wenn es seine verschiedenen Durchbildungen durch das Menschengeschlecht einmal vollenden und dann auch abtreten und etwas Anderem Platz machen könnte, wie ihm das Heidenthum gethan hat; uns muß bei seinem Namen nichts Anderes einfallen als die Worte von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber als beschränkte Menschen, wenn wir das Unsrige und das Irdische an das Höchste und Geheime halten, was alle Dinge trägt und regiert, müssen wir wohl menschlich sprechen. Das Christenthum, welches eitel Hauche und Gefühle von den Sternen athmet, hat

einen milden und heiteren Geist, welcher nicht gleich jenem irdisch heroischen Geiste des alten Heidenthums die irdische Fülle und Genüsse geschwind ausschlürft und dann in ihm selbst erlischt, sondern welcher in stillen und linden Flammen in göttlicher Wonne des Erheiterns und Bildens vielleicht Jahrtausende an dem zehrt, was jener leidenschaftliche Geist des Heidenthums vielleicht in zehen Jahren aufgezehrt hatte. Dies soll auch nur ein Geheimniß der irdischen Beschränktheit seyn. Ich will blos eine Vorstellung geben, wie das heidnische und christliche Zeitmaaß nach dem ganz verschiedenen Wirken beider dunkel in meiner Seele erscheint. Von Perioden, Epochen, Anfang und Ende des Christenthums kann an sich ja gar die Rede nicht seyn. So himmlisch ist diese Lehre, so geistig ihre Kraft, so unendlich ihr Wirken, so tausendfältig sind die Gestalten, welche sie annehmen kann, während ihre Wesenheit und Wahrheit ewig dieselbe bleibt, so unergründlich ist ihre Liebe und so unermeßlich ihre Geduld, daß sie allein allen Völkern und Zeiten gerecht genannt werden kann. Von Epochen des Christenthums an sich, wenn es auch solche gäbe, könnte im göttlichen und englischen Verstande nur geredet werden, nicht in dem verdunkelten menschlichen. Wenn wir hier von Epochen

des Christenthums sprechen, so meinen wir das gleichsam körperliche Christenthum, die Christenheit nämlich, wie sie in dieser Zeit den christlichen Geist etwa äusserlich abspiegelt und uns in diesem äußerlichen Spiegel erlauschen läßt, was dahinter tief im Innern ist. Was erscheint denn nun darin?

Zuerst erscheint in den Menschen, die sich Christen nennen, daß diese Zeit keine lebendigste und blühendste Zeit des Christenthums ist, daß sie der hohen Begeisterung mangelt, wodurch der Geist allein sein innerlichstes und mächtigstes Walten offenbaren kann. Wenn ich hier so spreche, meine ich wie immer die Menge; denn was einzelne fromme und himmelsehnsüchtige Seelen in feurigen und von Gott entzündeten Busen bewahren, das kann man dem Ganzen ja nicht zurechnen. Das Ganze zeigt offenbar etwas Mattes, Laues und Aufgelösetes, was nicht erfreulich ist. Wie dies in dem Ablaufe mehrerer Jahrhunderte geworden ist, wie es vor einem halben Jahrhundert etwa am schlimmsten geworden ist, das wissen wir, und brauchen es hier nicht zu wiederholen. Am schlimmsten war es vor etwa dreißig und zwanzig Jahren, zu der Zeit, als die große französische Umwälzung auf ihrem Gipfel stand. In den letzten zehn Jahren, mitten in dem ärgsten Zwiespalt und Ge-

dränge der Dinge, hat es offenbar angefangen besser zu werden; was uns einzelne zarte Lichtstreifen und Schimmer einer schöneren Zukunft verkündigen. Das Christenthum muß ja äusserlich auch ein Bild unsers politischen Zustandes abspiegeln. Je weidlicher und kühner ein Volk ist, desto höher und muthiger ehrt es Gott; der sclavische Sinn keimt auch auf einer sehr morschen Leiter zum Himmel empor. Man sagt zwar: im Drucke habe das Christenthum seine größte Herrlichkeit bewährt. Das mag wahr seyn, aber da haben die Gedrückten sich wenigstens nicht gedrückt gefühlt, sie haben dem Drucke Muth und Stolz entgegengesetzt: denn etwas ganz verschiedenes ist auch eine ecclesia pressa und ein populus pressus, eine gedrückte Kirche und ein gedrücktes Volk. Ich gerathe hier aber sogleich in einen Zirkel hinein. Was in diesen jüngsten Tagen für die Freiheit und Ehre unsers Volkes Schönes und Glorreiches geschehen ist, dem hat ein Glaube untergelegen, der nur aus dem Christenthum quellen konnte, und die helleren Blitze einer schöneren christlichen Zukunft, die schon zuweilen aus der dunkeln Nacht leuchten, strahlen auch aus politischen und irdischen Hoffnungen für ein edleres und froheres Bürgerleben, welches künftig seyn wird. Das innigste Leben und Fortbilden des Christen-

thums können wir nicht messen, wir können kaum hie und da Einzelnes im Glauben schauen und ahnden; und wie dies künftig hineinspielen und hineinstreben wird in die Unendlichkeit geistiger Entwicklung, welcher Sterbliche mögte das verstehen! Das aber können wir aus der Idee eines ganzen Lebens vorhersagen, daß nicht eher wieder vollkommene christliche Staaten jener Entwicklungsepoche, welche uns die zweite däucht, seyn werden, als das Christenthum auch wieder äusserlich in einem freudigen und begeisterten Leben aufblühen wird. Wann dies seyn wird, wie dies geschehen wird, durch welche Begebenheiten und Menschen dieser glückliche Zustand herbeigeführt und vollendet werden wird, das kann Niemand sagen.

Wir deuteten oben an, die letzten Jahrhunderte hätten von dem Vermögen der früheren gelebt und es beinahe aufgezehrt; wir sagten, diese Jahrhunderte hätten sich nicht eben freudig und stark fortgetragen sondern nur so hingestützt, wie etwa ein Lahmer oder Verwundeter auf Krücken thut. Und in der That so kommen sie uns vor, wenn wir sie mit den nächstvorhergehenden vergleichen. Doch hatte sich im stillen Ablaufe der Zeiten durch die Geistigkeit, die ja das Wesen des Christenthums und also auch das Wesen der neuen Geschichte ist, eine Macht gebildet, welche

das Heidenthum und auch die ersten christlichen Jahrhunderte wenig, ja fast gar nicht gekannt haben. Ich meine hier die Macht, welche man die Meinung nennt. Jener Geist, welcher über alle Welt ausgeströmt war und auch den Niedrigsten und Ärmsten ein Ahnden und Vernehmen der himmlischen Dinge, wie es die ersten Weisen des Alterthums nie empfunden und vernommen hatten, in die Brust gehaucht hatte, jener lebendige und feurige Geist, der die fünfhundert- und sechshundertjährige Herrschaft ohne Schwerdter und Heere möglich gemacht hatte, welche die Herrschaft der Kirche oder die Hierarchie genannt wird, hatte eben mit dieser eine zweite gewaltige politische Herrschaft gegründet, welche die Herrschaft der Meinung heißen kann. Diese Herrschaft erschien weniger, so lange die Hierarchie noch mehr in Ansehen und Stärke blühete; sie hat zugenommen in dem Maaße, wie jene abgenommen hat. Seit anderthalb Jahrhunderten hat sie eine so weitgreifende und waltende Wirksamkeit gehabt, daß man von einer europäischen Meinung hat sprechen können. Diese europäische Meinung möchte ich den weltlichen, den blos politischen Pabst nennen: denn sie hat zu dem ganzen Europa seit Ludwig dem Vierzehnten ungefähr in dem Verhältnisse gestanden, in welchem weiland der

Pabst und die Hierarchie zu Rom standen. Was diese Meinung eigentlich ist und wie sie wirkt und herrscht, das ließe sich freilich in tausend einzelnen Beispielen breit genug zeigen, aber dadurch würde ihr Wesen noch nicht klarer. Ihre ganze geistige Allmacht begreift nur derjenige welcher den vollen Strom der letzten Jahrhunderte mit ihren Begebenheiten und Entwicklungen im hohen Überblick vor seinen Augen hinrollen sieht. Diese Macht war immer groß, aber in dem letzten halben Jahrhunderte ist sie gewaltig gewesen, da sie beinahe die einzige Macht war, welche das immer mehr aufgelöste und getrennte christliche Europa noch zusammenhielt. Um sich ihren Umfang und Umgriff deutlich zu machen, bedenke man nur, daß durch sie Lissabon und Moskau und Newyork und Konstantinopel näher verbunden sind und die gegenseitigen Beengungen und Begebenheiten inniger mitempfinden, als vor vier- fünfhundert Jahren Ländern und Völkern nicht geschah, die etwa dreißig vierzig Meilen von einander liegen. Dieser Meinung, diesem weltlichen und politischen Papste Europas, könnte man eben so viel Gutes und Schlimmes nachsagen, als man dem geistlichen Pabste seiner Zeit gethan hat. Und wirklich sind solche, die da meinen, es gebe nichts Verdrüßlicheres

und Gräulicheres als diese europäische Meinung, und die Welt sey weit glücklicher gewesen, als man die Umwälzungen Schwedens etwa zehn Jahre, nachdem sie geschehen waren, in Köln und Lyon, und was in Moskau und Konstantinopel vorgefallen war, ja alle fünfzig Jahre als ein altes Mährchen in dem Westen erzählen hörte. Ob diese Recht oder Unrecht haben, darüber wollen wir hier nicht entscheiden — genug diese Meinung ist eine aus dem Christenthum allmählig entwickelte geistige Gewalt und keine irdische Macht mag die Stürme und Fluthen bändigen, womit sie über die Welt hinbrauset. Was Verderbliches und Verpestendes in ihr ist, dem kann man durch keine lastende Bezollungen oder gänzliche Einfuhrverbote ihrer gefährlichen Waare begegnen sondern der Geist kann allein durch den Geist gebändigt oder besänftigt werden. Da muß es heißen: Kraft gegen Kraft und Spitze gegen Spitze. Man kann den Sturm nicht mit einem Zephyr niedersäuseln, man muß einen Sturm gegen ihn loslassen, der ihm gleichwiege oder ihn niederbrause. Gegen das, was seiner Natur nach das Freieste ist, vermag das Halbfreie nichts und das Sclavische wird von ihm zum Gelächter. Wir haben das an genug Versuchen gesehen, welche so oft gegen diesen geistigsten und un-

erfaßlichsten aller Dämonen gemacht worden; wir haben den Ausgang des glänzendsten neuen Versuches vor Augen, das Schicksal Bonapartens. Wer hatte mehr Mittel in Händen und wer hat sie thätiger und grausamer als er gebraucht, das geschäftige und gerührige Ding, die europäische Meinung, welche, wie seine Helfer ihn sagten, seinen Entwürfen allgemeiner Verknechtung und allgemeiner Verfinsterung Europas am meisten im Wege war, zu unterdrücken ja womöglich von dem Erdboden zu vertilgen? Wirklich brachte er dem Anscheine nach eine Art Gegenbewegung zu Stande, wirklich schien die Stimme der Lüge, die in tausend Wiederläuten und Wiederhallen von den verschiedensten Seiten so bethörend erklang, für viele endlich fast eine Stimme der Wahrheit zu werden. Aber die Wenigen, welche diese Gegenbewegung als nichtigen Wind und blauen Dunst vorbeifließen ließen, schlossen sich in sich desto enger zusammen, die gepreßte und verfolgte öffentliche Meinung sammelte die Vulkane vieler edlen Gemüther, welche einmal fürchterlich hervorragen sollten; die Lüge hatte die Menschheit nicht geblendet, sie hatte den Tyrannen und seine knechtischen Helfer und Schergen verblendet. Sie kannten zuletzt die Gewalt nicht mehr, welche über sie und das Zeitalter herrschte,

sie hatten sich das einzige Licht ausgelöscht, welches sie bei ihrem verwegenen Unternehmen, die Welt zu unterjochen, hätte leiten können, und die Verdunkelung und Lüge, womit sie die Welt zu fragen und zu beherrschen meinten, hatte endlich niemand verdunkelt und belogen als sie selbst. Hätte Bonaparte das große Herz gehabt, die Meinung seiner Zeit zu vernehmen, hätte er wagen dürfen durch ihre Herrschaft zu herrschen, er hätte der größte geschichtliche Name werden können. Nun ist er wie ein Wetterleuchten hingefahren und hat wie ein Feiger geendigt.

— — — —

Wenn wir die Zeit, welche unsere Zeit ist, und ihre ausserordentlichen Zustände und Verhältnisse und dann die Geschwindigkeit ihrer Bewegung bedenken, so dürfen wir uns über die Verwirrung und den Zwiespalt der Meinungen nicht wundern und daß Vielen in dem Getümmel die Köpfe rund gehen. Manche sagen ja, daß wir selbst nicht blos ein Kopfverdreher sondern oft auch einer mit von den Drehköpfen sind; und warum sollten wir uns auch besser glauben als die meisten? Es sind jetzt offenbar zwei Zeiten, nämlich die Reste der alten Zeit und die Anfänge der neuen Zeit. Für die meisten Menschen, wenn sie siebenzig bis achtzig Jahre durchlebt hatten,

hat es wohl von jeher zwei Zeiten gegeben, aber gewöhnlich doch mehr sanft und still in einander übergleitende, nicht so feindselig einander gegenüber stehende und gleichsam auf Tod und Leben mit einander ringende Zeiten, wie die gegenwärtige Zeit ist.

Es steht dann das Alte und Neue im lebendigsten Kampf und muß darin stehen, wenn das Bessere und Gedeihlichere, was alle Guten erwartend hoffen, überhaupt hervorkommen soll. Aus Streit der hadernden Kräfte und Elemente ist ja die Welt geworden, Streit und Hader, der göttliche Streit und Gegenstreit (Ἔρις καὶ Ἀντέρις) in Liebe und Haß der Naturen ist ja das Geheimniß aller Schöpfung und Zeugung; wie sollte denn die höchste und vollendeteste Gestalt des äusseren Lebens, wie sollte die politische Gesellschaft, der Staat, ohne allen Hader und Kampf sich einigen und bilden können? Nein, dies kann sie nicht. Wir hoffen aber, daß dieser Streit in unserm Vaterlande nimmer blutiger Streit werden wird, sondern daß die Deutschen durch Mäßigkeit und Festigkeit gesetzliche Verfassungen verdienen werden, welche durch Umwälzungen zuweilen erworben, nimmer aber durch sie behauptet werden können. Aber weil hier auf Erden ohne Kampf und Mühe nichts gewonnen wird und auch ohne sie nichts gewonnen werden soll, so sollen wir

auch nicht verlangen, daß das Größte und Herrlichste, was einem Volke zu Theil werden kann, eine feste Verfassung und eine auf Gesetzen gegründete Freiheit, in zwei drei Jahren vollendet seyn soll. Das, wovon die Geschichte lehrt, daß, wenn es daurend seyn soll, es sich durch vielfache Kämpfe und Entwickelungen hindurch oft nur in Jahrhunderten gestalten und ausbilden kann, müßen wir ernste und verständige Deutsche nicht mit französischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit machen noch vollenden wollen. Leicht gewonnen leicht zerronnen ist ein Spruch, der hier und für alles Übrige in der Welt gilt. Zu Papier ist die Weisheit leicht zu bringen; aber wehe ihr, wenn sie nichts weiter hat als die papierne Festigkeit und was man von der leichten Last der Eidschwüre und Siegel noch weiter daran hängen kann! Denn das zeugt die Geschichte, deren Zeugniß hier das gültigste ist, daß nur das eine rechte Verfassung ist, die das Leben und Bestätigung in ihr selbst hat, welche nicht gemacht sondern welche gewachsen ist, d. h. welche gleichsam wie ein natürliches Gewächs aus dem Willen und den Neigungen und Bedürfnissen eines Volkes und eines Zeitalters hervorgegangen ist. Solche Entwickelungen gehen allerdings nicht gleich den Entwickelungen eines aufgerollten Pergaments, welches,

wenn man es ein paar Mal nach der entgegengesetzten Seite umgerollt hat, sogleich die gehorsame Neigung zeigt sich dahin zu krümmen; Verfassungen, welche der Ausschuß eines Jakobinerklubs oder ein Ministerbefehl in drei bis sechs Wochen fertigt, hatten gleich den Pergementrollen ihre Gestalt: eine andere Hand kommt darüber, drehet sie einige Mal anders um — und sie sind gewesen.

Wir wollen also, wenn es mit unsern Verfassungen, deren Stiftung und Gründung man in Deutschland jetzt versuchen mögte, nicht so geschwind geht, als die meisten Hoffnungen es wünschen, weder trauren noch schelten; noch wollen wir uns einbilden, daß alles sogleich vollkommen werden und daß alle Erwartungen befriedigt werden können. Dies ist durchaus unmöglich. Nicht die besseren Verfassungen selbst können in zehen, ja noch nicht in dreißig und vierzig Jahren vollendet werden, sondern nur der Grund zu ihnen kann jetzt fürs erste gelegt werden, worauf der übrige sich vielleicht in einigen Menschenaltern vollenden und ausführen kann. Dieß ist der Gang der Natur, den uns auch die Erfahrung vorzeichnet, der Gang, den alles Menschliche und Irdische gehen muß, wenn es nicht gleich in der Geburt sterben soll. Wir wollen auch nicht schelten auf diejenigen, welche Hin-

dernisse bringen und Widerstand entgegensetzen; sie sind wohl die nothwendigsten, damit etwas Tüchtiges werde. Denn was sich nicht durch Hindernisse durcharbeiten und den Widerstand nicht überwinden kann, das mag eben so gut gar nicht ins Leben kommen. Es wird doch nur dem schwächlichen und zwei Minuten lebenden Küchlein gleich seyn, dem man die Schale zerbrechen muß, damit es aus dem Ei kriechen und dann sein bischen Leben auspiepen könne. Denn was das Volk nicht mitten in allen Gefahren und Schwierigkeiten durch eigene Kraft und Tugend erschaffen kann, das bleibt doch immer ein Nichts. Darum sage ich zum dritten Mal: Jedes Volk verdienet die Lage, worin es ist. —

A. Erste Zugabe.*)

Es kann nicht fehlen, daß die Franzosen, welche immer noch zu viele Freunde bei uns haben, gegen mich, der sie dem deutschen Volke als ein leichtes und untreues Volk zeigt, nicht manchen deutschen Schriftsteller erwecken, der mich als einen durch Haß

*) Diese Zugabe steht im Wächter Band 1. S. 254 ff. unter der Aufschrift: Welche Franzosen ich denn eigentlich meine?

unklaren und unwahren Schilderer ihrer Art hinstelle. Nicht um dieser Vertheidiger und Entschuldiger der großen Nation willen, sondern für solche, die gern auch den historischen Grund, so weit er sich finden läßt, erblicken mögten, will ich hier einmal, so deutsch als ich kann, meine Meinung aussprechen und zugleich aus der Geschichte anzudeuten suchen, wodurch die Franzosen das geworden sind, was sie jetzt sind. Ich führe dazu eine Stelle an aus einem meiner Bücher*) die ich gleichsam als Text unterlege und worüber ich einige Bemerkungen hinstreue. Die Stelle lautet wie folget:

„Diejenigen begehen in der deutschen Geschichte „einen großen Irrthum, welche die älteste Geschichte „des fränkischen Reichs von Ludwig dem Ersten bis „Karl den Großen und selbst die Geschichte desselben „zu Karls des Großen und Ludwigs des Frommen „Zeit auf das Land anwenden, welches nachher Deutsch„land hieß und von seinen besondern Königen regiert „ward. Ähnlichkeiten sind allerdings da und Bezie„hungen, welche aus früherer Gleichheit der Bildung „und aus Verwandtschaft des Stammes entsprangen;

*) Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte Thl. 1. S. 175 ff. 1814.

„manche Einrichtungen bei beiden, die aus alten „germanischen Gebräuchen und überhaupt aus dem „vormals gleich rohen Zustande hervorgingen; manche „Erscheinungen beiden gemein, welche alle Völker bei „einem Übergange zu einem mehr künstlichen Leben „offenbaren; Anderes, was das gemeinschaftliche „Christenthum bei den meisten Völkern gemeinschaft„lich erzeugte. Dergleichen täuschet leicht, das fran„kische und deutsche Wesen fast für einerlei zu nehmen, „da doch weder das Land noch der Himmel noch die „äusseren Gelegenheiten und Verhältnisse noch endlich „— was so viel bedeutet — die Zeiten zusammentreffen. „So daß man sich — was Viele nicht gethan haben „— sehr hüten muß, das Ungleiche für gleich und „das Entfernte für gleichzeitig zu halten. Denn als „die Franken Gallien eroberten, war es schon seit „lange ein geordnetes und angebauetes Land gewesen, „freilich in den letzten Jahrhunderten arg verwüstet „und verheert, doch mit der wilden und rohen Natür„lichkeit des alten Germaniens jenseits des Rheins „keinesweges vergleichlich. Dies und seine mehr süd„liche Lage gab ihm einen viel milderen Himmel und „natürlich manche Triebe und Reitze, die jenseits „nicht seyn konnten. Schon dies mußte zwischen den „Menschen, die diesseits oder jenseits wohnten, eine

„große Verschiedenheit erzeugen; größer ward die „Verschiedenheit der beiden Völker durch die Gelegen„heiten und Verhältnisse. Die Franken eroberten „nicht allein das Land sondern auch die Menschen, „die darin wohnten, und diese waren gewiß zweimal „so zahlreich als sie selbst. Diese, ein Gemisch aus „Galliern und Römern — wir können sie Romanen „nennen — wurden unter die Eroberer vertheilt als „mehr oder minder dienstbare Knechte, so daß von „dem Könige der Franken herab bis auf den gering„sten der Freien ein jeder sein Loos Land und Leute „bekam. In dem Lande selbst fanden sie Reste alter „Bildung nnd Verfeinerung, mehr Reste alter Scla„verei und Verdorbenheit; sie fanden — was das „Größte war — das Christenthum und nahmen es „an. Alles dies, blos gehört, nicht einmal einzeln „näher erwogen, welche unendliche Verschiedenheit „zwischen den Franken und Deutschen, welche Menge „Reitze, Strebungen, Verführungen, Kämpfe und „Entwickelungen mußte es geben und herbeiführen, „die jenseits des Rheins ganz anders oder nie ge„kommen sind! Die Franken brachten ihre Leibeigenen „mit, sie bekamen eine große Menge gallischer; sie „lernten manche Gelüste und Genüsse früher kennen, „als ihr Gemüth eine geistige Stärke gewonnen hatte,

„sie zu beherrschen; sie wurden mit einem fremden
„Volke gemischt, welches sie freilich Knechte nannten,
„aber welches sie an Listen und Geschicklichkeit eben
„so sehr übertraf, als es ihnen an Tapferkeit und
„Tugend nachstand, und mußten in diesen mit der
„Tracht der Kanzler und Minister oder mit der prie-
„sterlichen Tiara geschmückten Knechte bald wieder
„in einzelnen Fällen auch ihre Herren erkennen. Nach
„ein paar Jahrhunderten knüpften schon Freilassungen
„gegenseitige Vermählungen, Zusammenschmelzung der
„Sitten, Zusammenfluß der germanischen und galli-
„schen Sprache die Eroberer und die Eroberten mehr
„zusammen. Hier also frühere Verdorbenheit, frühere
„Streite mit Sünden und Verbrechen, mehr Über-
„muth und Verruchtheit bei der größeren Zahl der
„Knechte und bei der Meinung, der Romane sey ein
„viel schlechterer Mensch als der Franke. Dies er-
„klärt die fränkischen Gräuel, welche unsere deutsche
„Geschichte nicht entehren, auch die viel länger wäh-
„rende französische Nichtigkeit, wovon sie glücklich
„gleichfalls nichts weiß.

„Dies hier gesagte gielt von dem eigentlichen
„Gallien, welches zwischen der Loire, den Bergen
„von Auvergne, der Rhone und Saonne und den
„Vogesen und Ardennen liegt und dessen Hauptstadt

„Paris geworden ist. Dieses Gallische und Romanische,
„mit dem Fränkischen vermischt, hat das wunderliche,
„leichtfertige und närrische Völkchen hervorgebracht,
„das man heute Franzosen nennt und das sich selbst
„wohlgefällig das große Volk betitelt: ein Ding,
„das man weder festhalten noch erklären kann, das
„aber alle gallische Windigkeit, Leichtfertigkeit und
„Treulosigkeit dreifach in sich enthält. In den Alpen
„und zwischen den Alpen und der Rhone und dem
„Jura und der Saonne wohnten die Burgunder, ein
„Volk, das gedrängter beisammen sitzen geblieben, auch
„siebenzig Jahre früher eingerückt war als die Fran-
„ken. Daher war wenig Romanisches in den von
„ihnen besetzten Landschaften geblieben, sondern hatte
„sich vor dem Schrecken ihrer Waffen weiter gegen
„Westen in das Mittelland geflüchtet. Die Burgunder
„blieben also reiner und ungemischter und sind ausser der
„Sprache durch gleicheres Wesen gutmüthigere Treue
„und ernstere Sitten bis diesen Tag Germanen. Auch
„an die Küsten und bis zum äussersten Süden war
„weder das Gallische durchgedrungen noch drang das
„Fränkische weiter durch als mit der Herrschaft, nicht
„mit dem Volke. Das alte Belgien, von jeher meist
„germanisch und von Gallischen und Romanischen

„wenig angesteckt, ward nun seit den großen Völker„zügen mehr und ganz wieder germanisch.

„Wir schelten also diejenigen hart, welche uns „die Gräuel, Verruchtheiten und Tyranneien der „ältesten französischen Geschichte gleichsam als den „Anfang unserer neuen und christlichen deutschen Ge„schichte mit aufladen wollen. Gott hatte uns ver„liehen, uns glücklicher und gerechter aus uns selbst „zu entwickeln, wir sollten ein reines Volk bleiben. „Denn nur an unsere Ostgränzen ist etwas Slavisches „mit uns vermischt, nicht aber sind wir, wie die „jetzigen Franzosen und andere unglückliche Völker, „aus vier fünf verschiedenen Völkern gemischt, noch „haben wir wie sie mit zwei Dritteln dienstbarer „Knechte aus einem andern Volke die Geduld der „Knechtschaft für alle Zeiten empfangen. Auch selbst „das Ueberrheinische, was mit dem Fränkischen frü„her verbunden war, muß man sich nicht so verbun„den denken, als wenn jetzt von einer zubehörigen „oder zinsbaren Landschaft die Rede ist. Die Stärke „der Franken zerfiel bald nach Ludwig dem Ersten „und ward nur von den Pipiniden etwa für hundert „Jahre wieder aufgerichtet. Aber die drei Ersten „von diesen hatten zu kämpfen, daß sie die Herrschaft „begründeten und daß die Saracenen im Süden nicht

„zu gewaltig würden]; der Norden und Nordwesten
„lag vor ihnen meistens ruhig. Nur Karl der Große
„konnte erst seine Waffen dahin wenden und alle
„germanischen Stämme wirklich umher Eine Herr-
„schaft nöthigen. Was also in dem sechsten, sieben-
„ten, achten Jahrhundert in Francien schwach ge-
„schah, das mußte jenseits des Rheins viel schwächer
„geschehen, ja es geschah wohl fast gar nicht. Wie
„sollte eine Regierung, die zu Hause auf das eigene
„Volk nicht drücken konnte, in der Ferne auf ein
„ganz anderes Volk haben drücken können? Wenn
„man nun das früh entwickelte oder verdorbene
„Gallische und Romanische, dessen Einfluß auf die
„Franken und auf ihre Waffen und Regiment aller-
„dings der größeste war, auch noch weg denkt, so
„blieben die den Franken zinsbaren Allemannen,
„Baiern, Franken, Thüringer meistens in freier und
„selbstständiger Verwaltung und Entwickelung und die
„Einwirkungen der neufränkischen oder französischen
„Art konnten wenigstens nur sehr gering seyn und
„allenfalls einige Ähnlichkeiten erzeugen. Denn wenn
„auch die Franken zuweilen im Regiment etwas ver-
„fügten und wenn auch bei großen Heereszügen die
„zinsbaren Völker unter ihrem Oberbefehl auszogen,
„so war die Wirkung nur augenblicklich und zeitlich.

„Aber man weiß, daß sie erst dann bedeutend wird, „wann die Regierung und Verwaltung auf das „Ganze schlau berechnet ist, oder wenn die Anführung „durch viele Jahrzehende fortwährt. Beides war aber „in dieser Zeit nicht, und lose wie der Befehl waren „auch die Völker verbunden. Selbst das Christen„thum, das die neue Welt bilden und richten sollte, „kam einige Jahrhunderte später zu den Allemannen, „Baiern und Thüringern als zu den Franken, und „bei den Friesen und Sachsen blieb es fast drei Jahr„hunderte länger aus. Welche Verschiedenheit der „Zeiten giebt schon allein dies! und wie kann man „das Ungleiche so als gleich zusammenmischen wollen?"

Nach diesen Worten kann ich jenes Frankreich, das ich meine, wenn ich von dem schlechten Frankreich spreche, leicht abmarken. Ich gehe von St. Omer und Arras den Bogen der Ardennen hinauf bis Chaumont, von Chaumont bis Chatillon sur Seine, von Chatillon auf Nevers, von Nevers auf Poitiers gegen Westen, von Poitiers auf Tours, von Tours auf Chartres, von Chartres auf Amiens. Diese Ründung in der Mitte Frankreichs ist das schlechte Franzosenland und das schlechte Franzosenvolk, welches die übrigen besseren Landschaften und Völkerschaften durch den ungeheuren Einfluß, den die Hauptstadt Paris

in diesem Reiche auf alles behauptet, mit ansteckt und verdirbt.

Diese Mitte des großen Frankreichs um die Seine und Loire ist historisch dasjenige Land, wo sich in den letzten römischen Zeiten, als die Völkerstürme von allen Seiten auf das morsche Gebäude des sinkenden Staates losbrauseten, die Reste des Romanischen und Gallischen zusammendrängten, als die nördlichen Landschaften Galliens von den Franken, die östlichen an dem Jura, der Saonne und Rhone von den Burgundern, die südlichen und südwestlichen von den Westgothen, und die nordwestlichen von den Britten besetzt wurden. Freilich auch in den andern Landschaften sind manche gallische Romanen als Sclaven der Sieger sitzen geblieben; aber die meisten haben sich in diese Mitte geflüchtet, wo die Römer siebenzig und achtzig Jahre nach dem Verluste der andern Theile noch den Schatten einer gallischen Herrschaft behaupteten, bis Ludwig der Erste, der Franke, gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts auch dieses Letzte unterjochte.

In diese Mitte nun, in den letzten schwächlichen Römerstaat Galliens, dessen Sitz zu Sigdunum (Soissons) war, ergossen sich die Franken als Eroberer und mischten sich mit den gallischen Romanen

und bildeten das eigentliche Frankreich und das eigentliche ächte Franzosenvolk in diesem Kerne des großen Landes, dessen Kern wieder späterhin Paris geworden ist. Die andern großen Landschaften, welche, einige bald nach Ludwig dem Ersten oder schon unter ihm, einige viel später mit Frankreich verbunden sind, gehörten dazu mehr durch die Herrschaft als durch das Volk, obgleich in der Folge die Herrschaft und das herrschende Volk auf alle einen mächtigen und, wenn nicht gleichmachenden doch ähnlichmachenden, Einfluß behauptet haben. — Das Land der Burgunder wurde im sechsten Jahrhundert mit dem Reiche der Franken vereinigt, riß sich im neunten und zehnten Jahrhundert wieder ab von demselben, und bildete eine Zeitlang eigene Reiche, von deren Landen ein großer Theil im eilften Jahrhundert an das Reich der Deutschen kam; doch seit dem fünfzehnten und siebenzehnten Jahrhundert sind die meisten burgundischen Lande wieder unter Frankreich gefallen. — Das Westgothenreich in Südfrankreich ward durch den blutigen Sieg, den Ludwig der Erste im Jahr 507 bei Vouglé über die Westgothen gewann, weiter südlich über die Garonne und Sevennen gegen die Pyrenäen hinaufgedrängt, da es vorher bis in die Mitte des jetzigen Frankreichs bis auf einen Abstand

von fünfzehen und zwanzig Meilen zur Loire sich hinaberstreckte. Doch hatten die Gothen beinahe ein Jahrhundert dort geherrscht, und aus ihnen and uns den alten Ureinwohnern, den Basken oder Aquitanen, hat sich manches Eigenthümliche und Besondere in diesen Gegenden abgesetzt, das dem Volke in vielen Beziehungen eine ganz andre Art und einen ganz andern Karakter gegeben hat, als die in der Mitte Frankreichs wohnenden haben. Diese Eigenthümlichkeit des Volkes und Landes zwischen den Pyrenäen und der Garonne konnte sich um so eher erhalten und in ihm selbst entwickeln, weil Aquitanien bei der Schwäche der Merovinger und später auch bei der Schwäche der Karlinger oft fast einem unabhängigen Staate gleich war, dann auch wieder mehrere Jahrhunderte hindurch wechselnd unter englischer Herrschaft stand. Dasselbe gilt von der Provence, die anfangs einen Theil des westgothischen und burgundischen Staates, dann Jahrhunderte lang einen eigenen Staat ausmachte, bis sie im fünfzehnten Jahrhundert mit dem ganzen Frankreich vereinigt ward. — Die britische Halbinsel in Nordwestfrankreich war bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein besonderer Staat mit eigener Sprache und mit besonderen Sitten und Gesetzen. — Dasselbe konnte

man lange von der Normandie sagen, obgleich die Normannen wegen der Nähe des Brennpunktes des Frankenreiches, wegen der Hauptstadt Paris, mehr und früher von dem Französischen angefressen worden sind.

Diesen historischen Spuren folgend finden wir zu allem, was sich auch noch diesen Tag in Frankreich zeigt, eine leichte und kurze Erklärung. — Die burgundischen Lande haben im Ganzen ein ziemlich ernstes, tüchtiges und gutmüthiges Volk, in manchen Sitten und Gebräuchen und häufig auch in Gesichtszügen den Deutschen so ähnlich, daß man sie für Deutsche halten mögte, wenn uns die Sprache nicht von ihnen zurückwiese. — Der Provenzale hat im Guten und Bösen etwas von italienischer Virtuosität, in seiner Bildung die stärkste Zeichnung der südlichen Volkstämme: man erkennt in ihm bis diesen Tag den Ligurer und Iberier, er ist kein Franzos. — Der Baske um die Pyrenäen, Sevennen und Garonne ist in vieler Hinsicht dem Nordspanier verwandter und näher als dem Franzosen; er hat auch etwas von seiner gutmüthigen Fröhlichkeit und Redlichkeit. — Der Bretagner ist bis diesen Tag der alte Brite und hat neben der französischen Sprache gleich dem Basken und Provenzalen seine eigene Landessprache. Er ist

von Leibe und Knochenbau stark und stattlich, blond mit trotzigen blauen Augen, ernst, tapfer, hartnäckig, abergläubisch, sehr regbar, tief brennend und lange festhaltend. Dieser Karakter, dessen Gleichbild der Mensch aus Wales und Irland giebt, hat sich durch die lange Geschichte ausgesprochen; den besten Kommentar darüber geben uns in den Tagen, worin wir leben, die Chouans und die Vendeer. — Fast ganz französirt und von dem gallischromanischen fränkischen Wesen verzehrt und verschlungen ist der Normann; doch behalten viele Familien in der Stattlichkeit der Leiber, in der Blondheit der Farbe und Haare und in den Gesichtszügen bis diesen Tag die unverkennbaren Spuren des edlen germanischen Stammes. Auch in der Art und Sitte, besonders in den Wendungen der Worte und in Ausdrücken lebendiger Empfindung soll vieles von dem Kolossalen und Hochnordischen wehen; die Franzosen sagen: Der Normann macht gern Wind, er lügt und prahlt gern. Wie in dem Mittelalter das normannische Wesen und die nordische Art sich wegen der Nähe der französischen Hauptstadt mit dem französischen verschlungen und gemischt und wie es auf die Sitten und Gebräuche, besonders auf die Literatur und Dichtkunst Nordfrank-

reichs mannigfaltig gewirkt hat, das ist von Vielen schon bemerkt und durchgeführt worden.

Das in der Mitte war also durch seine ganze Entstehung und Zusammensetzung von Anfang an das Schlechteste des französischen Volkes und Staates, und in dieser Mitte wuchs der faule Kern voll Sünde, Eitelkeit und Jämmerlichkeit aus, der nach und nach auch bis zu den äußersten Theilen des Volkes durchgedrungen ist und das Ganze mehr oder weniger vergiftet hat. Ich habe Paris ohne Namen genannt, das Babel Frankreichs, seit drei Jahrhunderten auch das Babel des übrigen Europas, welches sich seit zwanzig Jahren sogar anmaßete, die Hauptstadt Europas werden zu wollen. In dieser Mitte Frankreichs und in den umliegenden Landschaften hat sich aus dem Gallischen, Romanischen und Fränkischen das Ding gebildet, welches man den französischen Karakter nennt, ein Ding, welches aber oft so unfaßlich und unbestimmbar ist, daß man dabei kaum von Karakter sprechen darf. Das Eitle, das Wankelmüthige, das Treulose und Prahlerische macht den Hauptbestandtheil dieser Art aus. Diese französische Art hat der Nordfranzose durch die unglaubliche Thätigkeit und Gerührigkeit, die in seiner Natur liegt, und durch die ungeheure Hauptstadt, welche alle Geister und

Köpfe auch in den fernsten Landschaften in ihren Brennpunkt zusammenzog, leider über sein ganzes Reich verbreitet. Wir sagen noch einmal, daß der Burgunder, der Provenzale, der Baske, der Bretagner, viele sehr gute und löbliche Eigenschaften in sich trägt, daß das Hauptverderben in dem Dreiecke sitzt, dessen Basis die Linie von Amiens bis Chaumont und dessen Spitze Orleans ist; aber auch diese sind von den Sünden und Gebrechen jener nördlichen Landschaften und besonders von den Sünden, Eitelkeiten und Vorurtheilen jenes eben genannten französischen Babels zu sehr angesteckt und durchdrungen, als daß das Gute, was in ihren natürlichen Anlagen liegt, dadurch nicht häufig erstickt werden sollte. Wenigstens haben alle eben von diesem nördlichen Mittelpunkte Frankreichs und der ganzen französischen Bildung jene sündliche Eitelkeit geerbt, daß sie sich für das einzig gesittete und gebildete Volk, ja für das zum Herrschen bestimmte Volk unsers Welttheils halten. Unsre deutsche Art und Weise vollends ist ihnen ein ewiger Spott und sie halten uns für ein dummes, langweiliges und geschmackloses Volk, das eben geboren sey von ihnen betrogen und beherrscht zu werden.

Jene Franzosen nun, welche die Lande um die

Seine, Marne und Loire bewohnen und welche mir die schlechte französische Art zu seyn scheinen, haben auch viele der gemeinsten Bildungen und Gesichter unter sich, die man in irgend einem Lande findet. Nie in meinem Leben habe ich so viele Beine voll faunischer und satyrischer Gemeinheit und so viele aufgeschlagene Affengesichter voll tückischen Lächelns gesehen als in den nördlichen Landschaften Frankreichs, der Champagne, Isle de France, dem Orleanais u. s. w. Diese physiognomische Bemerkung wird jeder Beobachter leicht machen können; besonders ist das grade Pfahl- oder Ziegenbein, welches nach der Beobachtung vieler Physiognomen häufig ein Zeichen ungeheurer und faunischer Lüsternheit und Schlüpfrigkeit ist, bei vielen Franzosen etwas sehr Karakteristisches.

B. Zweite Zugabe.*)

Jene in vielen Beziehungen traurige Kirchenspaltung, welche wir Protestanten die Reformation nennen und welche von vielen, die ihr gleichzeitig

---

*) Diese Zugabe steht im Wächter Band 3. S. 153 ff. unter der Überschrift zum Neuen Jahr (1816). Ich ziehe die Stelle aus, weil sie vorzüglich angefochten und beeifert worden ist.

lebten, als ein entsetzliches Unglück bejammert und verklagt ward, liegt mit ihren Folgen und Wirkungen nun in drei vollen Jahrhunderten vor unsern Blicken ausgebreitet; und daraus ergiebt sich auch ihre Bedeutung in der Weltgeschichte. Wer wagt es jetzt noch zu sagen, daß es nichts weiter als der leichtsinnige Frevel und die übermüthige Verruchtheit einiger unruhigen oder schwärmerischen Köpfe war, welche ein Feuer anzündeten, das sich über ganz Europa verbreitet hat? Nein, das Christenthum mußte auch in seinen fernsten Gegensätzen beleuchtet und durchgearbeitet werden, und darum mußte Gott jene Kirchenspaltung zulassen, die noch dauert und noch dauern wird; denn die Beleuchtung und Durcharbeitung ist noch so bald nicht vollendet, als manche glauben, welche die Erscheinungen des Tages mehr poetisch als geschichtlich aufnehmen. Glücklich sind jetzt viele Flammen mit Aschen bedeckt, welche über unser unglückliches Vaterland und über einen großen Theil Europas einst so verderblich brannten; auch milder und freundlicher wird von den verschiedenen Partheien und Sekten zu einander hinübergeblickt — sie sehen heller das ewige Heil, das ihnen allen gemeinsam in der Mitte liegt — aber nicht so nah ist die Vereinigung und Zusammenschmelznng, als es

einigen dünken mögte, welche die tiefe Bedeutung des Streites gerade nicht ins Auge gefaßt haben. Denn die größte Frage aller Theologie und Philosophie, wie Geist und Leib der Dinge, wie Idee und Form sich zu einander verhalten, wie sie in einander stehen und wie weit sie außer einander sich auch gegenüber stehen können, das sollte und das soll noch untersucht werden; aufgeschüttelt und aufgeschreckt werden sollte der alte Glaube, der sich in seinem altgewohnten Heim und Geräth so still und sicher fühlte; weit über seine Linie hinaus, ja über die Linie alles menschlichen Begreifens und Wissens hinaus sollte mit himmelstürmender Kühnheit geschweift werden, damit endlich von jedermänniglich erkannt würde, daß kein Heil seyn kann als in dem Glauben und kein Trost als in der Zurechnung der Gnade und Versöhnung ohne alles menschliche Verdienst und alle menschlichen Werke. Es mußte an dem Äußerlichen so gewaltig geschüttert werden, damit das Innerliche in seiner vollen überschwänglichen Herrlichkeit allen gewiß würde. Diese allen christlichen Bekenntnissen wohlthätige und für das Christenthum selbst siegreiche Erschütterung und Aufschreckung des Alten ist dem Protestantismus zugefallen, und deswegen hat er die Geschichte der letzten Jahrhunderte

angeführt, und führt, wie mir däucht, noch die Geschichte der Stunde, worin wir leben.

Wir thun recht, wenn wir uns die Vergangenheit unsers Mittelalters lieblich und freundlich malen. Es war eine frische und herrliche Zeit, und in so vielen unsterblichen Werken hat sie uns ein leuchtendes Gedächtniß hingestellt. Es ist wohl heißer Sehnsucht und Klage werth, daß jene spielende Kindheit und unbewußte Unschuld nicht mehr ist, deren zarte Bilder uns so oft mit unnennbarer Wehmuth zu sich locken. Aber wie verzeihlich die Trauer und Sehnsucht um das Holdseligste und Lieblichste auch ist, so unverzeihlich ist die Anklage, als habe es allein die Reformation verschuldet, daß jene Kindlichkeit und Unschuld der Gefühle, jene fromme Sicherheit des Glaubens und Liebens auf immer von der Erde verschwunden seyen. Nein, so ist es nicht: sondern weil die Periode jener Kindlichkeit zu Ende ging, darum kam die Reformation und mußte das Menschengeschlecht durch drei schwere Jahrhunderte, durch die Kämpfe des blitzenden und leuchtenden Verstandes und durch das kühlere und ärmere Land des Begriffes führen, damit es auf langen und weiten Irrwegen und Umwegen endlich auf den Auen der Vernunft anlangen könnte, wo auch wieder Rosen und Lilien einer andern Art und

einer andern Kindlichkeit blühen werden. Wenigstens däucht es uns schon, als ab uns oft süßathmende Winde eines Lenzes anhauchen, der uns nicht mehr ferne ist.

Ueber die Anfänge und Ursprünge der Reformation herrscht unter andern auch ein Irrthum, der wieder in der Kunst und in ihren Anschauungen seinen Grund hat. Man stellt uns die frommen, reinen und erhabenen Werke und Bilder hin, welche die deutsche Kunst im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert in Zartheit und Jungfräulichkeit aus dem Kinderglauben geschaffen hat; man sagt: so empfand, so glaubte, liebte und lebte das glückselige Menschengeschlecht — und das alles hat die unruhige und frevelnde Willkür einiger wenigen Sterblichen zerstört und Streit, Hader, List und Armseligkeit für den alten Frieden die alte Unschuld und die alte Lebensfülle auf die Erde gebracht. Dieser Ansicht und dieser Klage kann man sich wirklich kaum erwehren, wenn man sich bei dem Anblick der Schöpfungen jenes vergangenen Zeitalters von seinen Gefühlen nur so hintragen läßt. Aber, du guter und frommer Deutscher, den die Sehnsucht und Liebe der Herrlichkeit unsrer Väter oft bis zu Thränen rührt, nicht blos bei dir darfst du stehen bleiben, du mußt auch einen Blick in die Welt werfen,

wenn du die Weltgeschichte und die Männer, welche die Weltgeschichte in den jüngsten Jahrhunderten gemacht haben, richten willst. Du mußt nicht blos bei dir die Unschuld sehen; du mußt auch anderswo die Schuld sehen: und dann wird dir das große Schicksal wieder heiter und auch die letzte traurige Geschichte eine höhere Nothwendigkeit werden, die Spieler darin aber werden dir nicht blos als vom Teufel getrieben und besessen erscheinen. Besinne dich nur. Allerdings deine deutsche christliche Kunst war ein reiner und stiller Aushauch der unschuldigsten Liebe, sie hatte sich mit allen himmlischen Blumen und Sternen geschmückt, und wußte in ihrer kindlichen Freude nichts von ihrer Schöne und Lieblichkeit. Aber wie gar anders war die wälsche Kunst und das wälsche Leben! Auch dort leuchtete es von Schönheit und Anmuth, aber das bunte Kleid war ein heidnisches und heidnisch war die Lust und Begier, die es gewirkt und angethan hatte: es spielte die irdische Üppigkeit und wilde Sinnlichkeit darunter, welche zuletzt so frech wurden, daß sie ihre Gebärde vor den Leuten nicht einmal mehr verstellten. Die Geschichte hat ihr unbestechliches Urtheil gesprochen; wir wissen, wie Päbste, Alexander dem Sechsten, Leo dem zehnten, Klemens dem Siebenten gleich waren, wie die Kar=

dinäle Medici, Este, Bembo, lebten, glaubten und darstellten. In Rom und in allen glänzenden Städten Wälschlands blühete mit der griechischen und römischen Literatur in allen südlichen Lüsten und Lastern wieder ein zweites Heidenthum auf, das sich zuletzt auch nicht einmal mehr mit christlicher Heuchelei verzierte. Diese unchristlichen Gräuel wurden dem strengen und ernsten Deutschen zu viel, er ergrimmte in seinem Herzen und schlug mit dem Donnerstrahl des Zorns und der Rede darein. So entstand der gefährliche Hader, der bald nicht mehr beizulegen war. Durch die gegenseitige strengere Aufsicht auf einander wurden freilich alle Partheien mehr zur Ordnung der Sitte und Zucht des Lebens getrieben, aber der zerrissene Friede war nicht mehr zu heilen: die Spaltung blieb. Sie blieb, denn sie kam diesmal nicht von Menschen sondern von Gott, damit die weitere Entwicklung und Durchbildung des Menschengeschlechts durch das Christenthum geschehen könnte.

Daß dies nach Gottes Rathschluß nicht auch auf eine andere sanftere und stillere Weise hätte geschehen können, leugne ich nicht; aber wie die Sachen menschlich gestellt waren, konnte es kaum anders geschehen, als es nun geschehen ist. Ich habe irgendwo ge-

sagt,*) daß mir dünke, die Kirchenspaltung würde so weit nicht geworden seyn, wenn das Kardinalkollegium in Rom nach dem Maaße des Umfangs der verschiedenen christlichen Völker in richtigen Verhältnissen gleichsam aus geistlichen Boten aus allen diesen Völkern wäre zusammengesetzt gewesen. Nun aber war das der Fehler — ein Gebrechen, was bis diesen Tag in der alten Kirche fortdauert — daß die Kardinäle und Erzpriester, welche die Wache und Hut der ganzen Christenheit vor allen andern haben sollten, fast lauter Wälsche waren, die in ihrer Einzelheit oft ohne alles allgemeine Weltgefühl und ohne Kunde, ja ohne Ahndung der Triebe, Neigungen und Ansichten der anderen Völker, oft auch ohne die geringste Anerkennung eines mächtigeren Geistes, der hie und da in einem andern Volke vielleicht auflebte, regieren und herrschen wollten. Weil sie beide die weltliche Klugheit und Vorsichtigkeit und den christlichen Ernst verloren hatten, so mußten sie einen großen Theil der Herrschaft verlieren; denn als sie einlenken wollten, war es zu spät, das Übel war ihnen entwachsen, und im großen und kühnen Geiste hat keiner einzulenken gewagt.

*) S. Blick aus der Zeit auf die Zeit 1815.

Weil wir den Frieden lieben und als Christen lieben sollen und weil wir einmal wieder eine Art Vereinigung hoffen, wenn gleich in ferner Zukunft, so müssen wir eingedenk seyn alles zu meiden, was Hader und Neid erwecken könnte. Auf Eines indessen muß ich hier wieder aufmerksam machen, worauf ich in dem angeführten Büchlein schon hingedeutet habe, auf die Geographie des Protestantismus. Diese weist auf eine wunderbare Weise auf das deutsche und germanische Volk hin; so daß die Gegner desselben, wenn sie Deutsche sind, sich ein wenig besinnen müßen, daß sie ihn nicht zu heftig anklagen. Wir wissen, daß gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts bei weitem der größte Theil Deutschlands der neuen Lehre zugefallen war, und daß Böhmen und Oestreich unter dem kräftigen und kühnen Ferdinand dem Zweiten mit Feuer und Schwerdt zu dem alten Glauben haben zurückgebracht werden müssen. — In Ungarn und Siebenbürgen, so weit die Deutschen wohnten, wurzelte der Protestantismus; er hat den Habsburgern, die für den Glauben eiferten, schwere Aufstände und Kriege, fürchterliche Niederlagen und Verluste von Landen und Leuten verursacht, ja zuweilen an dem Thron geschüttert, und ist dort nimmer zu vertilgen gewesen. Auch unter die slavischen Völker ist der

Protestantismus gekommen, in Polen hatte er einmal weit um sich gegriffen; er hat aber bei diesen Völkern auf die Länge keine festen Wurzeln treiben können. Aber gleich unter ihnen längs der Ostsee in der germanischen Zunge von der Weichsel bis zum Ladoga und zur Neva (in Preußen, Kurland, Liefland, Estland) hat er sich alles unwiderstehlich bemächtigt. — Eben so ist er in dem germanischen Norden ohne irgend einen Gegenkampf in wenigen Jahren herrschend geworden. — Gehen wir gegen Westen zu den britischen Inseln, so begegnet uns dieselbe auffallende Erscheinung. Alles Germanische ist dem Neuen von selbst zugefallen, alles Halbgermanische oder gar Galische langsamer oder gar nicht. Die Bergschotten waren die letzten in Schottland, welche das Neue annahmen; bis diesen Tag sind unter ihnen manche Katholiken. Dasselbe hat man in Englands Landschaften Wales und Kornwallis gesehen. Das gälische Irland aber ist trotz aller Versuche des protestantischen Englands in Mitten von Unterdrückung und Verfolgung unverrücklich bei dem alten Glauben geblieben. — In den Niederlanden hat das Germanische und Flämische sich der neuen Lehre zugeneigt; das Belgische und Wallonische hat sie von jeher mehr von sich gestossen. — In Frankreich erscheint dasselbe. In

den Landen, wo das Gallische vorherrscht, hat der Protestantismus nie gewurzelt, wohl in den östlichen burgundischen Landschaften und in den südlichen, vaskischen, gothischen und iberischen. — Weiter nach Süden drang er nicht.

Merkwürdig genug sind diese Erscheinungen und sehr merkwürdige Schlüsse und Folgerungen lassen sich daraus ziehen über das verschiedene Gemüth und den verschiedenen Karakter der Völker. Der Protestantismus scheint ein reiner Germane zu seyn, weil alles Germanische, wo es sich immer in Europa findet, wann es nicht zu sehr gezwungen war, ihm von selbst zufiel.

C. Einige Anmerkungen zur Länderkunde des Protestantismus und zu Friedrich von Schlegels *) Geschichte der alten und neuen Literatur.

Wie in der Einleitung schon erwähnt worden, bin ich von mehreren meiner Gegner da, wo ich über die Geographie des Protestantismus einige Winke hingeworfen hatte, ohne weitere Umstände blos mit

*) Die jüngste Ausgabe von 1822.

Schlegels großen Namen widerlegt worden; sein αὐτὸς ἔφα scheint die Anführung aller Gründe und Beweise überflüssig gemacht zu haben. Unter Andern haben sie auch die Normandie in Frankreich und das normannische Reich von Apulien und Sicilien, als woselbst doch kein Protestantismus aufgekommen sey, gegen mich aufgestellt; und auch: daß der skandinavische Norden nur durch Gewalt und unter Aufruhren reformirt worden sey. Ich berühre diese leichten Dinge leicht und ergänze und belege noch einige meiner frühern in der Zugabe B. enthaltenen Meinungen und Urtheile.

Also was 1) die Normandie belangt, so schließen und entscheiden diese gelehrten Gegner nur aus dem nächsten Oberflächlichen, was ihnen in den ersten besten Büchern begegnet, oder aus dem, wie es eben heute steht oder sich verhält, ohne daß sie die Geschichte früherer Jahrhunderte müßig durchblättern. Um nun hierüber und hiegegen Einiges zu erinnern, so bedenken sie zuvörderst nicht, daß die Normandie von Anfang an kein reingermanisches Land, sondern nur ein halbgermanischer Mischling gewesen, welcher überdies im eilften Jahrhundert durch die Eroberung Englands vom Herzog Wilhelm und durch die apulischen Züge an den edelsten und freiesten Bewohnern

sehr ausgeleert worden ist. Denn schwerlich darf man annehmen, daß der Normann Rolf, als er Christ und Vasall des Königs von Frankreich ward, mehr als 50,000 bis 60,000 Männer unter sich hatte, welche mit ihm als Herrn das Land in Besitz nahmen und sich mit mehreren Hunderttausenden unterworfener Einwohner, allmählig mehr oder weniger vermischen mußten. Diese Einwohner aber waren wieder ein Gemisch von Galliern und Franken, vielleicht auch von manchen belgischen und sächsischen Abkömmlingen, welche in den letzten Jahrhunderten der römischen Herrschaft sich häufig an diesen Küsten festgesetzt haben. Doch ungeachtet dessen und ungeachtet der eben erwähnten großen Ausleerungen hat dieses Land in Sinn, Leben, Wissenschaft und Kunst viel Germanischskandinavisches offenbart und zur Zeit der ersten großen Religionserschütterungen Frankreichs im sechszehnten Jahrhundert viele eifrige Protestanten in seinem Schooße gehegt. Mögen sie nur im de Thou nachlesen, wie viele protestantische Gemeinen damals selbst in Paris waren, welche aber nebst den in der Nachbarschaft (in der Normandie) wohnenden durch die bei weitem größere Zahl der Katholiken und durch den grimmigen in der Hauptstadt entzündeten und mit Mord und Wuth verfolgenden Eifer gewaltsam unterdrückt oder

vielmehr ausgerottet wurden und eben wegen der zermalmenden Centralkraft jener Hauptstadt nicht wieder erstehen konnten. In unsern Tagen aber, wo die Nichtkatholischen in Frankreich etwas mehr Schutz und Sicherheit haben, ist es eben merkwürdig, wie grade in der Normandie sich neue protestantische Gemeinden gebildet haben.

2. Die Normannen in Unteritalien werden wir mit grober Unwissenheit auch als ein ordentliches, germanisches Volk entgegengehalten, und man fragt mich höhnisch: Nicht wahr, hier hat sich nach deinen Grundsätzen auch der Protestantismus entwickeln, oder doch hat sein Keimen und Wachsen durch die gewaltsamsten Mittel gehemmt oder gedämpft werden müssen? Soll man bei solchen Anführungen nicht ein dreimal unterstrichenes O je! ausrufen?

Die Söhne Tankreds von Hauteville, welche dort einen Staat stifteten, waren freilich vom ächtesten Normannenblute; aber die Schaaren, welche mit ihnen zogen oder ihnen nachzogen, um Land und Herrschaft zu gewinnen, waren ein buntes Gemisch von Normannen, Franzosen, Niederländern und andern kriegs- und beutelustigen Abentheurern aus dem ganzen nordwestlichen Frankreich und aus Belgien. Also,

daß man selbst wenn diese Schaaren eine Nation ausgemacht hätten, bei ihnen gar nicht mehr an reine Germanen denken darf. Aber diese Schaaren bestanden Anfangs in wenigen Hunderten, später immer in wenigen Tausenden; und auf jeden Fall würde die Rechnung wohl sehr kühn seyn, welche annehme, daß von diesen, welche meistens in Schlachten aufgerieben wurden, oder von deren Söhnen und Enkeln in jenem neuem Reiche über die tausend Familien gestiftet seyen. Aus Rolfs Gefolge, welches einen der schönsten Landstriche Neustriens besetzte, wurden schon Herren; aus den Nachkommen der ächten Normannen in Apulien und Sicilien wurden meistens große Herren. In einem Lande, welches doch wohl wenigstens von drei bis vier Millionen Seelen bewohnt war, (manche Landschaften, z. B. Sicilien selbst, waren damals viel blühender als jetzt) mußten diese wenigen Familien mit ihren Eigenthümlichkeiten sich in der Menge verlieren, wie ein Tropfen im Meere. Wie verkehrt also, zu meinen oder wenigstens sich zu gebärden, als meine man, in Süditalien dürfe von einem normannischgermanischen Volke und von germanischen Volkssinn oder Volksneigungen die Rede seyn! Hier hat der hohe stolze Geist des Nordens nur in den ersten Erberergeschlechtern geweht und geleuchtet

und ist dann in der großen Masse der alten Einwohner untergegangen.

Aber ich habe bei dieser Gelegenheit überhaupt noch etwas zu erinnern oder vielmehr mich gegen willkührliche Folgerungen zu verwahren. Mit viel besserem Grunde hätte man mir die Lombardei oder das gothische Kastilien (ich meine die beiden Kastilien — Alt- und Neukastilien im engern Sinn) vorwerfen können. Diese hätte ich aber auch aus sehr guten Gegengründen ablehnen können, welche auszuführen hier nicht der Ort ist. So viel steht einmal geschichtlich fest: jedem Dinge, welches neu werden und sich entwickeln soll, muß dazu Gunst der Zeit und Gelegenheit gegeben werden. Ich habe aber bei meiner allgemeinen Betrachtung blos von solchen Ländern gesprochen, wohin die Reformation durchgedrungen war, wo sie sichere Wurzel gefaßt hatte, wo die Menschen volle Gelegenheit erhielten, den Inhalt der neuen Lehre kennen zu lernen und ihnen zuzueignen. In solchen Ländern, habe ich behauptet, hat der germanische Volksstamm diese neue Lehre vorzugsweise ergriffen und festgehalten, während sie von andersartigen Stämmen mehr ist zurückgestoßen worden.

3. Der skandinavische Norden soll nur durch Gewalt und unter Aufruhren refor-

mirt worden seyn. Dieser Wink Friederich von Schlegels und der auf seine Worte gläubig schwörenden Schüler soll doch wohl bedeuten, daß die der alten Kirche anhangende Parthei durch äußere Gewalt und Verfolgung, durch Feuer und Schwert, unterdrückt worden sey. Nichts ist aber falscher. Denn gerade in der Zeit, wo in jenen Ländern keine Macht war, welche äußerlich drücken konnte, wo es keine festen Könige, keine stehenden Heere, kurz keinen immer bereiten Soldatenstand gab, wodurch Furcht und Gewewalt erwirkt oder geübt werden konnten — mitten in eigentlichen Volksaufruhren und Getümmeln und unter schwachen Regierungen, wo die machtlosen Herrscher selbst auf ihren neuen Thronen wankten, ist die Reformation gewachsen und geworden: d. h. sie ist im Norden durch das Volk, durch die Neigung und Liebe des Volkes, durch den Willen der großen Gemeinheit fast von selbst geworden. Denn freilich kein neuer Zustand, sey er religiös oder politisch, wird, ohne daß Einzelne dabei verletzt werden. Eine allgemeine Einwilligung hat es wohl oft gegeben, eine allgemeine Willigung oder Billigung nimmer. Immer im glücklichsten Falle sind doch Einige, welche aus Furcht oder Eigennutz ja sagen oder ja zu sagen scheinen.

Ich bitte über den Norden nur Hvitfelt, Celsius, Holberg, Dalin und Münter nachzulesen und die gleichzeitigen Verhältnisse Deutschland, Englands, Polens, Rußlands und des übrigen Enropa mit ins Auge zu fassen.

Gustav Erikson Wasa schüttelte in den ersten Jahren von 1520 ohne Geld, ohne Heer blos mit Hülfe des sich erhebenden Volkes die dänische Herrschaft ab, welche unter Christian dem zweiten eine blutige Tyrannei werden wollte. Er war nichts weiter, als ein guter Edelmann, weder reich noch mächtig, ward König durch sein Schwerdt und durch die Noth und Hülflosigkeit des Landes, und blieb es durch wachsame Klugheit und rastlose Thätigkeit. In den ersten zehn Jahren seiner Regierung hatte er kaum die Spur eines stehenden Heeres, (im Ganzen vielleicht 2000 bis 3000 Mann geworbene, meist deutsche Soldaten in schwedischen und finnischen Festungen vertheilt) sondern bekämpfte die Reichsfeinde und die persönlichen Gegner durch die bei jedem einzelnen Kriege oder Zuge aufgebotene Adelsfahne und durch Aushebung aus den einzelnen Landschaften, also durch ein eigentliches Volksheer. In diesen ersten zehn Jahren war er fast ohne Flotte, mehrere schwedische Festungen und Inseln in der Gewalt der Fremden,

Christians des zweiten Anhang noch bedeutend, und das Meer lange noch von dessen Admiral Severin Norby beherrscht, der neue dänische Herrscher selbst noch unsicher, seinem schwedischen Nachbar aber immer ein unsicherer Bundsgenoß und Freund, die alten Bischöfe Schwedens Gustavs geschworne Feinde, manche der ersten, ja selbst mehrere befreundete Familien des Reichs eifersüchtige und auflaurende Gegner. Und in diesen Jahren und unter solchen Verhältnissen, ohne alte Stammherrschaft, ohne Geld, Flotte und Heer, führte er die Reformation ein und schlug die Hierarchie, welche bei weitem der reichste Stand Schwedens war, fast ohne Kampf nieder.

Ja, sagt man und sagen namentlich die deutschen Bücher, unter andern auch Spittler in seiner Staatengeschichte, er theilte den Kirchenraub mit dem Adel und machte sich Anhänger und Freunde durch den ungerechten Mammon; durch den Adel, welchem er die größten Vortheile zuwandte, hat er die Neuerung durchgesetzt. — Auch dies zerfällt, wenn man es näher betrachtet.

Das Reich oder der sogenannte Staat ist durch die Einziehung und Verweltlichung manches Kirchenguts, und namentlich der Klöster, und durch Theilung mehrerer Zehnten allerdings mächtiger geworden;

den Familien ist unter diesem Könige, dem Begründer der Reformation, von dem geistlichen Raube wenig zugefallen. Nach einem Reichstagsbeschlusse fiel rechtlicher Weise nur dasjenige an die Schenker und Weiher zurück, was seit der Mitte des verflossenen fünfzehnten Jahrhunderts (seit König Karl Keutson) vergabt oder geweiht worden war. Dies war nicht viel, da die letztverflossenen 70 Jahre für Schweden Jahre des Getümmels und Unglücks und überhaupt keine Jahre europäischer Begeisterung für hierarchische Zwecke mehr gewesen waren. Gustav aber war weder in der Lage noch des Gemüthes, daß er viel verschenkte. Dieser große Mann, der Anfänger und Gründer eines Heldenstammes und einer nordischen Heldenepoche, wie die Geschichte wenige aufweist, hatte auch durchaus den Karakter eines Stifters und Gründers: ein scharfer Haushalter, ein ernster Gebieter, ein strenger Rechtspfleger, ein unermüdeter Arbeiter, Ordner und Einrichter, im Rathe und in Schlachten gewaltig und unerschütterlich, aber nimmer leicht, fröhlich und liebenswürdig, stand er die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung allein auf seiner Tugend und auf der Achtung und Furcht, welche durch solche Eigenschaften erzeugt werden; er war als Mensch wohl von wenig Einzelnen, aber als

König zuletzt wohl von den Meisten seines Volks geliebt. Die vornehmen Geschlechter aber, von welchen man behauptet, daß durch sie sein Werk am meisten gefördert worden sey, haben ihn zuerst nur gebraucht, weil sie mußten, zuletzt, weil er durch große Thaten und Wohlthaten Herr des Volks geworden war. Denn für ihre einzelnen und persönlichen Zwecke und Vortheile hatten sie unter der fast immer losen und schwachen dänischen Regierung und der auch nicht straffen Verwaltung der Reichsvorsteher weiteren Spielraum und mehr Mitherrschaft gehabt. Als aber die Zeit gekommen war, wo der König sich durch seine Thätigkeit und Haushaltung Geld, Heer und Flotte, kurz wo er sich alle eigenen äußeren Mittel der Macht und des Befehls geschafft hatte, war die Reformation in Schweden lange vollendet.

Diese schwedische Reformation hat sich ohne Blut gemacht und war um das Jahr 1530, als Gustav noch ein ziemlich unfester und machtloser Herr war, fast schon ganz vollbracht. Die alte Hierarchie hat auf mehreren Reichstagen gegenzuhalten gewagt, aber der allgemeine Volksstrom ist ihr zu mächtig gewesen. Der entflohene Erzbischof Gustav Trolle, ein Mann von Eisen und Stahl, der tapfere Bischof Hans Brask von Linköping, und manche andere würdige

und unwürdige Vorsteher der alten Kirche haben mit geistlichen und weltlichen Mitteln und Künsten das Mögliche versucht, aber alles ist gescheitert; und die vom Auslande her, von Deutschland, Dänemark und Polen her, für die Wiederherstellung des Alten wirkten und stritten, haben ihr Vaterland nicht wieder gesehen, sondern gleich geächteten Hochverräthern im Elende sterben müßen.

Nur in Dalarne*) ist es gelungen in einigen Kirchspielen Aufruhr zu stiften. In diesen Aufruhr ward von den erbitterten Oberpriestern allerdings etwas Stoff aus den alten Glauben gemischt; doch waren darin viele andere und mehr feuerhaltige Keime, vorzüglich der Hochmuth und Trotz der Thalleute, welche glaubten, daß der neue Herrscher, der mit ihnen den Kampf gegen die Fremdherrschaft begonnen hatte, sich um sie und um ihre Wünsche und For-

*) Dalarne oder die Thäler sind von einem eigenthümlichen Völkchen bewohnt, welches in der Geschichte einen großen Namen hat. Ich habe früher mit Mehreren gemeint, in den Thalleuten stecke eine große Mischung zeltischen Blutes. Den ist aber nicht so, sondern, wie besonders sie auch sind, doch scheinen sie ächte Germanen zu seyn; sie haben aber unter andern Eigenthümlichkeiten auch die, daß ihre Mundart der alterthümlichen isländischnorwegischen Sprache noch jetzt sehr nah steht.

derungen nicht genug kümmere. Bei diesen leicht unterdrückten Aufständen sind wenige durch das Kriegsschwerdt und einige Rädelsführer durch das Henkerbeil gefallen. Auch zwei Oberpriester haben ihren Eifer für das Alte mit dem Leben bezahlt, nämlich der vormalige Erzbischof von Upsala Knut und der Bischof Sunnanväder. Diese hatten als Flüchtlinge von Norwegen aus den Aufstand in Dalarne mit anschüren geholfen und den sogenannten Daljunker Jöns oder den falschen Nils Sture durch Geld und Vorspiegelungen unterstützt. Die schwedische Regierung verlangte ihre Auslieferung von Norwegen, sie wurden ausgeliefert, des Hochverraths angeklagt, überwunden und hingerichtet: *nämlich nicht als eifrige Bekenner und Anhänger des alten Glaubens, sondern als überwiesene Aufruhrstifter und Hochverräther.*

Wenn zur Zeit der Begründung der Reformation in Schweden die Regierung schwach war und wenn dort alles fast allein durch die Neigung und den Trieb des Volks entschieden ward, wenigstens in den ersten zehn Jahren der Regierung Gustavs des Ersten, so war das noch weit mehr so in Dänemark, wo die ersten beiden Könige nach der Verfahrung Christians des Zweiten wirklich fast nur Ziffern waren und wo

alle Macht bei dem Adel und den Bischöfen stand. Auch hier lief mitten in der größten Verwirrung des Reichs und bei der traurigsten Schwäche der Herrscher der Strom der Reformation doch von Jahr zu Jahr reißender, und fast ohne Widerstand (wenigstens ohne allen Widerstand des Volkes) konnte König Christian der Dritte die große Neuerung, die aber dem Volke nichts Neues mehr war, im Jahr 1537 in Dänemark und Norwegen anordnen und einführen. Weder hier noch in Norwegen ward um sie ein Tropfe Bluts vergossen, weil Niemand für das Alte aufstand. Daß mehrere Bischöfe sich derselben weigerten, lag in der Natur der Sache. Freiwillig giebt fast nie ein Mensch die Herrschaft auf; einige würdigste Bischöfe kämpften aus Ueberzeugung für den Glauben; die meisten für den irdischen Besitz; diese bequemten sich am leichtesten. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß mehrere Bischöfe, welche das Neue verdammten, gefangen gesetzt wurden oder in die Fremde entwichen. Nur der einzige Bischof Rönnov von Roskild, welcher mit unerschütterlicher Tapferkeit für das Alte bis ans Ende aushielt, starb als Gefangener.

In dem fernen *) Island allein gab es ein ernsteres

*) S. Den Danske Reformationshistorie ved Fr. Münter Kiöbenhavn 1802 und Holbergs

und blutigeres Spiel. Dort ward durch die für das Alte streitende und eifernde Parthei schon im Jahr 1539 ein königlicher Vogt erschlagen; im Jahr 1547 aber entbrannte daselbst durch den Bischof Jon Arnesen in Holum ein bewaffneter Aufstand. Dieser wiegelte einen Theil des Volks auf, verjagte den protestantischen Bischof Einersen von Skalholt, setzte den Lagmann ab und einen seiner eigenen Söhne an dessen Stelle, und dachte, wie es schien, daran, für sich und seine Kinder unter fremdem Schutz eine Art Herrschaft über die Insel zu begründen. Deswegen wurden zur Dämpfung dieses Aufruhrs, wie man ihn in Dänemark nannte, im Jahr 1551 einige Kriegsschiffe ausgerüstet und 500 Mann darauf eingeschifft. Arnesen ward aber, ehe diese Rüstung anlangte, von seinem Anhange ohne Schlacht verlassen und von der lutherisch gesinnten Parthei gefangen. Der königliche Vogt ließ ihn und zwei seiner Söhne durch ein geschwindes Gericht hinrichten, wofür der dritte überlebende Sohn die Blutrache an ihm nahm. Nach seinem Tode empfing ganz Island ganz ruhig das Lutherthum.

Hier hat die Reformation also fünf Menschen das Leben gekostet: nämlich dem Bischofe und zwei

---

Dän. Geschichte in seinen Udvalgde Skrifter. Del 16. Kiöbenhavn. 1809. 8.

seiner Söhne und zwei königlichen Vögten. — Auch durch jene 500 Mann, welche erst nach der Stillung der Unruhen eintrafen, wenn sie Island für die neue Lehre mit Gewalt hätten bekehren wollen, hätte das gegen 8000 bis 10000 wehrhafte Männer und gegen ein allerwehrhaftestes Land und Klima nicht durchgesetzt werden können.

4. Wir nehmen sogleich ein Gegenbild, das ganz hiezu paßt, nämlich Polen, welches als ein großes Beispiel des slavischen Stammes von mir angeführt worden ist. In diesem Reiche mußte alles die Einführung und die Dauer der Reformation begünstigen, wenn in dem Volke Sinn oder Anlage dafür war. Grade im sechszehnten Jahrhunderte, während dem Anfange und der Ausbreitung der Reformation, fing jenes Reich an, verwirrt und zerrüttet zu werden und entwickelte sich immer mehr zu einer wilden und zuchtlosen adlichen Demokratie. Bei den Königen war seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Jahrzehend zu Jahrzehend immer weniger Gewalt über Kriegsmacht, Gesetzgebung und Verwaltung. Hundertfünfzigtausend Edelleute stellten das suveräne Volk dar, welches sich den populus polonicus nannte und bei dem Zauberworte libertas polonica, welche seine Vorrechte und die Sclaverei der Uebri-

gen bedeutete, übermüthig an seinem Säbel zückte. Diese wilden Souveräne gehorchten nur, wann und so weit es ihnen gefiel, duldeten kein stehendes Heer, keine feste Verwaltung, keinen entscheidenden Befehl des Herrschers, den sie bei jeder neuen Königswahl immer mehr einschränkten und Ämter, Ehren und Würden, fast wie ihnen gefiel, von ihm erzwangen. Die auch mächtige Hierarchie der Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte ging natürlich fast ganz aus der Kaste dieser Souveräne hervor und hieng durch Vorliebe, Vorurtheile und Vortheile auf das engste mit demselben zusammen.

Unter dem Schirm solcher Verhältnisse, bei so loser und getheilter Herrschaft, bei dem gänzlichen Mangel einer Macht, welche einseitig und einzielig hätte einwirken und zwingen oder hemmen können, breiteten sich in Polen und seinen zubehörigen Landen fast alle durch die Reformation geborne Sekten auf das geschwindeste aus. Die Nachbarschaft Deutschlands, die deutschen Kolonien und Städte in Preußen, die Studien, welche der polnische Adel häufig auf deutschen Universitäten machte, brachten den Polen deutsche Sprache und Bücher immer aus der ersten Hand. In der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war die Lehre der Lutherischen und Refor-

mirten und leider auch der Socianer vorzüglich in Großpolen, Preußen und dem nördlichen Litthauen ausgebreitet und hatte in den ersten und mächtigsten Familien und unter den hohen Würdenträgern einen solchen Anhang gewonnen, daß unter andern die Königswahl des Stephan Bathory*) im Jahr 1576 fast von lauter Unkatholischen durchgesetzt ward. Es schien also, nachdem die neue Lehre hier zu dieser Gewalt gelangt war, daß sie nach den gewöhnlichen Beschuldigungen ihrer Gegner, welche behaupten, sie gedeihe in Unordnung und Verwirrungen nicht allein am besten, sondern veranlasse und errege dieselben auch, in diesem Lande mit jedem Jahrzehnte hätte wachsen und endlich ganz die Herrschaft gewinnen müssen. So ist es aber nicht geschehen, sondern durch gewöhnliche Künste und Listen und ohne blutige Bedrückungen und Verfolgungen ist sie seit dem siebenzehnten Jahrhundert immer mehr abwärts gegangen. Unter Sigmund dem Dritten, Gustav Wasas Enkel, war doch noch ein Drittel der Landboten Dissidenten.

---

*) S. Wagners Geschichte von Polen. Allgem. Weltgeschichte 14ten Band. Vergl. Hartknochs preußische Kirchenhistorie und Histoire de l'anarchie de la Pologne par C. L. Rulhiere. 4. T. Paris 1807.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wollte man ihnen schon die hohen Ehrenstellen streitig machen und ihnen höchstens Duldung zugestehen. Unter den Königen aus dem sächsischen Hause machte man sie ihnen mit Erfolg streitig. Und endlich ist ihr Name als der Name einer zurückgedrängten und halbunterdrückten Parthei von der schlauesten und hinterlistigsten Gewalt des verwandten Nachbarvolkes mit als ein Vorwand gebraucht worden, um den allerdings wüsten und verworrenen Zustand des unglücklichen Polens so heillos zu zerrütten, daß es für seine letzten Schicksale mit jedem Jahr reifer werden mußte.

Die Summe hievon ist:

Nur in den Städten deutscher Art und in den Abkömmlingen deutscher Einwanderer, in Preußen und Polen hat die Reformation eine tiefe und dauernde Wurzel geschlagen. Bei den Polen ist sie so kurz geblieben, daß die aufgeschossene Pflanze nach geringem Leben durch die eigene Schwäche und Saftlosigkeit bald umgefallen oder hingewelkt ist. Daß die socinische Lehre kein langes und blühendes Leben gewinnen konnte, liegt gottlob in ihrer Eigenthümlichkeit selbst.

5. Diesem slavischen Muster, das ich eben in Polen aufgestellt habe, scheint das von mir über

Böhmen gesagte zu widersprechen: Daß dieser Widerspruch aber nur Schein ist, will ich sogleich andeuten.

Die Geschichte hat die religiöse Hartnäckigkeit oder Standhaftigkeit unter Huß und Ziska und zwei Jahrhunderte später unter Rudolph und Ferdinand glücklich und unglücklich erprobt. Überhaupt haben die Böhmen etwas, das sie von allen slavischen Stämmen und Menschen, so viele derselben ich gesehen oder erkundet habe, ganz eigenthümlich unterscheidet. Zu manchen slavischen Eigenschaften und auch slavischen Gebrechen und Untugenden haben sie eine große Zugabe eines schwerfälligen Ernstes und düstern Trotzes bekommen, die sie von der allgemeinen Glätte, Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der slavischen Art unterscheiden und die wohl nicht allein aus ihren fürchterlich tragischen Schicksalen geboren sind. Ich mögte sie, wie das Bild ihres Lebens und Karakters vor mir steht, die slavischen Wallonen nennen. Ihr Wallonisches erkläre ich mir aber so:

Die sogenannte Völkerwanderung oder der große Völkerweltsturm, der für den Norden und Osten dunkel genug zwischen die Jahre 400 und 450 fällt, konnte, selbst wenn er gegen Böhmen oder über Böhmen auch mit voller Gewalt hinbrauste, ein Land,

wie dieses ist, nicht ganz ausfegen. In solchem Lande, wo immer ein Bergkessel in den andern versinket und eine Schlucht sich aus der andern hervorhebt, können keine noch so gewaltige Eroberer- oder Wandrerhaufen die Einwohner vertilgen oder mit fortwälzen. Ihre Berge und Schlüchte verstecken und schirmen sie und als Bergbewohner lieben sie die Heimath und wandern nur in der größten Noth aus. Böhmen, wenn wir auch annehmen müßen, daß es bei jener Welterschütterung mitgetroffen und sehr verwüstet und ausgeleert worden sey, hat doch eben wegen seiner besonderen Örtlichkeit wahrscheinlich viele seiner alten Einwohner behalten. Diese haben sich mit den eingedrungenen Slaven gemischt, welche hinfort in Nordostgermanien mächtig wurden, und auf solche Weise ist die böhmische Eigenthümlichkeit entstanden. Von den später wieder eingewanderten oder durch Könige Böhmens, wie durch Othokar in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und durch Johann und Karl von Lützelburg, eingeladenen und angesiedelten Deutschen reden wir hier nicht, weil diese und ihre Nachkommen, wo sie nicht durch Gewalt unterdrückt sind, immer einen reinen deutschen Sinn und Karakter offenbart haben.

6. In Ungarn und Siebenbürgen „so weit die

Deutschen wohnten, wurzelte der Protestantismus." So lauten meine Worte. Ich hätte hinzusetzen sollen, daß auch unter den eigentlichen Magyaren viele tausend Blutzeugen und Bekenner für die Reformation gestritten und gelitten haben.

7. Bei den britischen Inseln zeigt sich die germanische und antigermanische geographische Gränzscheide im Einzelnen noch auffallender, als ich sie nachgewiesen habe.

Bei England selbst ist zu diesem Ende nicht blos Wales in Betrachtung zu ziehen, sondern der ganze nordwestliche Küstenstrich über denselben bis in Schottland hinein. Noch jetzt leben in den Grafschaften Lancaster, Chester und im westlichen Westmorrland verhältnißmäßig sehr viele Katholiken. Grade in diesem Landstriche nebst einem Theile Schottlands selbst bestand zur Zeit der ersten angelsächsischen Heptarchie noch ein eigenes galisches Königreich,*) und hier sind wie in Wales, nachdem auch dieses gallische Reich späterhin milder als das übrige England von den Angelsachsen bezwungen worden, viele der alten Einwohner sitzen geblieben.

---

*) S. Pinkerton's Enquiry into the History of Sootland. 2 Vlc. 8. 1814, und Whitaker's History of Manchester und desselben History of Lancaster.

In Irland ist der germanischskandinavische und der germanischenglische Stamme im Osten, auch selbst da, wo er durch Sprache und Sitten mit den alten eingebornen Irren sehr gemischt war, leicht reformirt worden, wie auch der schottischsächsische und schottischscandinavische Stamm im Norden dieses Landes. Denn nicht allein unter Elisabeth, Jakob dem Ersten und Cromwell sind viele englische und schottische Ansiedler daselbst angepflanzt, sondern schon in den glänzendsten Zeiten der Plantagenetischen Eduarde, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert*) sind bald von den Eingebornen, bald von den Engländern in Kriegen oder Aufruhren Schotten als Hülfsvolk dort eingerufen, welche das Land zum Theil besetzt und den alten Einwohnern oder der Wüstenei Felder und Auen abgedrungen oder sie auch unter der Bedingung der Gränzwache von den Engländern abgetreten bekommen haben.

* * *

Das genannte Schlegelsche Buch hat unleugbar einen Erfolg gehabt, dessen wenig Bücher aus den letzten Jahrzehnten sich rühmen können. Zwar wenn man dasselbe das zweite und dritte Mal wieder durch-

---

*) Leland History of Ireland.

blättert, kann man sich einen so glänzenden Erfolg aus ihm selbst nicht erklären. Wenn man aber diese Vorlesungen als ein mit großem Verstande und kluger Berechnung nach Einem nie aus den Augen verlornen Ziele hin gerichtetes Werk betrachtet; wenn man hinzudenkt, wie der Verfasser sich durch seine früheren Schriften eine eigene Bahn bereitet hat, worin er hier gewissermaßen zu bleiben scheint und worin er, als wäre er noch der Alte, die Folger und Jünger täuschend ihm nachzieht, wiewohl er sein Fuhrwerk und Geschütz nach einer ganz andern Seite hin richtet, als früher; wenn man endlich beachtet, daß das ganze Buch bei allem Schein kühler Ruhe und unbefangener Gegenständlichkeit doch im eigensten Sinn, sobald es bei der christlich germanischen Zeit anlangt, eine schlaue und auf einer feinen und selbst dem feudigen in ihrer Absichtlichkeit kaum bemerklichen Sinne gehaltnen Partheischrift ist, welche mit großer Besonnenheit und Selbstbewußtheit mehr als Einem der geltenden Götzen des Tages schmeichelt und vor gewissen Leuten des pindarischen Spruches auch das Verschwiegene hat seine Gunst*) nie vergißt — so wundert man sich nicht mehr, warum so viele

*) Καὶ τὸ σιγώμενον χάριν ἔχει.

Stimmen bei der Erscheinung des Buches so laut aufgejauchzt haben, als habe es mehr als Einem Ungeheuer des Tages siegreich das Drachenhaupt abgeschlagen: Stimmen nicht blos aus der Kirche, zu welcher Herr von Schlegel sich gewendet hat, sondern auch viele blinde Protestanten, d. h. Wirrköpfe, die allein den Namen nach Protestanten sind, oder Gaukler, die es blos zu sein scheinen, um die trügerischen Gestalten mystisch-mythologischer und hierarchisch-allegorischer Glanzgebilde, die ihnen im Nebel einer fabelhaftesten Vergangenheit oder in dem täuschenden Halblichte einer bewußten Absicht vorgeführt werden, desto sicherer anbeten und das, was sie wohl den Namen nach bekennen aber in der That nicht kennen, desto frächer schmähen und verläumden zu können.

Ich habe gesagt, das Glück des Buches lasse sich aus ihm selbst und aus seinem Inhalte doch kaum erklären. Hier einige Winke darüber:

Alle Vorlesungen werden nothwendig bedingt durch diejenigen, welche sie anhören sollen. Man steigt zu dem Maaße seiner Zuhörer begreiflicher Weiser hinauf und hinab. Dies liegt ganz in der Natur der Sache. Es giebt aber auch Zuhörer solcher Art, welchen man besonders zu Gefallen reden muß; auch solche, wo vieles, was als durchaus zur Sache

gehörig hätte erörtert werden müssen, kaum leise und oberflächlich berührt werden darf. Endlich giebt es Orte, wo gewisse Verhältnille, Begebenheiten und Meinungeu gar nicht erörtert werden dürfen. Diese Vorlesungen nun sind in Wien gehalten vor einem gemischten Kreise, worin, wie aus ihnen sattsam offenbar wird, die höheren und bevorrechteten Klassen der Gesellschaft einen großen Bestandtheil ausmachten. Dies hat ihnen eine ganz eigenthümliche Farbe gegeben — mir däucht, zuweilen eine solche, weiche dem Verfasser selbst wiederholte Überpinselung gekostet hat — hin und wieder auch gar keine Farbe, weil von Manchem kaum die dünnsten Schatten angedeutet werden durften. An vielen Stellen aber fühlt man eine unbegreifliche Lückenhaftigkeit, ja ein Verschweigen von Dingen und ein Schweigen über Dinge, von welchen ein S. andern Zuhörern und an einem andern Orte wohl etwas Gescheites zu sagen gewußt und gewagt hätte. Aus diesem Grunde wird denn Manches in Halblichtere gehalten. Manches auch unter einem so seltsamen Schein oder mit einer so seltsamen Anspielung oder Anwendung gezeigt, daß man sich oft kaum zurecht finden würde, wenn man Ort, Zeit und Zuhörer nicht wüßte. Dieses Schattenspiel an der Wand, wozu der Verfasser offenbar

durch seine Stellung genöthigt war, muß aber von einem andern Schattenspiele wohl unterschieden werden, womit es ihm der gebrannteste Ernst ist und worauf wir weiter unten wieder zurückweisen müssen. Geist und Gewandtheit und manche einzelne trefflich entworfene und durchgeführte Theile erscheinen freilich auch in diesem Buche, aber nicht jene alte Schlegelsche Lebendigkeit, jene geistige Frische, jener freie Schwung, jene körnigte Gedrungenheit und Fülle früherer Jahre. Auch in dem Style zeigt sich häufig eine gewisse Unbestimmtheit und Nachlässigkeit, wovon die vornehme Zuhörerschaft auch wohl ihr gutes Theil verschuldet haben mag.

Das Buch hat immer Ein Ziel im Auge, Einen großen Brennpunkt, von wo alle einzelne Strahlen desselben ausschießen und wohin sie wieder zurückschießen, und dieses Ziel wird allen Halbkennern und Halbwissern so durch und durch beleuchtet, und so schlau werden alle Nebenlichter, wodurch die Blicke von ihm abgelenkt werden könnten, verhüllt oder ausgelöscht, daß sothane Schauer sich bei einer so künstlerischen Lichtbehandlung wohlbehaglich fühlen müssen, weil es ihnen vorkommen muß, als entdeckten sie alles, was dem Operatör ihnen zu zeigen beliebt, mit eigenen unangestrengten Augen.

Dieses Eine Ziel ist die Verherrlichung der geistlichen und weltlichen Hierarchie: des äußern Baues der Kirche und des Staates durch bevorrechteten Adel und Priesterschaft.

Bei dieser Behandlung und Darstellung scheint nun H. v. S. seinen Jüngern, deren er in kühnerer und geistreicherer Jugend mit Recht viele gewonnen hat, in seiner alten Bahn zu bleiben; und so zieht er manche Getäuschte mit sich fort, ohne daß sie merken, daß der Weg nach einem ganz andern Ziele geht, als das von weiland war. Die Verherrlichung des Lebens im Mittelalter, die durch eine äußerlich prangende Kirche und durch unschuldige und kindliche Innigkeit des Glaubens hervorgetriebenen Blüthen der Kunst, diese hat er uns früher in fröhlicher Andacht und glühender Begeisterung gezeigt; und die Zeitgenossen waren ihm einen Kranz dafür schuldig, und sie haben ihm den grünen aufgesetzt. Aber hier ist das nun das Netz, worin die armen Vögel gefangen werden. Immer wird auf die Vergangenheit hingewiesen, als wenn in ihr eitel Menschlichkeit, Gesetzlichkeit und Frömmigkeit gewesen wäre, und die Priesterherrschaft und der allumfassende Bau der äußern Kirche wird als die einzige Rettung der zerrütteten und verwilderten Zeit gewiesen. Dahin muß

zurückgekehrt werden, wenn wir im heidnischen Trotz und in republikanischprotestantischen Gesetzesübermuth nicht alle rettungslos verloren gehen wollen.

Obgleich das Buch manche Nachlässigkeiten und Magerkeiten zeigt, deren man bei dem Verfasser früher weniger gewohnt war, so zeichnet es sich doch aus durch Klarheit und Flüssigkeit in der Darstellung und durch einen gewissen Schein von Rundung und Vollendung der Form, wenn diese Form auch zum Theil absichtlich noch so wenig Inhalt und Füllung hat. Der Schein einer gleichen Ruhe, die Zuversicht und Geschlossenheit der Urtheile und Aussprüche, eine gewisse scheinbar kühle Unpersönlichkeit, welche den Unkundigen leicht eine Sachlichkeit dünken kann, treiben den unbefangenen Leser sanft mit sich fort, so daß es ihm leicht begegnen kann, daß er sich vor einer ausgemachten Wahrheit zu stehen däucht, wo die absichtlichste Täuscherei mit ihm getrieben wird.

Also der Aussprung von diesem allen ist: Adel und Hohespriesterthum sollen durch diese Vorlesungen verherrlicht und als die einzig leuchtenden Lichter der christlichen Geschichte gezeigt und diejenigen, welche sie heruntergebracht haben, sollen als Zerstörer des Staats und des Christenthums und somit als Ver-

wüster und Entweiher alles ächten und heiligen Lebens gewiesen werden.

Diesen Zweck, wenn dabei gerade und offen auf das Ziel hingewiesen und zum Ziele fortgestrebt wird, kann und darf kein ehrlicher Beurtheiler tadeln. Auf dem geraden und offenen Wege könnte dies indessen unmöglich gelingen, nämlich in der Weise nicht gelingen: daß alles was H. v. S. Ansicht nicht zu dienen oder gar zu widerstreben geschienen hatte, nicht nur in Schatten gestellt, sondern, wenn seine Darstellung siegte, mit Schmach und Fluch bedeckt werden sollte. Freilich dies in scharfen und geraden Worten auszusprechen hat er sich mit großer Feinheit und Schlauheit gehütet; aber alle Endergebnisse laufen darauf hinaus, wie er sie daraus zu ziehen versteht, besonders durch sehr künstliche Verschweigung oder Verdeckung desjenigen, was, wenn es genannt oder gewiesen wäre, vieler seiner Gläubigen zu Zweiflern gemacht haben würde.

Die Vorlesungen führen den Titel Geschichte der alten und neuen Literatur. Sie scheinen also ein rein wissenschaftliches Ziel zu haben. Indessen, wenn sie das auch hätten, so mußte doch das, worauf alles Leben und alle Wissenschaft des Menschen sich zuerst und zuletzt bezieht, nämlich Staat und Religion,

jeden Augenblick in die Betrachtung und Unterhaltung hineinfallen. Ich habe die Religion genannt; fast unrichtig H. v. S. gebraucht immer das Wort Kirche, eines der allerbequemsten Wörter, wenn man sophistische Taschenspielerei treiben will. Und hier sind wir bei dem oben angedeuteten Schattenspiele an der Wand.

Ja, mit diesem Worte Kirche wird hier ein wahres Schattenspiel an der Wand getrieben; wobei man sich aber sehr hütet den Gestalten, welche darin erscheinen, bestimmte Namen zu geben. H. v. S. scheint mit dem Worte zu umfassen, was alle gute Christen darunter verstehen: nämlich das Äußere und das Innere, welches in der Bedeutung desselben liegt. Aber der gescheidte und sein Ziel von Anfang an ins Auge fassende und im Auge behaltende Mann läßt uns immer nur den äußern Glanz und die leibliche Herrlichkeit des Dinges sehen und wendet auf die Schilderung und Verherrlichung desselben allen seinen Fleiß; das Innere aber läßt er uns kaum von fern ahnden und verhängt es, wie und wo er nur kann, mit siebenfältigen Scenen, damit nach der Seele und dem Geiste, welche darin hausen sollen, nicht mit zu scharfen und hellen Augen gespäht werde. Kurz, indem er allerdings ahnden läßt, daß dieses Innere

der Kirche das Heiligste und Höchste sey, mit Einem Worte, daß es Religion oder Gottesfurcht sey, hütet er sich wohlweislich, was in diesen Worten Gewaltiges und Gewichtiges liegt, hervorzuheben. Das war nämlich der Zweck: jeder Protestantismus sollte als Entweihung und Verwüstung des Heiligthums, als Kirchenschändung, als Frevel gegen Gott und die Menschheit gewiesen werden. Als solche konnte er nur gewiesen werden, wenn man das äußere Gerüst der Kirche, die Hierarchie und das äußere christliche Leben und die äußere christliche Kunst mit allen ihren Erscheinungen und Wirkungen, wie sie eben nach außen hin Lust und Glanz von sich strahlen, als das Wesen und die Wahrheit zeigte und sich auf das Innere wenig einließ.

Merkwürdig ist wirklich — denn solches kann bei einem Manne wie Hr. v. S. der freilich auch wohl seine homerischen Schlafe hat, aber gewiß so lange nicht schlafen noch torkeln kann, nicht von ungefähr geschehen — mit welcher Geschicklichkeit alle solche Punkte, wobei von dem Innern der Kirche, von der eigentlichen Christlichkeit, mehr die Rede seyn mußte, entweder umgangen oder ganz verschwiegen oder doch nur auf das leiseste berührt werden, während so manches Kleine und Unbedeutende aus der Kunst und

Wissenschaft in seinem Zusammenhange mit der Kirche weitläuftig dargestellt und erwiesen wird. Aber es mußten Erörterungen vermieden werden, wodurch man den Gegnern oder Einwendern gegen die Schlegelsche Kirche unleidliche und in ihren Folgerungen mißliche Zugeständnisse und Einräumnngen hätte machen müssen. Darum sind Ordnungen, Einrichtungen, Schicksale und Zustände der Kirche, die nicht allein auf das ganze christliche Leben, sondern auch auf die Wissenschaft und Kunst den allermächtigsten Einfluß gehabt haben, oft kaum genannt, weil dabei von der innern Kirche, von der Christlichkeit, hätte geredet werden müssen. Diese innere Kirche, diese Christlichkeit, ruht freilich zuvörderst auf dem Glauben an Jesum Christum den Sohn Gottes und Heiland der Menschen, aber sie muß zweitens nothwendig ruhen auf dem strengsten Ernste der Wahrheit des Rechts und der Sittlichkeit; sie kann dieser aus Gott gebornen Urideen der göttlichen Menschheit nimmer entbehren. Glanz der Altäre und Säulen, bunte Priesterröcke, von Gold und Edelsteinen funkelnde Geräthe, lieblicher Duft von Weihrauch nnd Opfern, ja die erhabensten und innigstgeschaffenen Kunstwerke, und wie viel anderes Schönes, Heiteres und Menschen und Christen auf Erden Beglückendes die Kirche auch

geschaffen habe oder schaffen möge — wann diese letztgenannten heiligen Dreie in ihr nicht wirksam und lebendig sind, wenn sie als ernste Mahner, Richter und Herrscher das schneidende Wort und das seelendurchbohrende Schwerdt des Schmerzes über die Sünde nicht mehr führen, wehe dann allen Glänzen und Prangen! Es ist eitel Schein, Schatten und Nichts.

Ja, mit einem wahren Grauen und Schaudern vor diesem Innern der Kirche, vor dem, wodurch die Protestanten aller christlichen Jahrhunderte die Priesterschaft, wenn sie blos scheinen und herrschen wollte, aufgeschreckt haben, ist auf das schlaueste und besonnenste alles so gestellt, daß nach diesen Vorlesungen und nach den Verhüllungen und Scheinen, womit sie spielen, der Protestantismus und die Reformation zuletzt doch verdammt werden durften.

Ich zeige Beispiele.

Das unmenschliche und unchristliche (nämlich unchristlich, weil es befohlen ward) Gebot, daß alle Priester ohne Ehe leben sollten, durch dessen volle Strenge Gregor der Siebente die Welt erschüttert und verändert hat, ist gar nicht genannt. Der vormalige Protestant Schlegel, der Dichter Schlegel, der begeisterte Deutsche war bei dem Darlegen und

Vertheidigen dieses Gebotes in der allerschlimmsten Lage. Sollte er wagen eines Priesters unwürdig und gemein zu erklären, was schon bei unsern heidnischen Altvordern in gepriesener Sitte heilig geachtet und gehalten ward und bei wackern und edlen Menschen immer eines der reinsten und heiligsten Verhältnisse auf Erden bleiben wird? Der kluge Mann fühlte sich auf diesem schlüpfrigen Boden jedem Kampfe ungleich, und schwieg.

Die Geschichte der Päbste, wenn man auch nicht alles der Hierarchie auflastet, sondern der menschlichen Gebrechlichkeit ihren gebührenden Antheil davon abgiebt, hat düstere und schwarze Epochen, ja ganz schwarze Jahrhunderte. Eine der schlimmsten Epochen Roms, weil es in der Geschichte schon heller Tag ist, und nicht mehr aus unsicherer Ferne dämmert, ist die Zeit von Innocenz dem Dritten bis Nicolaus den Fünften: über zwei volle Jahrhunderte. In diese Jahrhunderte fallen lange und der ganzen damaligen Welt nur zu bekannte und sichtbare Listen und Künste, worin die Päbste, ganz vergessend, was sie seyn sollten und wenn sie hier auf Erden zu vertreten sich rühmten, mit den Kaisern und Königen auf gleicher Linie und Weise ganz weltlich um weltliche Herrschaft und um irdische Vortheile und Genüsse stritten; wo

durch das Vergessen oder Niedertreten aller Grundsätze und durch solche Künste die heilloseste Verwirrung in der ganzen Christenheit angerichtet und die edelsten Geschlechter der Fürsten erniedrigt oder ausgerottet wurden. Habsucht, Verrath, Meineid, Aufruhr und blutige Wuth oder schleichende Hinterlist ringsumher. Wie sollte der Mann, welcher in dem Protestantismus eitel Aufruhr, Wildheit, Unheil und Umwälzungen zeigen oder andeuten wollte, von diesen bösen Jahrhunderten, von ungerechten Ächtungen und mordsüchtigen Ausrottungen, von tückisch gezettelten Aufruhren gegen Kaiser und Könige, von mehreren Päbsten zu gleicher Zeit, welche die Christenheit entzweieten und entehrten, von dem, was die allgemeinen Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel veranlaßt hat und was ihnen vorhergegangen oder gefolgt ist, erzählen, wenn er die Christlichkeit darin erschauen und schätzen wollte? Leise hüpft er an solchen Gegenständen und Zeiten mit einzelnen Klagen und allgemeinen Waidsprüchen über menschliche Gebrechlichkeit und über zeitliche Entstellung und Verrückung auch der edelsten Dinge und Verhältnisse vorüber.

Wir kommen an die Reformation und an unsere Jahrhunderte, an das innerlichste und innerlich strebendste christliche Zeitalter, das seit den Tagen der

Apostel und Väter und der ältesten Bekenner und Blutzeugen unsrer heiligen Lehre gewesen ist. Ja ein mit dem innersten Ernst ringendes und kämpfendes Zeitalter, dessen Arbeiten und Leiden ja selbst dessen in vielen Hinsichten unläugbare Magerkeit und Herbheit, deren auch wir Zeitgenossen einen guten Theil haben kosten müssen, von den künftigen Jahrhunderten anders werden geschätzt werden, als von solchen, welche in dem, was die innerlichste Nothwendigkeit der Durchbildung und Durchkämpfung war, nur frevelhafte Willkühr Einzelner sehen, die sie Tempelräuber und Aufrührer schelten.

H. v. S. gesteht freilich ein, weil er muß, daß die Kirche damals an mehreren Mängeln und Zerrüttungen gekrankt habe, daß die Abstellung oder Minderung dieser und jener Übel und Misbräuche allerdings sehr wünschenswerth gewesen sey. Er meint aber, diese Abstellung und Minderung habe auf einem måligen, leisen und sanften Wege geschehen können; dazu habe es eines so wilden Aufruhrs und einer so gewaltsamen Umwälzung nicht bedurft, als der Martin Luther, ein rechter selbstwilliger, trotziger und hartnäckiger Revolutionsmann angerichtet. Freilich sey nicht zu läugnen, daß aus dieser fürchterlichen Revolution, die sich selbst eine Reformation der Kirche nenne,

auch manches Gute hervorgegangen, aber im Ganzen trage sie die Schuld nicht blos eines Stillstandes, sondern auch eines Rückschrittes der Menschheit. Namentlich wird versucht zu zeigen, wie die edelsten Blüthen der Menschheit, Kunst und Wissenschaft, dadurch unendlich gelitten haben, und wie dadurch überhaupt etwas Herbes und Scharfes, eine gewisse Bitterkeit und Feindseligkeit, welche frühere Alter glücklicher nicht gekannt haben, über ganz Europa verbreitet und in alle Verhältnisse des Lebens und Regiments gebracht sey. Luthers Großartigkeit und gewaltige Männlichkeit wird nach einer Seite hin nicht verschwiegen; auch wird ihm eingeräumt, daß er der Mann gewesen sey, die durch seinen Trotz und Eigenwillen geschaffene Revolution auch mit großer Klugheit zu beherrschen und zu bändigen; und allerdings sey man ihm Dank schuldig, daß er das Vaterland und ganz Europa nicht zu einer großen blutigen Verwirrung zusammengeschüttet habe. Endlich lautet H. v. S. Schlußspruch über den Doktor Martin also: „Seine Schriften und sein Leben erregen jenes „Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir „sehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne „Schuld zu Grunde geht und sich zum Verderben „neigt."

Wir müssen über diese Ansichten und Urtheile, ja Verurtheilungen, einige Bemerkungen machen.

Erstlich stimmen wir H. v. S. von ganzem Herzen darin bei, daß eine sanfte und allmälige Abstellung von Übeln und Mißbräuchen, daß eine linde und weise Heilung derselben im langsamen und leisen Schritt der Zeit dem Plötzlichen und Gewaltsamen in aller Weise vorzuziehen ist. Hätte es ihm nur gefallen, ungefähr anzudeuten, wie in Hinsicht auf die Besserung und Wiederherstellung der Kirche jene linde und sanfte Art hätte ausgeführt werden sollen und können; ja hätte es ihm nur überhaupt gefallen, die Übel und Mißbräuche nach ihrer Wirklichkeit zu beschreiben; hätte er nur auch gestanden, daß alle Weisesten und Besten der europäischen Christenheit seit mehr als anderthalb Jahrhunderten vor dem Auftreten Luthers gefühlt und geklagt hatten, wie sehr die Kirche einer Besserung und Zurechtstellung bedürfe, und daß diese auf mancherlei Weise in verschiedenen Ländern und Zeiten, und namentlich durch zwei große Kirchenversammlungen, aber immer vergebens, versucht worden waren. Aber es waren nicht einzelne Übel und Mißbräuche, es waren nicht einzelne Mißstände oder Mißverhältnisse von Ceremonien und Gebräuchen, die zu der Bildung und zu dem gesell-

schaftlichen Zustande des fünftzehnten und sechszehnten Jahrhunderts etwa nicht mehr paßten, welche allein eine Reformation heischten, obgleich Luther durch die Rügung und Bekämpfung solcher einzelnen Mißbräuche und Mißverhältnisse zuerst auf den Kampfplatz herausgerufen ward. Es war Ein großes allgemeines Grundübel, eine schwere Krankheit, die an den edelsten und innersten Organen der Kirche zehrte. Diese Krankheit hieß Unsittlichkeit und Unwissenheit. Luther war nur ein Fünkchen, das von einem einzelnen leichten Windstoß aufgeweht ward; aber dieses Fünkchen fiel auf einen so dicken brennbaren Stoff, daß eine Flamme daran aufschlug, über deren furchtbar mächtige Gewalt Luther anfangs eben so sehr erstaunte und erschrack, als seine Zeitgenossen.

Vergebens läugnen die Ankläger und Verkleinerer Luthers und Kalvins und ihrer tapfern und gottentflammten Mitstreiter diese verderblichste aller innerlichen und geistigen Krankheiten ab. Freilich, wenn man, wie H. v. S. thut, vornehm von oben herab immer nur die Sonnen und Monde der Kunst und Gelehrsamkeit zeigen und das Mittlere und Untere gar keines Blickes würdigen und sich überhaupt gebärden will, als sey es nicht in der Welt oder brauche

doch nicht darin zu seyn, so lassen sich allerdings auch in dem Jahrhunderte vor der Reformation und selbst zur Zeit ihres Ausbruchs einzelne Hohepriester und Theologen zeigen, welche es an Wissenschaft und Trefflichkeit wohl mit den besten in den beiden folgenden Jahrhunderten aufnehmen könnten. Aber die eigentlichen Verwalter des christlichen Heiligthums, die vielen kleineren Pfeiler und Säulen, wodurch die christliche Kirche vornehmlich gehalten und getragen werden sollte, die Lehrer und Priester des Volkes, die Schulmeister, Pfarrer und Seelsorger, wie unwissend, ungöttlich, gleichgültig und wie stolz und übermüthig von der Priesterschaft der höheren Ordnungen herabgesetzt und verachtet waren diese nothwendigsten und würdigsten Arbeiter im Weinberge des Herrn damals fast in ganz Europa! Die Hohenpriester aber hatten sie sich in Wälschland in Sitten und Streben nicht beinahe eines vollkommenen Heidenthums erfrecht? und war dazu nicht selbst die seit dem fünfzehnten Jahrhunderte gewissermaßen wieder entdeckte und wieder aufgelebte griechische Literatur und überhaupt das mit jungem begeisterten Eifer getriebene Studium des klassischen Alterthums auch gemißbraucht worden?

Wer durfte es wagen, ein Gemälde der Sitten

zu entwerfen, wie sie schon seit dem vierzehnten Jahrhundert in Wälschland, in dem Sitze des Oberhauptes der christlichen Kirche, bestanden und wie sie sich mit jedem Jahrzehend bis auf Leo den Zehnten und Luther hinab immer mehr verfrechten und vergräulichten? wer dürfte es wagen, Grundsätze, Lehren und Schilderungen, welche Päbste und Kardinäle im fünfzehnten, sechszehnten Jahrhundert der ganzen christlichen Welt durch ihr Leben und durch Bücher und Gedichte kundmachten, vor unsern, gottlob viel züchtiger gewordenen Ohren und Augen jetzt im neunzehnten Jahrhundert wieder aufzuwecken? Die herrlichen alten Heiden, welche damals mit einer wahrhaftig liebenswürdigen und jungendlichen Begeisterung ergriffen nnd bewundert wurden, waren an jener Gräulichkeit und Verruchtheit unschuldig. Von ihnen können reine und edle Gemüther immer nur Schönes, Freies und Stolzes lernen und wenn nicht Christliches, doch etwas allem Christlichen und Göttlichen Dienendes. Denn nicht das Ewigschöne und Heilige, nicht das Freie und Menschliche nahmen jene sich aus Homer, Sophokles, Plato und Aristoteles; sondern die kühne heidnische Weltansicht, die Erlaubniß eines unchristlichen Sinnes und Genusses maßten sie sich in frecher Eigenmacht an, weil sie an Sitten und Gesinnung

schon verfault waren. Sie lernten ihren faulen und verwesenden Moder mit der duftenden Rosenfarbe des Jugendschimmers einer lange vergangenen Welt übertünchen.

Durch den Glanz und Duft jener geborgten Rosenfarbe können nur diejenigen bestochen werden und wieder andere bestechen, welche das tiefe Verderben und die innere Fäulniß jener Jahrhunderte nicht sehen wollen oder nicht sehen können. Aber die Menschen jener Tage sahen und empfanden sie; sie fühlten mitten in der Ausgelassenheit und Auflösung die immer schwerer drückende Last der Sünde; der Zorn über eine maaßlose Verruchtheit und Gräulichkeit der Sitten brannte in den Völkern, vorzüglich in den ernsten Völkern des Nordens! Luther rief zuerst zur Ordnung, sie hörten und standen auf, und die Welt ward verbessert.

Mehrmals habe ich, erzürnt durch so viele kindische und alberne Urtheile über die Reformation, selbst von solchen, die sich Protestanten nennen, zu gelehrten Freunden gesagt, die als Theologen vom Fache den nächsten Beruf zu einer solchen Arbeit hätten, daß es etwas sehr Verdienstliches seyn würde, unsere verworrenen und verblendeten Zeitgenossen, welche ihre größten Wohlthäter mißkennen, einmal

ein mattes Abbild jenes Spiegels vorzuhalten, worin Luther und seine Zeitgenossen Wälschland erblickt haben. Ich meinte nämlich, sie sollten die italienische Literatur zwischen den Jahren 1450 und 1550 durchmustern und in einigen Bänden Auszüge blos aus in Rom, Florenz, Venedig, Mailand u. s. w. erschienenen Schriften solcher Männer liefern, welche geweihte christliche Priester und Oberpriester waren. Aber bei näherer Erwägung begreife ich, dies ist unmöglich. Man dürfte solche Auszüge doch nicht in der Muttersprache noch in solcher Deutlichkeit und Nacktheit geben, daß sie jenen mittelmäßigen und oberflächlichen Köpfen, welche durch seichte Geschwätze und Urtheile am leichtesten fortgetrieben werden, zugänglich und verständlich würden. Diese Gräulichkeit in voller Anschaulichkeit vielen zu schildern ist nach christlicher Sitte und Weise so wenig möglich, als die Geschichte der drei letzten heidnischen Jahrhundere Roms mit den Worten und Gemälden ihrer eigenen Schilderer so zu beschreiben, daß jedermänniglich eine anschauliche Vorstellung von der allergräulichsten Verdorbenheit und Verruchtheit erhielte. Es könnte auf solche Weise das Heilmittel schlimmer wirken als das Übel, welches man dadurch vertreiben wollte. Denn wer mögte es verantworten, solchen schändlichen und unnennbaren Unflat vielleicht

für weiteres Verderben aufzuregen, während er nur die Absicht hätte zu belehren und zu berichtigen.

Ja verbessert ist die Welt durch den Anstoß Luthers und durch den Zorn und die Reue der Völker, welche die Reformation freilich nicht vollbracht, doch weiter gebracht haben. Die Welt und die Priesterschaft ist freilich herb und blutig — denn ach! wenige Übel in dieser gebrechlichen Welt werden sanft gehoben — zu Zucht und Ordnung und Fleiß und Wissenschaft zurückgezwungen. Hinfort ist gottlob kaum möglich, daß ein Zustand wieder entstehe, wie er in jenen genannten Jahrhunderten in Europa war. Die mit und gegen einander ringenden christlichen Partheien beobachten, warnen und spornen einander; und wenn auch nicht alle mit gleichem Glück und Triebe für das Reich der Gnade und Liebe arbeiten, so arbeiten sie doch alle für ein Reich der Gesetzlichkeit und Vernunft, wodurch dem Reiche der Gnade und Liebe auch der Weg gebahnt wird. Wo aber Liederlichkeit und Sittenlosigkeit herrschen und das ausgelassene Laster mit offener und frecher Stirn vor allen Leuten einhergehen darf, da muß zuletzt alles vergehen. Diese Zurückführung zur Zucht hat H. v. S. selbst in etwas zugestanden. Wenn die Reformation hin und wieder schlimme Aufruhre und

Erschütterungen veranlaßt hat, so wird ihr treuester Anhänger und Verehrer diese bejammern, aber nicht entschuldigen. Leider ist dies die menschliche Gebrechlichkeit, daß solche schlimme Äußerlichkeiten auch den edelsten Bestrebungen und Bewegungen, welche von trefflichsten Menschen für die höchsten Güter gewagt werden, sich als ein demüthigendes Gefolge anhängen. Auch bedürfen wir nicht abzuläugnen, daß eben diese menschliche Gebrechlichkeit nnd Beschränktheit aus Angst oder Abscheu vor dem zuvielen in dem äußerlichen Gepränge und Glanze der alten Kirche sich häufig, auch nach der entgegengesetzten Seite hin zu weit verlaufen hat, in einen trockenen und herben Purismus und Puritanismus, welcher aber die reinste Quelle hatte, wenn seine Wirkungen auch oft finster und unliebenswürdig waren.

Des Herrn v. S. Klage, wie viel der Glanz und die Heiterkeit des Lebens und das frische Streben und Blühen in Wissenschaft und Kunst durch die von der Reformation veranlaßten Getümmel verloren haben, hat bei'm Lichte besehen auch mehr einen scheinbaren als wirksamen Boden.'

Wenn die Verruchtheit und Abscheulichkeit der Sitten, wie sie in den Tagen des sechsten Alexanders und zehnten Leos war, blieb oder gar fortschritt —

was sie ohne mächtige Hemmung nach dem natürlichen Laufe der Dinge thun mußte — so konnte man vorhersagen, daß durch eine solche Weichlichkeit und Wüstheit alle jene edlern menschlichen Kräfte, wodurch solche Herrlichkeiten werden und bestehen, bald erschöpft seyn mußten. Dies ist die unabwendbare durch alle Geschichte bestätigte Strafe der Üppigkeit und Wollust: eine Strafe, die geschwinder erfolgen mußte, wo die Erkenntniß und das Bewußtseyn der Sünde an die Gewissen klopft, wie dies selbst in den verdorbensten christlichen Zeitaltern der Fall seyn mußte.

Aber wir wollen einmal annehmen, daß Lebensheiterkeit und Muth zu Kunst und Wissenschaft ohne den Eintritt der Reformation ungestört hätten fortblühen können, darf man nach ernster christlicher Ansicht meinen, daß ohne Sittenreinheit oder vielmehr ohne Anerkennung der Unerläßlichkeit derselben für Christen dadurch etwas gewonnen war? Ich hoffe, H. v. S. wird nicht Ja sagen. Ja hätte selbst die ganze europäische Christenheit wegen einer langen ernsten Arbeit, den Sitz eines Todesübel zu erkunden und der Heilung desselben inne zu werden, diese letzten drei Jahrhunderte wenig heiter und fröhlich gelebt und in Kunst und Wissenschft nicht nur nichts gethan, sondern wäre darin schier zurückgegangen, so mußte

und durfte man sich mit dem Waidspruche trösten: Der Weltgeschichte und der Entwicklung der Übergänge ihrer großen Abschnitte sind Jahrhunderte gleich einem Hahnenschrei. Auf dieselbe Weise tröstet man sich ja mit Recht, wenn in dem Alter des Kampfes und der Leidenschaften in einem Hader der Triebe, den oft Niemand als er kennt, ein edler Jüngling in herber Geschlossenheit und Starrheit Jahre zuzusetzen scheint, welche für den Karakter gewonnen, für die Wissenschaft vielleicht verloren werden. Eins ist noth! ruft der Christ mit dem Apostel.

Martin Luthers Vertheidigung führen schon drei Jahrhunderte; die folgenden werden den großen Mann Gottes noch besser vertheidigen können. Es schmerzt nur, daß ein Deutscher mit einer gewissen vornehmen Gefühllosigkeit, weswegen selbst die Fremden uns häufig mit Recht anklagen, einen unserer höchsten und gewaltigsten Menschen auf eine solche Weise allen Wälschen und allen Wälschlich- und Fälschlichgesinnten zur Freude gleichsam von neuem zerreißen kann, als ob unsre Geschichte an solchen, die während eines langen thatenreichen und kämpfevollen Leben auf Einem und in Einem stehen und bis ans Ende groß und treu erfunden werden, einen Überfluß hätte. Am

meisten aber, und wirklich sehr sonderbar, fällt das Lob uns auf, welches in den ungerechten und grausamen Tadel gemischt ist. Wir müssen ein wenig mit dem Finger darauf hintippen.

Man fällt wirklich wie aus den Wolken, daß Luthers Klugheit von H. v. S. gelobt wird. Die wenigsten Leser glauben wohl, daß unter diesem Lobe eine Schalkheit steckt und daß dadurch gerade das Herrlichste dieses außerordentlichen Mannes gemindert und geschmälert werden soll. Wir läugnen nicht, daß dieses große Werkzeug Gottes genug solcher Fehler gezeigt hat, welche dem harten Stahle angehören, womit er von der Natur zum Manne ausgeschmiedet worden war: nämlich auch in manchen Fällen, wo es lieblich und löblich gewesen wäre, weich und mild zu seyn, eine Starrheit und Unbiegsamkeit, welche seine treuesten Anhänger oft betrübt und erschreckt hat; aber ein weltkluger Mann, ein weltkluger Priesterfürst, welcher mit der Gunst und Gelegenheit des Fürsten dieser Welt zu buhlen und sich in die Zeit zu schicken verstanden hat, ist gottlob Luther nie gewesen. Hätte er dieses Lob verdient, so müßten seine Gebrechen freilich schlimmer getadelt werden.

Jeder gescheidte und muthige Mensch ist schon

von Natur klug und umsichtig für die kleinen und mittleren Dinge; und in diesen ist Luther, wenn ihn sein Feuereifer nicht fortgerissen, auch andern gleich gewesen, und hat gleich den andern gethan. Aber in den großen Dingen fühlte er die Stelle, worauf Gott ihn gestellt hatte; er fühlte da immer seinen Beruf als Priester Gottes. Wo es auf die höchsten und heiligsten Dinge ankam, auf ein unbedingliches Recht und eine unfälschliche Wahrheit, da sah Luther immer nur Eines, da durfte er immer nur Eines thun und leiden und mit keiner Klugheit links oder rechts ausbeugen; da mußte er sich in jeder Noth und Gefahr, worin solche Unklugheit ihn brachte, sein Sprüchlein beten: Gott helfe mir! ich kann nicht anders. Weil er die Höhe dieses seines Standpunktes erkannte, weil er fühlte, wie erhaben über alle irdischen und weltlichen Rücksichten des geistlichen Mannes, des Priesters, Beruf ist, so hat er sich hier den Fürsten dieser Welt mit seinen Künsten und Listen nie anfechten lassen. Wo es dem Reiche Gottes und der Wahrheit galt, da sahe Luther nicht Gestern noch Heute, da sah er nur die Ewigkeit. Also nicht aus Klugheit, nicht als derjenige, welcher nach äußeren Mitteln und Verhältnissen sein Maaß nimmt, sondern aus reinster christlicher Gewissen-

haftigkeit, aus innigster Ueberzeugung, eben weil er glaubte und predigte wie sein Heiland, mein Reich ist nicht von dieser Welt, glaubte er auf dieser Bahn nicht mit weltlichen und fleischlichen Waffen auch für äußere Zwecke kämpfen zu durfen. Er glaubte, das Geistige und Geistliche dürfe und müsse allein durch Waffen des Geistes bekämpft und vertheidigt werden; und in dieser gewissenhaften und großartigen Überzeugung hat er im Reiche Krieg und Aufruhr gebändigt, das oft zu kampflustige Schwerdt der Mächtigsten seiner Anhänger in der Scheide gehalten und dem Kaiser und den Fürsten die Kronen behütet, welche, wenn er herrschsüchtig oder wild seyn wollte, von ihren Häuptern fielen.

Man hat ihn oft einen Pabst gescholten, ja wohl behauptet, er habe auf seine Weise den Pabst gespielt. Wir haben in diesen letzten Jahren ein Buch erhalten, in welchem Luther und Gregor der Siebente hin und wieder gegen einander gestellt sind. Mir däucht, nicht glücklich; auf keinen Fall gerecht. Gregors Karaktergröße, seine Ausdauer im Unglücke, sein Festhalten an Einer Idee bis an sein Ende mußte und muß bis auf den heutigen Tag von Freunden und Feunden bewundert werden. Aber soll man ihn auch als Pabst bewundern? soll man auch behaupten,

daß er die Idee, welche allein Idee eines höchsten christlichen Oberpriesters seyn darf, durch sein Leben in ihrer unbefleckten und himmlischen Reinheit festgehalten habe? daß er auf seiner hohen Stelle da, wo es nach seiner Überzeugung dem Höchsten und Christlichsten galt, im Vertrauen auf Gott und im demüthigen und festen Bewußtseyn seiner Stellung zu der ganzen Christenheit nie der Zeit und Gelegenheit gedient, nie Künste der List und Klugheit gebraucht habe? — Aber Luther ist in diesem Sinne ein Pabst gewesen, dergleichen kaum einer gegengestellt werden kann. Er hat es verschmäht, das Göttliche und Ewige durch menschliche Klugheit vertheidigen zu wollen. Auf dem hohen Standpunkte, worauf Gott ihn berufen hatte, hat er jede Klugheit als Verbrechen geachtet, und sie hier Teufelswerk und Lüge genannt vom Anfange bis zum Ende seiner glorreichen Bahn. Das Politische, jenes Unbeschreibliche ans der Mittelregion des gemeinen und des idealischen Lebens, worin so viele gleißende und prächtige Teufel in den mannigfaltigsten Verpuppungen die Mitspieler werden können, hat er nimmer in diesen seinen höheren Sonnenkreis hineinlaufen lassen.

Die Urtheile des H. v. S. über die Reformation und über ihren Ursprung und ihr Ziel lassen nun

schon vermuthen, wie er die drei Jahrhunderte beurtheilen oder vielmehr verurtheilen wird, welche mit vollem Rechte als ein Ganzes betrachtet und unsere (der Jetztlebenden) Jahrhunderte genannt werden müssen. Nach seiner Ansicht ist seit jenen Tagen Friede und Freude und alles unmittelbar selige Leben und Schaffen der Menschen aus der Welt verschwunden und der Geist des Hochmuths und der Zerstörung, der Geist einer frechen und falschen Philosophie in die Geschichte gefahren. Übermuth, Unfriede und Unglaube und endlich ein offener leerer und wüster Atheismus sind an die Stelle des entflohenen Gehorsams und der kindlichen Unschuld des Glaubens getreten. Nur die von dem Spanier Loyola gestiftete Gesellschaft Jesu hat sich mitten in der alles überschwemmenden Fluth des Verderbens als ein Fels hingestellt. — Frankreichs mächtiger Einfluß, welchen es seit dem Jahre 1650 bis auf unsere Tage politisch und geistig auf das übrige Europa geäussert hat, däucht mir nicht genug hervorgehoben, noch das für die andern Völker Gefährliche und Verderbliche desselben aus den rechten Quellen abgeleitet; wovor H. v. S. sich indessen nach seinem ganzen vorgesteckten Plane hüten mußte. — Die Händel zwischen den Jesuiten und Jansenisten sind erwähnt und ihr Einfluß auf

Frankreichs Schicksal bis in das letzte Jahrdreißig hinein ist angedeutet; doch der innere Abgrund dieses giftigen und zerstörenden Haders wird nicht aufgedeckt: Bei dieser Aufdeckung wäre es nämlich zu schwer gewesen, die Jesuiten nicht als die Schuldigen erscheinen zu lassen. — Die alles entweihenden und auflösenden französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts werden eine anfangs blos wissenschaftliche Oppositionspartei genannt. Ihr Zerstören und Verderben ist wahr geschildert; aber was auch ihnen die schlimme Richtung gegeben und sie mit Gift und Verruchtheit gefüllt hat und was zum Theil Jahrhunderte älter war als sie ist wieder verschwiegen. — Die Aufhebung der Jesuiten, die Theilung Polens, der nordamerikanische Freiheitskrieg tragen hier die Hauptschuld der französischen Revolution; über so vieles Andere, was sie mit vorbereitet und mit in sie hineingespielt und hineingewirkt hat, besonders über das ganz veränderte politische und geistige Leben Europas, und besonders über die tiefen innerlichen und sittlichen Schäden und Übel Frankreichs, wodurch diese Revolution in mancher Hinsicht der Abscheu der Zeitgenossen geworden ist, findet man hebei fast nichts gesagt. Wir müssen glauben, daß über so Frisches und Nahes in jenen Tagen und jener Stelle, wo

die Vorlesungen gehalten wurden, mit großer Behutsamkeit gesprochen werden mußte, und daß Manches gar nicht genannt werden durfte; das meiste Hiehergehörige aber durfte von H. v. S. nicht berührt werden, wenn er seiner Darstellung der Entstehung und Entwicklung der Zeitgeschichte getreu bleiben und nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen wollte.

Über diesen letzten Theil des von Schlegelschen Buches können wir nach unserer besten Überzeugung nur sagen, daß er ziemlich leicht und mager ist und von einer Menge Entstellungen und Sophismen wimmelt, welche wie Nebel vor der Sonne verschwinden, wenn wir diese Jahrhunderte aus dem Gesichtspunkte betrachten und würdigen, aus welchen sie allein, ja mehr als jede andere gewürdigt werden müssen, nämlich aus dem sittlichen Standpunkte. Genug muß man sich wundern, daß dieser Mann, welcher nichts als Kirche und Christenheit klingt, in diesen Ernst gar nicht hineingeschaut hat, sondern alles fast, wie durch eine Menge äußerer Umstände und Wirkungen zusammengeblasen und geworden schildert. Der sittlichen Ansicht aber, der Ansicht des Rechts und der Wahrheit und des daraus entspringenden Glaubens an eine Vergeltung, oder daß die Wirkungen

ihren Ursachen entsprechen müssen, kann der Geschichtschreiber gar nicht entbehren; wie vollends der christliche Geschichtschreiber eben leichtfertig an ihr vorübergehen könne, ist mir ganz unbegreiflich. H. v. S. scheint die Gewalt des ersten Verses des sechsten Kapitels des Buchs der Weisheit gar nicht zu kennen, welcher lautet: Ungerechtigkeit verwüstet alle Lande und böses Leben stürzet die Stühle der Gewaltigen. Wir aber können nicht umhin aus dieser Ansicht seine Aussprüche und Urtheile zu kommentiren; und es wird sich ergeben, daß nicht der Protestantismus, auch nicht der Atheismus, welcher sein Sohn seyn soll, die Gräuel unserer Tage hervorgebracht haben, sondern daß nicht nur das, was H. v. S. bald die falche Philosophie bald den Atheismus nennt, und alles Blut, was in den 1790ger Jahren das Wasser der Seine geröthet hat, ursprünglich aus der Ungerechtigkeit und dem bösen Leben entsprungen sind. Wie die Aussaat so die Ärndte.

Wir haben oben angedeutet, wie auf dem vom H. v. S. eingeschlagenen Wege, die Dinge von der Spitze herab und nicht aus ihrer Mitte zu betrachten, von ihm zu erreichen war, durch die Schilderung des Glanzes der Hierarchie der Kunst und des Lebens

im Mittelalter unkundigere Leser über dasjenige hinüberzutäuschen, was sie nicht sehen sollten, und ihnen eine Sehnsucht zu erregen nach jener Vergangenheit als nach einem Zustande einer solchen Gläubigkeit, Andacht und Begeisterung, daß strenge Zucht und Ordnung, durch welche die folgenden sogenannten herberen und ärmeren Jahrhunderte gehalten werden mußten, durch christliche Milde, Demuth und Barmherzigkeit fast überflüßig gemacht wurden. Aber ein solches reitzendes Bild jener Zeit bleibt bei der näheren und schärferen Betrachtung des Einzelnen nicht, wenn wir gleich Manches von dem Obenerwähnten gelten lassen müssen. Wer die drei letzten Jahrhunderte erlebt, ja wer auch nur unsre letzten dreißig getümmelvollen Jahre mit durchlebt und durchkämpft hat, wird, wenn er nicht einzelne Stände und Klassen der Gesellschaft, sondern das ganze Geschlecht ins Auge faßt, mit den Menschen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts doch nicht tauschen wollen. Bei aller einzelnen Großheit und Jugendlichkeit in Leben und Kunst von wie vielen unchristlichen Wildheiten und Barbareien, von welchen uns erst die letzten Jahrhunderte erlöst haben, wimmelte jenes oft über Gebühr geschätzte und gepriesene Zeitalter! Statt alles Andern erinnere ich H. v. S. nur an das Kriegs-,

Jagd- und Strandrecht jener in eitel Friede und Liebe blühenden christlichen Zeit; daran, wie die Herren und Ritter den Bürgern und Bauern, welche sie in Schlachten fingen, weil sie ihrer ritterlichen Barmherzigkeit für die Waffentragung nicht ebenbürtig däuchten, gelegentlich die Füße abhieben und sie so auf dem Wahlplatze liegen ließen; daran, wie die Sachsen und Thüringer das geschlagene Heer des Kaisers Adolf in solchem Zustande nach Schwaben und an den Rhein zurückschickten*) daß die gerechten Wehklagen der Weiber und Jungfrauen in jenen Landen noch in späten Liedern gesungen sind. Christliches Gesetzesrecht mußte endlich für alle Klassen errungen werden, damit die ganze europäische Menschheit menschlicher würde; hin und wieder mußten Glanz und Pracht des Mittelalters abgeblättert werden, damit das ehrwürdige Gleich und Recht in seiner schlichten grünen Hoffnungsfarbe unter jedermänniglich einhergehen könnte. Gesetzlicher und also auch menschlicher und christlicher waren das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert als das fünfzehnte; und wahrlich soll ich sagen, wie ichs empfunden und erlebt habe, wenn ich auch manches Alte, selbst solches hin und wieder,

*) Sie schickten sie intestatos heim.

was in meinen Jünglingstagen noch lebendig war, mir oft mit Schlegelscher Sehnsucht wieder zurückwünschen mögte, unermeßlich sind die Fortschritte, welche die Menschheit auf dem Wege der Gesetzlichkeit und Menschlichkeit auch in dem letzten von Vielen so schwer angeklagten halben Jahrhundert gemacht hat. Das dies mehr erreicht, daß für alle insgemein mehr ein christliches Recht geschaffen würde, dazu hat die Reformatton mittelbar und unmittelbar mit erstaunlicher Geschwindigkeit gewirkt.

Höchst ungerecht ist in diesem Buche die Anklage gegen die Philosophie. Wie man diese beschuldigt, wie man sie häufig eine verderbte falsche und frevelhafte nennt, konnte man in demselben Sinn die Künste und Wissenschaften überhaupt anklagen. Diese nämlich sind in ihren Strebungen und Wirkungen häufig eben so verkehrt, mit ihren Einflüssen eben so gemißbraucht worden als das ziemlich unfaßliche oder vielmehr auf Alles und Nichts anwendbare Ding, das man meint, wenn man von falscher Philosophie spricht. Versteht H. v. S. unter diesem Worte den Geist der Untersuchung und Forschung, welcher durch die Reformation gefördert und von seinen alten Banden entfesselt ist, versteht er darunter den Geist des Fragens und Zweifelns, so scheint er unbegreiflicher Weise zu ver-

dammen, was nothwendig allem Philosophiren, ja allen sichersten Glauben vorangehen oder zum Grunde liegen muß. Versteht er aber darunter ein abgerissens und oberflächliches Wissen und Schwatzen, wie es den Kindern dieser Welt gefällt und was sie wohl mit dem Namen Philosophie beehren; versteht er darunter die Weise, wie der übergebildete und verdorbene Mensch, welcher nur das Vergängliche erblickt und mit den bunten Scheinen der Dinge tändelt, sich die Lehre des Genusses und der Wollust einzukleiden, auszuschmücken und sich zurechtzuklüpeln weiß, so sollte er das wenigstens nicht Philosophie nennen. Er sollte also klagen, daß es in gewissen verruchten Zeiten und unter gewissen verdorbenen Völkern keine Philosophie gegeben habe; was allerdings ein großes Unglück ist. Denn im ächten ältesten Sinn muß diejenige Wissenschaft Philosophie heißen, welche das Wesen und die Wahrheit der Dinge, das Unveränderliche, nämlich Gott und die himmlischen und göttlichen Dinge zu erkennen trachtet. Diese Philosophie muß ihrer Natur nach durchaus nach oben schauen; was zur Erde blickt und dort ein höchstes und bleibendes Gut sucht, wie es sich auch verkleiden und verlarven mag, verdient diesen Namen gar nicht mehr. Wohl aber können solche Namen, einer so

schlechten und armseligen Sache gegeben*) das Edelste verdächtig machen und eben deswegen, meine ich, hört man jetzt so häufig die Klänge freche und falsche Philosophie. Fester als solche schwankende Namen deutet das Wort Atheismus auf etwas Bestimmtes hin; aber auch über dieses Wort müssen wir mit H. v. S. hadern.

Wie unwürdig und unredlich es ist, den Atheismus, welchen er meint, auch dem Protestantismus aufzuheften, fühlt wohl ein jeder. Noch viel unwürdiger oder viel flacher ist es sich zu gebärden und so darzustellen, als ob die böse Lehre das böse Leben, als ob der schlechte Grundsatz die schlechte Sitte zuerst und immer erzeugt hätte. Gottlob! es ist gerade umgekehrt, und dies werde ich aus den jüngsten Jahrhunderten zeigen. Wo die Sitten am ausgelassensten und schamlosesten gewesen sind, da hat sich diese böse Lehre immer entwickelt, wie der Gifthauch aus faulen Leichen oder verschlossenem

---

*) Mißbrauch, höchster Mißbrauch des Namens Philosophie ist es doch wohl, wenn man Männer, wie Voltaire, Diterot, Holbach, la Mettrie waren, auch Philosophen nennt; oder solche, die ihnen in ähnlicher flacher, darum aber nicht weniger verderblicher Lehre, nachgestümpert haben.

Moder. Wenn die übermüthige und freche Lehre geboren war, dann hat sie freilich in Gemeinschaft mit den ausgelassenen Sitten mit verdoppelter Geschwindigkeit zu der allgemeinen Auflösung mitgewirkt; und dann ist der Zirkel des Bösen allerdings so geschlossen gewesen, daß man seinen Anfang und sein Ende kaum noch entdecken konnte. Diese Art Pest, die aber durchaus keine protestantische Pest heißen darf, wogegen der Protestantismus vielmehr mit dem allergrößesten Rechte protestiren muß, ist freilich im achtzehnten Jahrhundert, jedoch in die weitere Ferne hin mit sehr geschwächter Wirkung, über ganz Europa hingeweht, kräftig und gleichsam einheimisch aber hat sie sich nur in zwei Ländern gezeigt, nämlich in England und Frankreich, und in diesem treibt sie noch wohl, wir wollen hoffen, ihre letzten, bösen Wurzeln.

In England entstand dieser Atheismus, diese Gottesvergessenheit in der Sitte und diese Lehre, die sich gegen Gott empörte und in dem Staube und seinen Genüssen den Anfang und das Ende aller Dinge sah, in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Karls Stuart des zweiten. Dieser gräuliche König hat nebst dem verdorbensten und schaamlosesten aller Höfe, die vielleicht je ein edles Volk entehrt haben, in den vor-

nehmen Geschlechtern und in allem, was durch Geist und Talent hervorragte, in wenig Jahren ein weitwucherndes Verderben verbreitet, dessen Nachsprossen noch dreißig Jahre nach ihm gekeimt und geblüht haben. Die böse Lehre, die sich in Dichtern wie Buckingham, Sheffield, Prior, und in sogenannten falschen Philosophen wie Toland, Tindal, Shaftesbury u. s. w. ans Licht gewagt hat, ist hier aber mehr auf der glänzenden Oberfläche stehen geblieben, bei einem Theile der vornehmen Welt; in den Saft und Kern des Volkes ist sie fast gar nicht eingedrungen.

In Frankreich war sie von lange her vorbereitet. Da galt es seit Franz dem ersten, d. h. seit Jahrhunderten, wie es lautet Gen. Kap. 6. V. 2. „Da „sahen die Kinder Gottes (die Gewaltigen) nach den „Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und „nahmen zu Weibern, welche sie wollten.“ Wahrlich das französische Volk muß einen vorzüglich starken Boden der Tugend gehabt haben, daß es bei einer so lange daurenden Verwüstung nicht früher untergegangen ist. Franz der Erste und sein Sohn führen den Reigen der Auflösung der Sitten. Katharina von Medicis nebst ihrem ganzen Frauenhofe ihrer Tochter und ihren Söhnen arbeiteten auf eine fürchterlich gräuliche Weise an der Zerstörung. Heinrich der Vierte rit-

terlich und anmuthig kann doch das Laster nicht schön machen. Unter Ludwig dem Dreizehnten taucht es finster etwas unter. Ludwig der Vierzehnte führt es wohlanständig und prangend in die anstaunende und bewundernde Welt ein; als er alt und matt wird, muß es von Betschwestern und Jesuiten maskirt, sich zur Frömmigkeit und Tugend heucheln. Unter ihm bildete die Gottlosigkeit des Lebens zuerst auch die Gottlosigkeit der Lehre aus, welche an den gräulichen Höfen des Herzogs Regenten und Ludwigs des Fünfzehnten einen reicheren und zündbareren Stoff bekam. War es ein Wunder, daß hier, wo die Herrscher und die Nächsten nach ihnen, die Prinzen und der größte Theil des hohen Adels, beinahe durch drei Jahrhunderte ein einzig wüstes Beispiel der verdorbensten und ausgelassensten Sitten gegeben hatten, der Atheismus in Leben und Lehre von allen uneuropäischen Ländern am meisten bis tief in das untere Volk hinabgedrungen waren? Aber auch hier ging das böse Leben der Gewaltigen der bösen Lehre fast zwei volle Jahrhunderte voran: Erst seit den Jahren 1720 und 1730, mit Voltaire und seinen Zeitgenossen, ward hier der Atheismus in der Lehre fertig.

Jene Ideen und Meinungen des siebenzehnten und achzehnten Jahrhunderts, welche H. v. S., wie und

wo er kann, des Aufruhrs und Hochverraths gegen die Gottheit und Menschheit anklagt, jene Verhältnisse und Begebenheiten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welche er als Vorläufer und Vorbereiter der französischen Revolution auch angeführt, und manches Andre noch, was er nicht erwähnt hat, konnte allerdings vielleicht mächtig und wirksam genug seyn, eine große Erschütterung und Umwälzung zu veranlassen; aber es gehörte noch eine andere Zuthat dazu, worauf er kaum angespielt hat, um einem Theile der französischen Revolution einen so wüthenden und mordsüchtigen Karakter zu geben, als wir in ihr verabscheut haben. Diese Zuthat heißt eine lange Ungerechtigkeit und ein Jahrhunderte lang fortgesetztes böses Leben. Es war dadurch hin und wieder bis in das innerste Herz des Volkes eine Pest des Hasses und der Verruchtheit getrieben, welche keine anderen Wirkungen haben konnte, als wir erlebt haben.

Wir zeichnen einmal in einem leichten Umrisse, wie diese Pest erzeugt und bis in das Innerste des Volkes eingedrungen ist: die langsame Geburt des Übels und des-Bösen.

Unter der Katharina von Medicis und ihren Söhnen, in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, war das Verderben allerdings das aller-

scheußlichste; aber der freie, muthige und ritterliche Sinn war noch zu frisch und die Thatkraft zu fröhlich, als daß das Übel jener Tage hätte unheilbar werden können. Wir sahen damals noch einen hochherzigen, hochstrebenden und in seiner Kraft und seinem Vermögen sich fühlenden Adel. Besonders war die Ritterschaft der protestantischen Parthei, welche sich um die Prinzen Condé und Heinrich den Vierten versammelte, durch edle und kühne Gesinnung und durch geistige und gelehrte Bildung ausgezeichnet. Abscheuliche Sitten, gräuliche Verbrechen die widerlichsten und verruchtesten Ränke und Zettelungen stempeln diese Zeit freilich zu einer der allerfinstersten; aber das Böse war noch in keine feste Form gebunden, es ging fast nie wie aus Einer Richtung nach Einem Ziele hin von der herrschenden Macht aus; und wenn diese auch mit hineinspielte, so ragte sie darin doch selten hervor, und also ward die Majestät des Thrones nicht ganz dadurch entweiht: es kam überhaupt immer nur stoßweise, und mußte dann wieder nachlassen. Kurz es konnte mit keiner teuflischen Planmäßigkeit und Folge fortwuchern und so alles Edelste und Beste des Volkes anfressen und verpesten. Sondern mehr als Zufall schien es zu kommen und zu wirken, und so auch wieder zu verschwinden. Das leichte und ela-

stische Volk ward äußerlich sehr, innerlich noch wenig verdorben. — Unter seinem liebenswürdigen und ritterlichen Heinrich konnte es nach langen Getümmeln und Verwirrungen in Ruhm, Frieden und Glück und in dem nachwirkenden und lustigen Thatengefühl, das von hundertjährigen unaufhörlichen inneren und äußeren Kämpfen geweckt war, einen Theil der schlimmen Einflüsse wieder abschütteln, welche das letztverflossene halbe Jahrhundert auf sie gehabt hatte.

Schlimmer ging es unter des eisernen und bösen Richelieus Verwaltung. Er zerbrach durch hinterlistige Tücke und endlich durch blutig offene Gewalt den bisher noch edel unabhängigen und ritterlich fröhlichen Sinn des französischen Adels und versuchte zuerst seinen König zu einem Sultan zu machen, dessen Lächeln oder Runzeln hinfort Leben oder Tod bedürfen sollte.

Der Sultan blieb nicht aus, Ludwig der Vierzehnte bestieg den Thron. Unter ihm ward der Adel zum Höfling erniedrigt, er hörte hinfort fast auf, ein Theil des Volkes zu seyn. Er lernte unter dieser längsten und im Ganzen beide für Frankreich und Europa verderblichen Regierung die zierliche Kriecherei des Sklaven, und bebte, ja erblaßte*) im eigent-

*) Man erinnere sich der Knieschnalle Racines.

lichsten Sinn des Worts vor jedem ungnädigen Blick des despotischen Sultans, um zu seiner Zeit mit dem Übermuthe des Sklaven für das ganze übrige Volk ein Tyrann zu seyn. Diese Verderbung des Adels von dem alten nur zu trotzigen Frankenstamme kam zu Stande, theils durch die völlig mündig gewordene Macht des Königs, mehr durch die gränzenlose Sittenlosigkeit und Liederlichkeit, wodurch dieser stolze Herrscher die Weiber und Töchter der edelsten und freiesten Familien verdarb und schändete und durch sein Beispiel seinen Großen und Gewaltigen lehrte eben so zu thun. „Sie nahmen sich Weiber, welche ihnen gefielen.“ So thaten ihre Enkel und Urenkel, und endlich machte das andere Volk es den Ersten und Glänzendsten so nach. Alles dieses, so verrucht es war, ward von dem feierlichsten und prunkvollsten aller Sultane mit einem gewissen sichern Anstande, ja mit einer Art zierlicher Christlichkeit, einem heuchlerischen Lügenschein der Hölle verlarvt und zugedeckt. Dieses Gaukelspiel eines christlichen Scheins machte die böse Unsitte zu einer vollkommenen Lüge, welche hinfort als eine Art galanter Fratzerei in Leben, Sitte und Kunst der Franzosen übergegangen ist und wovon bis zu einem gewissen Grade alle übrige Völker Europas ihren Antheil be-

kommen haben. So hat sich die Lügenhaftigkeit und Sündhaftigkeit des armseligen französischen Prunk- und Tandlebens verdoppelt und hat alles, was in den Gemüthern stolz und tugendlich war, ins Innerste zurückgedrängt oder auch geschwächt und entnervt und das unglückliche Volk endlich so verblendet, daß es auf den nichtigen und prunkvollen Schein seiner verlarvten Sündlichkeit und Knechtlichkeit eitel geworden ist.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes, die Verjagung, Ächtung, Dragonisirung und Hinrichtung der unglücklichen Reformirten über ganz Frankreich blieben in ihren traurigen Wirkungen nicht allein bei dieser verfolgten Parthei stehen. Große und himmelschreiende Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten erbittern und verpesten nicht allein diejenigen, welche durch sie zermalmt werden sollen; nein, sie verderben diejenigen noch mehr, welche sie stiften helfen und die Beute der tyrannischen Ausplünderung theilen; sie verderben und verfinstern drittens den heitern und fröhlichen Volkssinne und entwenden den Tyrannen die Liebe und das Vertrauen aller derjenigen, welche freundlich, menschlich und christlich gesinnt sind. Nach dieser gewiß richtigen Ansicht rechnet man nicht zu viel, wenn man annimmt, daß außer den anderthalb

Millionen der unglücklichen Reformirten, welche das Opfer der jesuitischen Beichtväter und der frömmelnden Liederlichkeit Ludwigs wurden, dadurch noch mehrere Millionen anderer Franzosen verdorben oder der Regierung in Haß entfremdet sind. Diese entsetzliche Wütherei hat eine finstere und fürchterlich grollende Parthei gegen den Thron und Adel gegründet.

Die Jansenistischen Händel nebst ihrer Geburt, der Bulle Unigenitus, und ihrem ganzen übrigen Anhang haben vielleicht nicht weniger verderblich gewirkt. Unter dem Titel einer Ketzerjagd hat der in seinem Haße diesmal ganz blinde und wahnsinnige Orden Loyolas nebst seinen Verbündeten, alles Freisinnigste, Gelehrteste und durch Kenntnisse und Wissenschaften Ehrwürdigste länger als ein halbes Jahrhundert gehetzt, und eine viel fürchterlichere und — weil sie nicht hervorbrechen durfte — im strengen Ernst und innerlich verbissenen Ingrimm verderblicher brütende und kochende Fronde erzeugt, als selbst die äußerlich blutiger und gräulicher auftretende Verfolgung und Unterdrückung der reformirten Parthei.

Nach Ludwig dem Vierzehnten ist die Verruchtheit während der Regierungen des Prinzen Regenten und Ludwigs des Fünfzehnten nicht allein geblieben,

sondern frecher und schaamloser aufgetreten und mit reißender Geschwindigkeit vorgeschritten. Diese schwachen, leichtsinnigen und planlosen Regierungen mußten den traurig geschaffenen Partheien den Zügel schießen lassen. Sie konnten nichts bändigen und zusammenhalten, und waren nicht einmal mächtig geuug, durch eine Art äusseren Glanzes und öffentlichen Anstandes die von altgebornen Herrschern gottlob so leicht täuschliche und bestechliche Menge zu täuschen und zu bestechen. Jetzt hatten die sonst fast angebetenen Könige und Prinzen von Frankreich die schönste der Kronen, die Verehrung und Liebe des Volks, schon halb verloren. Noch hätte das leichtsinnigste und eitelste Volk das innere Elend und die tiefste Verderbniß der Sitten vielleicht vergessen, wenn seine Ruhmsucht nach außen hin durch Glanz, Sieg und Ansehen geschmeichelt worden wäre. Aber die elendeste Verwaltung, die in den Händen von Abentheurern und Buhlerinnen hin und her gezerrt ward, verlor bei den Fremden Achtung und Einfluß, wie sie bei den Einheimischen Vertrauen und Liebe verwirkte. So geschah denn, was die Schwäche nicht hindern konnte, daß auf der einen Seite Leichtfertigkeit und Verruchtheit, auf der andern Haß und Verachtung immer mehr um sich griffen und sich endlich

immer kühner Luft machten. Jetzt erschien von Tage zu Tage stärker, was H. v. S. eine wissenschaftliche Oppositionspartthei nennt, was wir aber wegen seiner Vielartigkeit und Vielseitigkeit unmöglich allein mit diesem Namen belegen können, obgleich die Opposition sich allerdings durch die Schreibfedern thätig erwiesen hat. Es sind die verschiedensten Bestandtheile und Partheien in dieser unter Einem Namen also zusammengefaßten Parthei enthalten, welche freilich das mit einander gemein haben, daß sie alle der Revolution wissentlich oder zufällig auf mancherlei Weise vorgearbeitet haben.

Erstlich eben jene blutigen Verfolgungen und Ächtungen der Reformirten und der sogenannten Jansenisten von den Jahren 1680 bis 1730 und länger hin, welche den sittlichsten und ehrenwerthesten Bestandtheil des Volkes trafen, entzündeten nicht allein bei den Nachkommen jener Verfolgten, sondern bei allen, welche ihnen an Gesinnung verwandt waren, einen bitteren, strengen und finster verschlossenen Sinn, welcher sich nicht nur von dem Könige und von seinen Gewaltigen abwendete, sondern auch in mancher Hinsicht allen Glanz und Schimmer, welche das oft so arme Leben auch unschuldig vergolden und erheitern können, zu verachten anfing. Diese gefährliche Fronde

haßte zuerst, darauf verachtete und haßte sie, weil in der That die Gegenstände ihres Hasses im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr zu verächtlicher Schwächlichkeit und Erbärmlichkeit hinabsanken. Die Parthei dieser Fronde würde man wohl nicht ganz unrichtig mit den englischen Puritanern und Rundköpfen zur Zeit Karls des Ersten vergleichen. Sie lösten sich durch den Haß allmälig von aller uralten französischen Ehrfurcht vor dem Königthum, und haßten endlich den Adel und die Hohepriesterschaft noch mehr als den König. Dies hat jene Demokraten und Republikaner ausgebrütet, welche, weil sie alle Könige haßten, meinten, Frankreich könne ohne einen König regiert werden. Sie haben im blinden Hasse dabei nur die Kleinigkeit, die da heißet Zeit, Land und Sitten und Gewohnheiten ihres Volkes, und die Eigenschaften und Tugenden, welche für Republikaner gefordert werden, vergessen. Die bessern Köpfe dieser Parthei haben als Schriftsteller allerdings eine auf die folgenden Begebenheiten und Entwicklungen sehr einflußreiche wissenschaftliche Oppositionspartei gebildet.

Zweitens der fette Sumpf der Laster, worin Hof und Adel sich wälzten und endlich untergingen, hat seine glänzenden Schmeißfliegen und auf den

üppigen Giftblumen, die in solcher Erde zu wuchern pflegen, auch seine buntfarbigen Schmetterlinge gehabt. Die sogenannte schöne und witzige Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert trägt alle Farben des hier schamlos frechen, dort täuschend verhüllten Lasters, alle Schörfbecken, Schminken, Salben und Pomaden der Üppigkeit, Täuschung und Lüge. Das Geistreiche aber aus dieser leichten scharmützelnden Schaar hat sich Kraft des geistigen Geburtsrechtes jedes Übermuths, wenn er losgelassen wird, eine doppelte Erlaubniß genommen, erstlich, zu seyn und zu leben wie die Menge, und dann, sich selbst und dieses Leben in seiner ganzen Nichtswürdigkeit und Verruchtheit zu parodiren. Nie ist das vielleicht bei irgend einem Volke und in irgend einem Zeitalter weiter getrieben, als von den Franzosen von 1720 bis 1790. Auf diese Weise haben die losen und leichtfertigen Geister fast mehr Unheil gestiftet als die ernste und düstere Fronde. Denn wer alle Treue und Einfalt verlachen oder ihre Bewahrung als die thörigteste aller Thorheiten verspotten lehrt, bereitet zu seiner Zeit jedem bösesten Satan die Bahn.

Drittens hat es eine Parthei gegeben, und keine kleine einflußlose, welche in Sitten lüstern und leichtfertig und in Grundsätzen streng und schwer war;

welche König, Adel, Priesterschaft, jede Regierung, jede zügelnde Gewalt haßte und verabscheute, und sich selbst redlich mit. Solche hatten an der Menschheit verzweifelt, und obgleich sie die ewigen Gründe der Tugend und des Rechts kannten, so glaubten sie die Zeit doch so verdorben, daß alle Versuche ihrer Wiederherstellung und Besserung von ihnen als Gaukelei oder als Träume schwachköpfiger Thorheit verlacht wurden. Dies ist der ächte Atheismus, welchen die bodenlose Sittenlosigkeit erzeugt: daß die Menschen zuletzt an nichts Hohes und Reines mehr glauben und das Böse nicht allein weissagen, sondern auch wünschen, sollten sie selbst auch mit davon verschlungen werden. Doch freuen sich solche bei dem eigenen Unglück in eigensüchtiger Bosheit des Donnerwetters, wodurch die höchsten Gipfel der Dinge zusammenkrachen, die sie mit zerschmettern müssen. Solches Gelächter aus der Hölle ist in Frankreich viel gehört worden.

Und es ist wahr. Paris war in jenem Jahrhundert ein grauenvoller Pfuhl voll Unheil und Verderben; die Sittenlosigkeit gräulich; die Verzierrung schwach verachtet und gehaßt; der Adel und die Hohepriesterschaft, welche meistens aus seiner Kaste hervorging, durch Weichlichkeit, Ausgelassenheit und

Übermuth ohne Ehre und Kraft. Also leider nur zu viel Stoff für die seit Jahrhunderten großgezogenen Schlange des Haßes.

Bei einem solchen Zustande, bei solchen Elementen der Erbitterung und Verachtung hätte die stärkste Regierung vielleicht nicht ohne Gefahr eine gewaltsame Erschütterung durchgehen müssen. Ludwig der Sechszehnte mit seinem geerbten Prinzenstaat und Hofadel war nicht stark. Damit die schreckliche Tragödie nicht noch tragischer würde, war dieser König unter den meistenst Verdorbenen und Schlechten ein unschuldiger, sittlicher, gütiger und alles Gute und Gerechte wollender und liebender Herrscher. Er ist als ein Opfer uralter Verschuldung und zu schlimmer und seinen Kräften zn schwerer Verhältnisse gefallen.

Dies hatte ich zu sagen, sowohl, damit ungerechte und nach der falschen Seite hin gerichtete Beschuldigungen zurückgewiesen, als auch, damit unsere Zeit, und selbst, damit die französische Nation, für welche ich mich wahrlich nicht zum Kämpfer aufzuwerfen pflege, nicht zu schwer angeklagt würde. Denn diesmal würde in ihr die ganze Menschheit angeklagt, wenn es möglich wäre, daß sich aus einem leidlich heitern und menschlichen Zustande, wie Viele uns die französischen Jahre 1770 und 1780 jetzt wie-

der zu schildern belieben, ein so scheußliches Ungewitter hätte entwickeln können. Freilich alle Revolutionen lassen die wilden und thierischen Kräfte los, welche in dem ordentlichen und gewöhnlichen Zustande der Dinge gefesselt sind; aber solche und so lange Gräuel, wie sie am Ende eines Jahrhunderts, wie das achtzehnte war, Marat, Danton, Robespierre und ihre Genossen vor dem Angesichte des erschrockenen Europa üben durften, lassen sich daraus nicht erklären. Solche Scheusalen werden nicht in einigen Menschenaltern gezeugt; am allerwenigsten entspringen sie aus sogenannten metaphisischen Ideen vom Staat und Leben, welche durch Irrthümer wohl auf schlimme und gefährliche Abwege verleiten, aber aus bloßer kalter Mordlust so satanisch nicht würgen können, als jene gethan.

Darum wenden wir uns von solchen, wegen ihrer Übertriebenheit leeren Beschuldigungen, am unwilligsten aber von den Anklagen des seiner Natur nach milden, offenen und heiteren Protestantismus und von allen halbwahren und vornehmen Betrachtungen über Leben und Geschichte wieder zu der ältesten historischen Lehre, welche schon in dem ehrwürdigen Heiden Herodot am liebsten bei den Fingerzeigen Gottes nnd bei dem Glauben verweilte, daß es schon

auf Erden häufig eine Vergeltung gebe, und daß das Böse in seinen Folgen von Geschlecht zu Geschlecht immer Böseres erzeuge. Wir wenden uns zu dem christtichen Gesichtspunkt, welcher keine audere Lehre gestattet. Und endlich bekennen wir in unserer von so vornehmen Betrachtern und Würdigern der Dinge wahrscheinlich belachten Einfalt: daß nur Eines Reiche und Völker gründet, Gesetzlichkeit und Freiheit stiftet, Kaiser und Könige heilig und unverletzlich macht: nämlich Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit. Unsittlichkeit, Ungerechtigkeit und Lüge aber können nur Mord, Verrath, Wahnsinn und Grausamkeit erzeugen: Kinder, die ihren Ältern ähnlich sind.

Die

Griechische oder Türkische Sache.

Der Teufel verkauft Käse,
Und hat doch keine Ziegen.

Wir beginnen das Neue Jahr des Heils 1828 und wünschen der gesammten Christenheit auf Erden eine fröhliche Zeit, besonders der bedrängten Christenheit, am meisten aber jenem Häuflein Griechen, das nun in das sechste Jahr mit wechselnden aber immer blutigen Schicksalen gegen die gräuliche Übermacht der türkischen Barbarei ankämpft. Vor sechs Wochen hallte uns die glorreiche Schlacht von Navarin, in die Ohren, die erste Meldung aus jenen Gewässern, welche nach Don Juans d'Austria Sieg bei Lepanto die gesammte europäische Christenheit entzückt hat. Jetzt ertönt das zweite Große, die Gesandten der drei großen Mächte, welche den Vertrag schlossen,

wodurch der fast erliegende Rest der Griechen gerettet, die Türken zu einer Art Anerkennung eines eigenen Zustandes derselben genöthigt werden sollten, haben Konstantinopel verlassen, weil der muhamedanische Stolz, durch zu lange Schmeichelei der christlichen Kabinette aufgeblasen, sich gegen solche Zumuthung sträubte. Zu gleicher Zeit ertönt Krieg. Und in der That Krieg ist schon da, während man am meisten vom Frieden spricht; Codringtons zu geschwinde Kanonen scheinen die diplomatischen Papiere etwas auseinander geblasen zu haben, womit man gehofft hatte, alles so sanft zusammenzubinden und den mordwüthigen Tiger in Konstantinopel zur Ruhe zu streicheln.

Einige leise Stimmen haben von der seltenen Mäßigkeit und Gerechtigkeit des Sultans, von dem milden, menschlichen, großmüthigen Ibrahim Pascha geflüstert, aber das einstimmige Europa hat dem Helden von Navarin, der wohl versteht, durch welcherlei Siege man ein unvergänglicher Name wird, im jubelnden Einklange entgegen gejauchzt. Doch bleibt Europa gespannt, die Welt zugleich hoffend und staunend, der Verstand der Verständigen steht still, weil die politische Verkettung so wunderlich zusammengezettelt ist, die ganze

Lage der Dinge so viele Saiten und Richtungen hat, wornach sie sich wenden kann oder wohin sie auslaufen muß, daß bis jetzt nirgends ein heller Gesichtspunkt noch eine feste Richtung erscheinen will, woran man sich das Verworene auflösen und das Schwankende befestigen könnte.

So liegt diese kleine und doch größte griechische Sache wie ein heißer und schwerer Stein Vielen im Wege, ein Stein des Anstoßes, zuletzt vielleicht ein Stein des Unheils. So spielen die Menschen in Verblendung oder Übermuth — am gefährlichsten, wenn sie das Menschliche in den Dingen übersehen wollen — das Kleine zu dem Großen hinauf. Klein war der griechische Aufstand im Frühlinge 1322, aber größer und reiner, in mancher Hinsicht auch noch unbefleckter, als jetzt im Anfange des Jahrs 1828. Hätte man damals den Sinn desselben beachtet, hätte man besonders den Sinn beachtet, womit alle christliche Völker Europas diesen Aufstand begrüßten, hätte man den Unterdrückten, die mit dem Schwerdte ihr gestohlnes Christenrecht und Menschenrecht wiedergewinnen wollten, frei und ungehindert helfen lassen, und mit Geringem geholfen, so ward der Unchrist überrascht, er ergab sich in die Nothwendigkeit, wenn er gleich anfangs christlichen Ernst sah, und mit weni-

gerem Blute und Wehgeschrei kamen die Griechen zur Freiheit und die europäischen Herzen zur Ruhe. Die Sache wäre kleiner geblieben, als sie jetzt scheint werden zu wollen. Denn das offenbarte sich wohl sogleich, als dies Feuer aufging, daß das Gefühl und die Stimme der Völker so war, daß als Bundesgenoß der Türken keiner auftreten durfte, ohne von der ganzen Christenheit verflucht zu werden. Die aber gehofft haben, die Türken würden das aufgegangene Feuer in ein paar Jahren selbst dämpfen können, haben sich geirrt; die gräulichen Schlächter haben genug gemetzelt, aber sie haben nicht alle abschlachten können; endlich ist die Theilnahme der Menschen selbst eine Flamme geworden; die Bewegung der Völker, die man fürchtete, ist zu Bewegungen geworden; die drei größten Mächte Europas haben einschreiten müßen; und wie halbheidnisch und türkisch auch Manches darin zu spielen und zu schwänzeln scheine, die christlichen Herzen sind verwundet, die Geister empört, und die erstaunten Augen schauen scharf mit hinein, so daß es täglich mißlicher wird offenbar zu türkenzen.

Krieg! klingt es genug, und es scheint fast, als sey die ganze Welt toll und wild, wie auch einige behaupten, und wünschen Krieg und eigenes Verderben.

Ich glaube, das ist nur Schein oder höchstens heiße Aufwallung des Augenblicks. Wir haben die Lehren und Erfahrungen fast eines halben Jahrhunderts blutig ausgebreitet vor uns liegen, den schweren Inhalt der Jahre von 1788 bis diesen heutigen Tag; wir haben der Kriege, Bewegungen und Verwüstungen genug erlebt und die Wissenden unter uns wissen auch das, wie gering meistens die Ausbeute solcher Herrlichkeiten ist, wie besonders die meisten Kriege vergebliches Spiel sind. Aber das ist wahr, so groß ist die kleine Griechensache in sechs Jahren geworden, daß alle Christen lieber Krieg wünschen als einen Frieden, der die Unglücklichen wieder unter das Türkenmesser brächte. Denn gottlob so steht es: der Menschheit schaudert mehr, wenn ein einziger Mensch im stillen Frieden ungerecht hingerichtet wird, als wenn Hunderttausende im wildesten Kriege fallen.

Diese kleine Sache ward alsbald in ihrem Anfange eine europäische Sache. Wie viel man auch schelte und anklage, Europa ist in dem letzten halben Jahrhunderte gesitteter, menschlicher und christlicher geworden; es hat ein viel lebendigeres und innigeres Gesammtgefühl mit der ganzen Menschheit und Christenheit gewonnen. Darum waren diejenigen sehr im Irrthum, welche sich vermaßen die Türken edler,

tapferer und menschlicher schildern zu wollen als die Griechen. Genug erzählten sie, und konnten sie zum Theil mit Recht erzählen, von der Schalkheit, Listigkeit, Habsucht, Treulosigkeit und Schlüpfrigkeit mancher Griechen und von anderen Lastern und Gebrechen, welche die lange Knechtschaft immer erzeugt. Dahin war es gekommen, daß man ihnen selbst das Wahre nicht glaubte noch glaubt. Auch von der griechischen Feigheit haben sie viel zu berichten gewußt; das aber hat die That glänzend widerlegt. Die Wonne und der Jammer von Suli und Mesolunghi und Anderes, was einzelne Seehelden fast unglaublich gewagt haben, werden das lügenhafte Getöse des Tages überleben. Die Christen glaubten den zärtlichen Türkenfreunden nicht, sie glauben ihnen auch noch nicht, weil sie nichts Äußerstes zur Bestätigung so schwerer Anklagen haben. Es fehlt ihnen bis auf einen einzigen Griechen, der, um der Knechtschaft oder dem Tode zu entrinnen, seinen Glauben abgeschworen hätte. O wie viele derjenigen, die es so leicht über das Herz gebracht haben, von den Griechen das Allerschlimmste zu glauben und zu erzählen, die aus ihren sicheren Häusern heraus von der türkischen Milde und Großmuth so Unerhörtes klingen, würden schlecht bestehen, wenn ihnen zwischen dem Handschar und dem Messerchen die schwere Wahl

gebracht würde, die Wahl, sich den Kopf oder ein Streifchen von der Vorhaut abschneiden zu lassen! oder glauben sie vielleicht, daß das gewöhnliche Kompliment der großmüthigen Kopfabschneider, halt still, Brüderchen, es thut nicht weh, wahr ist?

Sollen wir uns einbilden lassen, daß eine solche christliche Liebe, eine so mächtige Theilnahme, daß, welches Volk immer für welche Zwecke immer jetzt gegen die Türken das Schwerdt zieht, schon von Millionen gesegnet wird, bloße Wildheit und Unruhe der Zeit sey, bloße Lust an Aufruhren und Umwälzungen? Nein, nimmermehr! In einigen mag sich allerdings diese Lust rühren, in den meisten ist gewiß ein ganz anderes Gefühl: zuerst der Schauder über so viele Gräuel, die im Angesichte des lichten und alle Welttheile erleuchtenden und überleuchtenden Europas, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, noch geübt werden und länger geübt werden sollen; dann das erwachte Gefühl des Christenthums und der Wissenschaft für die Glaubensgenossen, für die durch die erhabensten Geister und edelsten Künste geheiligten Orte; endlich drittens eine Ahndung von etwas Ungeheurem und Gefahrvollem, das bei diesem Griechenaufstande gleichsam durch einen Instinkt zuerst recht klar geworden ist: daß nämlich an diesen Gräu-

zen Europas und Asias, wenn nicht heute doch gewiß in den nächsten Jahrzehenden große Getümmel und Umwälzungen erfolgen werden, erfolgen müssen. Die Welt ist zur Ahndung, ja zum Bewußtseyn gekommen, daß hier eine große Aufräumung, vielleicht Auskehrung, bevorsteht. Sie hasset und fürchtet bei der Ungewißheit, wohin die Loose der Entscheidung fallen werden. Soll sie nicht auch wünschen, daß eine solche Gefahr, daß eine gezündete Bombe, die dem Zerplatzen nah ist, mit der größten Geschwindigkeit gelöscht, das was für viele Völker und Geschlechter so reich an Verderben werden kann, mit der freiesten Umsicht und Weisheit angeschauet und behandelt werde?

Die Türkenfreunde werden hier ausrufen: Eitel Träumerei und Hirngespenst, oder auch revolutionäre Schalkheit, die ihren bösen Willen unter fremdem Schein zu verhüllen sucht! Alles ist gemachte Gefahr und gemachte Noth. Die Griechen haben durch einen frevelhaften und verbrecherischen Aufruhr sich selbst viel Elend und der Welt viele Unruhe erregt; durch die thörichte und verblendete Theilnahme der Völker können sie sie endlich wohl gar noch in einen verderblichen Krieg hineinreißen. Es war ihnen zu wohl geworden, sie waren in dem letzten Jahrzehend von

den Türken ihren Herren, zu mild und menschlich behandelt; darum standen sie auf und wollten in der trotzigen und frechen Eigenmacht, die dieses Zeitalter auszeichnet, gegen Gott und Ordnung auch Herren werden. Statt der unzeitigen Theilnahme hätten alle Völker auf diese empörten Sklaven losschlagen und sie auf das geschwindeste den Türken unterjochen helfen sollen. Das wäre zugleich recht und weise gewesen.

Statt aller Antwort sage ich: Ja viele hätten eure großartige politische Ansicht, wie dieser schlimme Handel je eher je lieber aus der Welt zu bringen sey, gern laut gepriesen und euren Rath befolgt, wenn sie in den Jahren 1820, die wir schreiben, noch gedurft hätten. Daß sie es nicht mehr dürfen, ist zugleich die Freude und die Gefahr bei der Sache: die Freude, welche den geschändeten Christen Befreiung und Erlösung verheißt; die Gefahr, daß mit kleinlicher Politik der schon sehr verworrene Knote immer unauflöslicher werden muß. Der fette Hund und der magere Wolf der Fabel sind den Völkern durch die letzten Jahrzehende zu viel erklärt; Freiheit und Persönlichkeit sind in der Meinung unschätzbare Güter geworden. So veredelt und vermenschlicht ist gottlob das Menschengeschlecht, daß niemand in Län-

dern mehr Glückseligkeit träumt — und würde der glücklich gepriesene Sklave mit Silber und Gold und mit allen Genüssen des Wohlseyns gelegentlich überschüttet — wo die gräulichste Willkür nicht blos beliebig die Köpfe faßt und abschneidet, sondern auch Frauen und Jungfrauen, Jünglinge und Knaben zur Schändung ausliest und wegrafft. Vor solchen Gräueln erschrickt das gegenwärtige Europa anders als das von 1740 und 1770. Denn mag das jüngstverflossene Jahrhundert in seinem zu geschwinden und zu blutigen Laufe manches Gute und Schöne mit weggespielt haben, es hat doch fast in allen christlichen Ländern diejenigen Verhältnisse gelöst oder zerbrochen, wodurch der Grausamkeit und Wollust gegen die Kleinen im Volke mehr Frevel erlaubt war. Also ist das allgemeine Gefühl, ja der Zorn für die Leiden gewachsen, die der Persönlichkeit der Menschen zugefügt werden. Die Ehre ist gemeiner geworden, und daß irgend ein einzelner Stand allein noch auf Ehre! rufen wollte, würden den Menschen nicht mehr blos lächerlich erscheinen.

Doch wir wollen von diesen einzelnen Urtheilen und Ansichten, von diesen Vorklängen dem Gegenstande näher rücken und ihn in seinen einzelnen Theilen, in den einzelnen Beziehungen, die er hat, und

in den einzelnen Fragen, die er veranlaßt, etwas genauer und breiter betrachten; wir wollen sehen, was nach allem Ungewissen und Unbestimmten, woran der Augenblick noch krankt, mit der größten Wahrscheinlichkeit zuletzt das Gewisse werden muß. Woraus sich dann noch ergeben muß, was bei der Lage der Dinge von den Verständigen und Gescheidten gethan werden müßte.

Es hat bei Navarin gedonnert, an der alten Insel Sphakteria blutigen Andenkens; die Gesandten der drei Donnerer sind aus Konstantinopel abgereist; der Großtürk gebärdet sich stolz, will von keiner Vermittelung zur Befriedigung und Befreiung des unglücklichen Griechenlands hören, und scheint eitel Wuth und Krieg zu schnauben. So sieht es äußerlich aus. Indessen meinen Viele, dieß sey nur ein gewöhnliches politisches Spielwerk; glücklich hemme der Winter den Krieg, welchen eigentlich keiner der Donnerer ernstlich wolle; dieser Winter werde auch die Gluth des Sultans allmälig abkühlen, er werde sich besinnen, und verständig wählen, was er wählen müsse, den Frieden. Die Mächte, um einen gefährlichen Weltbrand zu verhüten, werden das Mögliche thun, d. h. dem Türken das Mögliche nachgeben; das kleinste Griechenland, nämlich Morea mit dem

Küstenstriche, etwa um Athen und Salona nebst einigen Inseln, werde aus den Unterhandlungen hervorgehen und zugleich unter allgemeinen europäischen christlichen Schutz und unter türkische Zinsbarkeit gestellt werden. So werde man diesen gefährlichen Zankapfel aus der Welt schaffen.

Das sieht leicht genug aus, aber so leicht glauben viele Andere es nicht, und am wenigsten scheint es diejenige Macht so zu glauben, an deren Gränzen die Flamme sich heftiger zu entzünden droht, nämlich Östreich. Wie alles in dieser blutigen Tragödie aus Noth geworden ist, der Aufstand der Hellenen, das Bündniß der drei Mächte, selbst die Schlacht von Navarin, so fürchten auch Mehrere noch eine weitere Art Verhängniß darin, das vielleicht seinen vierten und fünften Akt durchspielen wolle. Sie sagen, Sultan Mahmud ist ein Mann voll Kraft und Stolz, er hat Verstand und Karakter, vielleicht hat er die Ansicht zu der seinigen gemacht, die man ihm so viel vorgehalten hat, daß der Bund der Dreie bei dem ersten tüchtigen Schwerdthieb, den er haue, zerreißen werde. Denn die Noth hat allerdings diesen Bund gemacht. Kaiser Nicolaus fühlte sich durch Gott und durch die Neigung und Stimmung seines Volks zu der schönen Rolle berufen, seinen Glaubensgenossen

gegen die türkische Wuth beizustehen. England merkte den Entschluß des neuen Herrschers von Rußland und bot ihm scheinbar einstimmig die Hand, damit seine Hand nicht zu geschwind und zu heftig zuführe; bald gesellte es sich Frankreich für diesen Zweck bei. Sie fürchten Rußland, sie wollten den Krieg verhüten; welchem ihnen der Sultan nicht gewachsen däucht; sie hofften, dieser werde sich durch Schrecken bändigen lassen, und so werde es wieder still werden in Europa. Aber der Sultan mag auch wohl seine heimlichen Gedanken bei sich bebrüten und zu ihm selbst sprechen: „unnatürlich sind die Drei verbunden, „sie scheinen nur verbunden gegen dich; erstlich werden Frankreich und England nimmer gute Freunde; „zweitens sind beide auf Rußland eifersüchtig und „jeder Erweiterung dieser kolossalen Macht neidisch; „und drittens ist auch noch Östreich da, welches hier „ein großes Wort mitsprechen kann und diesen Nachbar nicht gern weiter an die Donau oder gar über „die Donau vorschreiten läßt.“ Der Sultan kann auch, weil er ein Mann zu seyn scheint und den weichlichen und wollüstigen Staub des Serails, womit Verschnittene und Weiber seine Jugend eingepudert haben, abzuschütteln versteht, kriegslustig seyn, er kann den Helden in sich fühlen, welchem Sieg oder

Tod gleich däucht, er kann es für das Nöthigste halten, seine Türken einmal in großer Gefahr zu versuchen, ob er sie vielleicht auch zu größeren Dingen begeistern mögte. Widersteht er den russischen Heeren, die zu Lande allein mächtig gegen ihn andrängen können, so hat er sein Spiel auf alle Weise gewonnen; wird er besiegt und sollte seinem Reiche und selbst seiner Hauptstadt Gefahr von ihnen drohen, so werden die Engländer und Franzosen, die jetzt mit Rußland verbunden scheinen, die ersten seyn gegen so gefährliche Freunde zu seiner Rettung herbeizueilen. Kurz im schlimmsten Falle wird ihm nicht viel Schlimmeres begegnen als was man ihm jetzt im zahmen und schimpflichen Frieden zumuthet, daß er einen Theil Griechenlands und der griechischen Inseln verliert.

Wie? wenn der Sultan so zu ihm selber spricht, weil viele es ihm lange so vorgesprochen haben? wenn er sich einbildet — was noch manche Unkundige sich einbilden — er werde vielleicht eine neue Begeisterung in seinem Volke anblasen, Hunderttausende unter seine Fahnen sammeln, und die Russen nicht blos von dem Übergange über den Balkan abwehren, sondern sie auch wohl über die Donau zurückjagen können? Dann haben wir den wirklichen Krieg.

Aber der Sultan könnte sich doch verzählt und vermessen haben. Man fragt billig, mit welchen Hülfsmitteln und Heeren will er diesen Krieg jetzt bestehen? und was wird wahrscheinlich der Ausgang desselben seyn, wenn er seine Glückswürfel versuchen will?

England täuscht sich wohl nicht über diese Fragen — sonst hätte es sich dem Kaiser von Rußland wohl nicht als ein so williger Bundsgenoß angedrängt — auch Östreich wohl nicht, noch irgend einer der kundigen Zeitgenossen. Weder ist die Türkei jetzt im Jahre 1828, was sie im Jahre 1780, ja was sie im Jahre 1810 noch war, noch ist Rußland das Rußland von 1780 und 1810. Durch Laster und Schanden aufgelöst, fremd jeder Wissenschaft und Kunst, feindselig jeder Vermenschlichung und Veredlung, verabscheut ja verflucht von allen Freien und Guten, und schon mit dem halben Bewußtseyn, daß sie diesen Abscheu und Fluch verdient, weicht die Macht der Osmanischen Pforte mit dreifacher Geschwindigkeit um so viel zurück, als das christliche Europa vorschreitet. Wir haben die Belege dazu in allen äußeren Erscheinungen, wir haben sie in den merkwürdigsten und lehrreichsten Beschreibungen und Berichten, die wir vorzüglich den Engländern verdanken, welche seit

der Besetzung Ägyptens durch die Franzosen bis in die letzten Jahre die türkischen und persischen Länder nach allen Seiten hin und in allen Beziehungen für sich und für uns erkundet haben. Da lernt man das ganze Verderben, die heillose Schwäche recht übersehen, die Auflösung, die sich nimmer wieder verbinden, den faulen Moder, in den kein frischer Geist wieder Leben hauchen wird. Möglicher Weise könnte Mahmud, wenn er der Mann ist, der er Manchen däucht, eine augenblickliche Flamme unter seinen Muselmännern wecken, er könnte sogar Hunderttausende, die sich so oft ohne Sieg geschaart haben, versammeln. Aber wie lange wird die Flamme brennen, wenn sie überhaupt mehr kann als lodern? wie lange werden die Hunderttausende bei den Fahnen aushalten? Wo ist die Übung, die Geschicklichkeit, die Kräfte und die Mittel Rußlands Heeren gegenüber? Denn Rußland hat in den letzten fünfzehn Jahren große Hülfsmittel aus ihm selbst entwickeln gelernt und seine fürchterliche Heeresmacht, welche alles Türkische zerschmettern wird, mehr denn verdoppelt. Die engen Hosen und die französischen Paradeschritte, die man ihm beigelegt hat, machen den türkischen Krieger mit dem europäischen, zumal mit dem gewaltigen russischen, noch nicht al pari auftreten. Es gehören andere

Proben dazu und ein Geist, der über die Muselmänner für immer dahingeweht scheint.

Freilich schwer ist vom Dnester und Don her der Aufmarsch gegen den Balkan, vollends der Durchbruch durch denselben; aber, gesetzt die Russen wollten so große Kräfte gar nicht anwenden, die beiden Fürstenthümer werden sie ohne Schwerdtschlag besetzen, die Donaufestungen mit dem schönsten Theile Bulgariens endlich doch gewinnen. Ich frage, wann sie dort einmal fest sitzen, wer will sie wieder herausschaffen? Und wie, wenn sie ihre gegenwärtige Stellung in Asien benutzen, — sie stehen schon an den Höhen des Ararats, unfern den Schluchten, woraus der Eufrat und Araxes nach den verschiedensten Weltgegenden hinbrausen — wenn sie noch 50,000 Mann nach dem eroberten Aderbeitzan senden? werden sie die türkischen Herzen dort viel muthiger finden als die persischen? werden sie Erzerums und Trapezunts Thüren und Mauren besser verwährt finden als Erivans und Tabrizens? Diese gewonnen senken sie sich in die reichen und fruchtbaren Ebenen der alten Reiche von Pontus und Paphlagonien hinab, wo sie blühende Fluren und fleißige aber unkriegerische Völker finden: Reiterschaaren mögten ihnen hin und wieder tapfer entgegensprengen, aber was wollen die gegen rußisches

Fußvolk? Von Tokat und Amasia sind 60 oder 70 deutsche Meilen bis zum Bosporus, freilich zum Theil durch böse Bergstraßen; aber wo sind die Krieger, die einem russischen Heere hier jetzt den Weg sperren könnten? So konnte, wie das gemeine Sprichwort sagt, der Kater zugleich am Kopf und am Schwanz gefaßt und gezwickt werden.

Wenn also der Sultan nicht bald unterzeichnet, wie er soll, so wird, ja muß Rußland nach seiner ganzen Stellung zu den Griechen und zu diesem großen Handel losbrechen, wie gern die beiden Seemächte die Sache auch verlarven und hinzaudern mögten. Da der Sultan dann nichts Mittelmäßiges meinen kann, so wird dem Kaiser Nicolaus die Arbeit im Kleinen nicht länger geziemen, er wird den Krieg mit kräftigem Ernst anfassen und mit einigen Hunderttausenden über die Donau ziehen. Das Übrige ergiebt sich von selbst.

Aber wie? fragt man mich: du scheinst mir mit den Russen doch zu leicht über die Donau und gegen die Berge hinauf zu springen. Du scheinst mit den schwierigen und verwickelten Umständen, woran es an seinem Theile auch gebunden und umschlungen ist gar zu wenig Umstände zu machen. Wenn Rußland so rasch und fürchterlich auftritt, wenn es so der

Mäßigung vergißt, die es bei der Abschließung des Bündnisses gelobt hat, wenn es wieder, ja wenn es immer erobern will, so sind selbst Frankreich und England da, die es seines Versprechens so erinnern werden, daß es mit allen seinen Schaaren stutzen wird, Östreich ist da, das nicht ruhig zusehen wird, daß sich der russische Riese jenseits der Donau lagern und er nicht seinen gewaltigen Armen in immer weiterem Bogen umfasse. Diese Stärken werden die Russen wohl hemmen können.

Wir sehen oder vielmehr wir hören einmal, wie es in solchem Falle stehen wird und wer auf der besten Stelle stehen wird.

Wie Rußland mit den beiden großen Seemächten Europas in den Dreibund verflochten worden, ist oben mehrmals angedeutet. Bei der Abschließung dieses Bundes ward vorausgesetzt, daß der Großtürk sich vor den Schrecken desselben sogleich beugen und die vorgelegten Bedingungen eingehen würde. Man hoffte mit geringer Anstrengung ein Griechenlandchen zu machen und den Frieden zu stiften. Da aber der Türke auch auf Legitimität pocht — il diavolo galant nomo — und Krieg zu wollen scheint, so muß derjenige, welcher die nächste Macht und Gelegenheit hat, ihn zum Frieden zwingen. Diese Rolle

fällt Rußland zu, aber auch die ungeheuren Kosten, ein solches Heer wie das von uns erwähnte zu rüsten und zu erhalten. Kaum darf ein Kaiser von Rußland einen Krieg führen, worin er nicht Länder gewinnt: so hat das Glück die Russen verwöhnt. Der uneigennützige Sieger — und Sieger bis an den Hämus werden die Russen auf jeden Fall — wird am Schlusse fragen: wer bezahlt die Kosten (vielleicht 100 bis 150 Millionen Thaler)? Die Türken werden das nicht können, auch England und Frankreich würden es ablehnen. Also bleibt das eroberte Land, am glimpflichsten unter diesem Titel, in den Händen der Russen. Wer will es ihnen wieder entwinden?

Man kann mir einwenden: wenn Rußland sich in diese Stellung setzt oder gesetzt hat, wenn es Miene macht seine Eroberungen behalten zu wollen, so wird bei solcher Gefahr, die das Gleichgewicht so fürchterlich bedroht, ganz Europa aufstehen und sich gegen das Vordringende verbinden; der Löwe wird dann grollend seinen Raub fahren lassen müssen. Ich antworte: nein, Europa steht dieses Mal deswegen nicht auf. Es ist weder in der Lage noch in der Neigung dies zu thun. Dem Nordwesten unsers Welttheils ist es ganz gleichgültig, ob Rußland hundert oder hundertfünfzig Meilen weiter gegen Süden an dem

schwarzen oder kaspischen Meere hinabdringt; er spricht mit einem Gefühle behaglicher Sicherheit. Weit davon ist gut für'n Schuß; je weiter Rußland sich dahin mit seiner Stärke ausdehnt, desto mehr wird es allmälig an Druck auf uns verlieren, auf keinen Fall gegen uns dadurch mächtiger werden, wahrscheinlich aber uns auf einige Menschenalter vergessen; kommt Zeit, kommt Rath. England und Frankreich zwar ist es nicht gleichgültig. Diese aber können nur hindern, daß die Russen nicht nach Konstantinopel kommen, daß sie sich nicht bis in Macedonien und Albanien hinein ausdehnen; die Eroberung der oben genannten Landschaften können sie nicht lange aufhalten. Aber Östreich? darf dieses den gefährlichen Nachbar so weit vorlassen? muß es nicht das Schwerdt ziehen? wird es nicht das Schwerdt ziehen? und muß Rußland dann nicht von allen Eroberungsplanen ablassen und dem Sultan endlich einen billigen Frieden zugestehen? Auch hierüber ein paar Worte.

Erstlich fürchtet Östreich in dieser griechischen Sache gleichsam etwas Dunkles und Gefährliches, das ihm darin zu lauschen scheint und das Viele in der Begeisterung für die unglücklichen Christen, die von Türken und Mohren vertilgt werden sollen, vielleicht übersehen haben; es fürchtet, dies sey der Anfang

ungeheurer Bewegungen und Veränderungen, könne es wenigstens gar leicht werden; hier könne die Drachensaat eines allgemeinen Kriegs ausgesäet werden, sey vielleicht schon ausgesäet, und es gehöre alle Wachsamkeit und Weisheit dazu, diesen Saamen im Keime zu ersticken. Östreich scheint ein Gefühl, ja ein Bewußtseyn zu haben, wie dumpf und hohl die Leere der Pforte erklingen werde, wenn mit dem Kriegshammer ernstlich dran geschagen werde; daß dann der ganze tode Abgrund erscheinen, daß sich gleichsam ein tiefer und leerer Raum öffnen werde, worin alle wilden Kräfte der Zeit sich jubelnd stürzen und im wüthenden ungebändigten Strudel über die Reiche und Länder hinbrausen werden. Die Entfernten freuen sich oft der gräulich scheuen Nachtheile eines unbekannten Feuers; derjenige, an dessen Hause es brennt, hat dabei andere Gefühle. Aber Östreich sieht auch noch aus andern Rücksichten einen Krieg an und in den Gränzen der Ungläubigen auf das allerungernste. Es hat immer noch zu heilen an den Wunden und Schäden, die ein schwerer fünfundzwanzigjähriger Kampf ihm geschlagen hat; es ist für Krieg nicht gerüstet, und fürchet auf den glücklichsten Fall einen vergeblichen Krieg, weil es nichts will als ruhige Behauptung des Besitzes. Was aber Östreich mit

Recht am meisten fürchtet, ist das Wilde und Unbändige, womit die Zeit ihm immer noch trächtig zu seyn scheint: das Revolutionäre. Darüber hat es sich mehrmals von der ganzen Welt unumwunden ausgesprochen, namentlich noch vor wenigen Wochen, als es die Note bekannt machte, die es den 12. Merz 1827 wegen der griechischen Sache an den Divan eingereicht hat. Östreich wünscht Ruhe, seine Gegner sagen Einschläferung, der Völker, weil es ein paar Lasten auf den Arm hat, worin Unruhe genug zu brüten scheint: die Italiener und die Polen; darum bewacht es so eifrig den Friedensstand; es zittert selbst vor Erfolgen und Entwicklungen, die ihm Glück und Erweiterung der Grängen verheißen könnten, wenn diese hoffnungsvolle Ärndte sich nicht im Stillen einsammeln läßt. Und der Unbefangene kann nicht läugnen, daß in diesen östlichen Händeln Europas im Fall eines Kriegs ein so hohes Schauspiel gespielt werden könnte, daß alle mächtigsten und gefährlichsten Leidenschaften dabei in eine entzündliche Bewegung gesetzt werden könnten. Östreich hat die Theilnahme der Zeitgenossen an der griechischen Sache — o wie eine ganz andere als die vor einem halben Jahrhundert, in den 1770ger Jahren! — von Anfang an richtig und scharf ins Auge gefaßt, eine so lebendige

Theilnahme, daß sie zuletzt eine Theilnahme der Kabinette hat werden müssen. Welche Wildheit, so glaubt es, oder doch welche unberechenbare Gewalt könnte also aus ihr hervorbrechen, wenn die Flamme, die schon aufgegangen ist, zu einen wirklichen Kriegsfeuer erzogen würde!

Und außer mehreren Andern, was ich unerwähnt gelassen habe, beurtheilt Östreich Eines gewiß auch richtig, was in diesem Kriege als der mächtigste und begeistertste Bundsgenoß und Mitstreiter für Rußland ins Feld rücken würde, was es in diesem Feldzuge gegen die Türken in eine viel günstigere Lage setzen würde, als in allen früheren: wie weit, ja wie gefährlich weit es auch von Sieg zu Sieg fortschreiten mögte, es würde den Menschen kaum für die eigenen Vortheile, es würde ihnen nur für die gequälte Christenheit zu streiten scheinen. Solche glückliche Stellung hat es vorher noch nie gehabt. Ich muß hier zurückkommen auf Einiges, was ich oben mehrmals berührt habe: Europa ist in dem letzten halben Jahrhundert reifer geworden für eine höhere und menschlichere Theilnahme an der gesammten Christenheit und an dem Menschengeschlechte überhaupt, es ist außerordentlich verfeinert in den Gefühlen für persönliche Freiheit und Menschenwürde. Wären die

Griechen gleich im Anfange ihres Aufstandes unterdrückt — mehr als einer hätte wohl nicht übel Lust dazu gehabt — ein tiefes Weh der Menschlichkeit würde das schauernde Europa aufgestönt haben, aber dieser Jammer und diese Schande wären unter dem andern Jammer und Elend der Zeit mitverklungen. Aber man hat das Leid und die Lust und die Theilnahme an diesem Leide sechs Jahre erwachsen lassen; sie sind größer geworden durch die starre Fühllosigkeit, womit christliche Regierungen die Griechen von den Säbeln der Mohren abmähen sahen. Dadurch ist auch ein Haß, ja ein Abscheu gegen die muhamedanische Gräulichkeit groß gezogen, wie sie früher nimmer gewesen sind. Ein solches Zeichen der Zeit gewährt den Meisten natürlich Freude, Einigen Grauen; es ist, als deute es auf den türkischen Untergang, als läute die osmanische Todesglocke in Europa. Das ist aber gewiß, jede andere Rücksicht wird über diesem Gefühle vergessen werden; die Macht, welche die Türken zum tüchtigsten schlägt und besiegt, mag von Jassy bis Janina und von Kilia nova bis Athen marschiren, die Europäer werden jauchzen, als siege in ihr nichts als die Christlichkeit und Bildung über das Heidenthum und die Barbarei. Alles wird in diesem Einen ungeheuren

Gefühle verschlungen werden, mag selbst das sogenannte europäische Gleichgewicht durch die gewaltige Schwere des siegreichen Schwerdtes vom Kopf bis zu den Füßen wackeln, mögen die meisten und sichersten Verhältnisse auseinander zu gehen drohen, das zu gewahren und zu bedenken wird man keine Ruhe haben. So könnte dieser Krieg durch eine Art Kreuzzugsbegeisterung eingeleitet werden und eben so außerordentliche Bewegungen und Veränderungen zur Folge haben. Wer unter solchen Vorgefühlen einen Krieg beginnt, wer den Sinn und die Meinung, ja die Freude und Liebe des besseren und christlicheren Theils aller Zeitgenossen so für sich hat, der hat, wie die Geschichte zeigt, ein gewaltiges omen des Siegs für sich.

Es ist nicht die Zeit, wie sie war, als Prinz Eugenius und Peter der Erste, als Münnich, ja als Katharina und Joseph gegen den Großtürken das Schwerdt zogen. Damals durften selbst christliche Fürsten sich ungestraft, ja oft mit dem Beifall der meisten Zeitgenossen mit der Pforte verbinden. Man fühlte, es galt nur Meere und Länder, nicht die Menschheit oder die Christenheit. Schon viel anders war die Ansicht und Stimmung der Menschen, als Napoleon mit seinen 40,000 Auserlesensten in Ägypten

landete. Viele der Mitlebenden, auch die von keinem Franzosenschwindel befallen waren, hofften von jenem Unternehmen Befestigung und Erweiterung europäischer Herrschaft und Wissenschaft in den in der Vorzeit merkwürdigsten Gegenden der Erde, und nicht ohne Begeisterte Wünsche und Gelübde folgten ihm Millionen Blicke dahin. Doch erregte es noch keinen Abscheu, ja fast nur Verwendung über die seltsame Umkehrung aller Verhältnisse, als in jenen denkwürdigen Jahren Türken als Bundsgenossen der Christen in Italien landeten und Ankona belagern halfen: denn es hatte doch Viele ein Grauen ergriffen vor den Franzosen, die alles umzukehren drohten und nichts wieder aufzubauen wußten. Aber gesetzt, Napoleon hätte sein Zeitalter besser verstanden, er hätte so verstanden Völker zu beherrschen und Länder einzurichten, als er Schlachten einzuleiten und zu gewinnen verstand, gesetzt er hätte sein Glück so befestigt, daß er sich endlich mit einem Heer über den Skardus und Hämus hätte aufmachen oder längs der illyrischen Küste in die Ebenen Macedoniens und Thessaliens links hätte abfließen und die Worte Griechenland und Christenheit ertönen lassen können — wahrlich selbst aus dem Hasse der Völker wäre ihm Gunst zugeklungen und er hätte endlich einen menschlichen oder

gar heiligen Krieg zu führen geschienen. So verwandeln sich die Zeitalter und ihre Gefühle.

So sage ich denn, wie ich glaube, daß auch dieses, wie es nun in diesen Tagen lebendig geworden ist, von Östreich wahrscheinlich richtig erwogen und beurtheilt werde. Die Welt mit ihren Gefühlen selbst aus allem Gleichgewichte und für das Eine, für die Rettung und Erweiterung Griechenlands und der Christenheit, nur begeistert hört nicht mehr auf Fragen und Klagen über schwankendes oder gar über aufgehobenes Gleichgewicht der Stärke und Macht unter den europäischen Staaten; es segnet kein Schwerdt ein, das für diesen kalten Titel gezogen wird. Dahin ist es gekommen, daß es fast ein Wagniß scheint, sich den Freund der ottomannischen Pforte zu nennen; wer wollte aber offener Bundsgenoß heißen und gleichsam unter den Heidenfahnen gegen das Christenpanier auszuziehen scheinen? Östreich weiß also, was in diesem Kriege nicht blos in den Wünschen, sondern in der Meinung der Menschen für Rußland auf das feurigste mitstreiten würde. Es sage aber keiner, daß diese nicht in allen Zeiten bedeutende Bundsgenossen seyen; in einer Zeit wie die unsrige sind sie sehr bedeutend.

Wie sie dies sind, haben uns England und Frank-

reich offenbart. Sie haben wider Willen Rußlands Verbündete in dieser Sache werden müssen, weil sie seine Gegner darin nicht länger seyn durften. Castlereays Federmesser ist wohl auch mit der Türken und Griechen wegen ihm in die Kehle gefahren, und der gescheidte Canning hat lange zaudernd erst unterzeichnet, als der russische Zorn sich nicht länger hemmen ließ. Wird er sich hemmen lassen, wenn man nach Navarin wieder zu zaudern beginnt, und erschrickt, daß die heidnische Flotte von 80 Kriegsschiffen sich in vier Stunden von 30 christlichen vernichten ließ? So ist es: der christliche Russe trauert und zürnet über den Jammer der Glaubensgenossen; der stolze Russe knirscht, daß Fremde meinen, ihn irgendwo hemmen zu können; das Heer wünscht Krieg und glaubt an Sieg und Eroberung. Solche Stimmung neben den Unruhen, welche den Regierungsantritt des Kaisers blutig gemacht haben, könnten auch ihn kriegslustiger machen, als er von Natur seyn mag.

Und nun komme ich auf das, was schon Viele jetzt sagen und auch vor der Freude von Navarin gesagt haben: Wenn die Russen weiter wollen, als man ihnen das Ziel im verflossenen Sommer gestellt hat, so werden England und Frankreich mit ihren Flotten allenfalls für die Türken aufsegeln und den

Kaiser Nicolaus zur Mäßigung zwingen. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß, wie mächtig sie auch im Westen sind, sie in diesem Osten doch keinem siegreichen Heere wehren können, alles türkische Land bis an den Balkan zu erobern und zu behaupten. Auch haben sie schon lange so ein unheimliches Gefühl gehabt, sie werden jedes Jahr mehr dadurch betroffen, daß fast die letzte Ehre einbüßen muß, wer in dieser Lage der Dinge als Bundsgenoß und Helfer des Sultans auftritt, daß er von der Stimme der ganzen Christenheit verflucht wird. Und wie vollends wenn sie aus dem gegenwärtigen Bunde sich losreißen, von den Russen abfallen und den Türken zufallen mußten? O es täusche sich keiner, daß er blos ein zartes menschliches und christliches Gewissen ist — woher wäre ihnen das so plötzlich gekommen? was sie selbst in den Augen der Kurzsichtigsten jetzt so beklommen erscheinen läßt — nein, diese Beklommenheit ist das mahnende Gewissen der Welt, das gesprochene Urtheil der Zeitgenossen in dieser ungeheuren Sache, welche endlich über die entsetzliche türkische Gräulichkeit und über so viel seit Jahrhunderten frevelhaft vergeudetes Glück und unschuldig vergossenes Blut ihr Wehe! Wehe! rufen. Davor erschrecken und erbleichen sie.

Das unheimliche Gefühl einer solchen Noth ist offenbar in ihnen und verräth sich in zu vielen Zeichen, daß ich aller andern Gedanken und Nachgedanken schweige, die ihnen bei dem verwickelten und völlig unbestimmten Übel, das sie heilen sollen und das der störrische Türke nicht mit linden Mitteln heilen lassen will, wohl aufsteigen müssen, Gedanken und Nachgedanken über und gegen einander selbst, gegen Rußland, die Griechen, und die andern Mächte, und wohin die verschiedenen Kräfte und Richtungen, Wünsche und Vortheile der Völker und Staaten endlich führen und verführen können; so daß, wie es in den menschlichen Dingen gewöhnlich zu geschehen pflegt, von dem, wofür und womit man begann, zuletzt kaum ein dünnes Schattenbild mehr übrig bleibe.

Es kann mir jemand einwerfen, und dem Scheine nach nicht ohne Grund, daß ich die Dinge und Verhältnisse und die aus ihnen möglichen Entwickelungen und Folgen, eben weil sie selbst noch so unbestimmt und dunkel in ihrem Knäuel zusammengerollt liegen, aus einem trüben politischen Halblichte und aus der nebelnden Schimmerung eines zu fernen oder zu hohen Standpunktes, worauf ich mich hinauf gewunden habe, betrachte und erwäge: „Ich habe den Teufel

„zu hell auf die Wand gemalt und mir Gefahren „erdichtet und künstliche Berge aufgethürmt, worüber „ich nun nicht ohne Halsbrechen kommen könne. „Das Ding werde sich bei der türkischen Schwäche „zuletzt ganz gewöhnlich zurecht machen und ohne „daß die halbe Welt dadurch in Verwirrung und „Brand gesetzt werde. Denn eins von beiden werde „erfolgen: Entweder gebe die Halsstarrigkeit des „Großtürken nach und das bischen Griechenland des „Dreibundes werde fertig gemacht, oder auch, Ruß„land müsse mit dem Schwerdt drein schlagen und „über die Donau marschiren. In dem letzten Falle „werde es freilich nichts Leichtes seyn, die Russen „ohne Eroberung oder Entschädigung wieder über „den Pruth zurückzubringen. Aber nur desto besser. „Je mehr Appetit sie dann haben, desto mehr werde „das christliche Europa seine Wünsche in Erfüllung „gehen sehen: das türkische Reich in Europa werde „bei dieser Gelegenheit wenigstens gehälftet werden, „wenn man sich auch über die gänzliche Vernichtung „desselben noch nicht verständigen könne. Dann, „wann Rußland erst seinen Appetit zeige und sich „merken lasse, daß es nicht umsonst das vierte oder „fünfte Mal bis an den Balkan gekommen seyn „wolle, werde auch in Östreich der gleiche Trieb

„sich allmälig regen: es werde von den schönen tür„kischen Donaulanden seinen Theil nehmen müssen, „damit ihn Andere nicht nehmen; auch England und „Frankreich werden sich das Ihrige dann schon aus„lesen und sich auf die Weise für die Kriegskosten „bezahlt machen und für künftige Erwerbe und Er„folge sichern Stellungen besetzen; Griechenland werde „bei dieser Wendung zur Freude der Welt nicht zu „kurz kommen, man werde es sich auch mehr erweitern „lassen, indem man selbst seine Gedanken und Ent„würfe erweitern."

Auf folgende Weise mögte etwa dieser Einwender die verschiedenen Mächte mit dem politisch-anatomischen Messer arbeiten und in den türkischen Leichnam hineinschneiden lassen:

Rußland nähme die beiden Fürstenthümer (die Moldau und Wallachei) und den größten Theil Bulgariens. — Östreich erhielte das westliche Bulgarien von dem Einflusse der Aluta in die Donau oder von Nikopolis oder dem Flusse Isker an beinahe in gerader Linie auf den Balken hinunter; ferner nähme es alles türkische Land, was von hier ab gegen den Westen zwischen dem Balkan und den skardischen Bergen und von der Donau und Sau eingeschlossen liegt: Servien, Bosnien, das türkische Kroatien und Dal-

matien. — Die Griechen zögen ihre Nordgränze von der Nordspitze Korfus, oder zu Lande von dem Schlosse Aorno aus über den Pindus und senken sich von da in etwas schräger Linie gegen den Ausfluß des Peneus, so daß Janina und die Höhen des Pindus ihre Festungen würden; auch nähmen sie im Osten alle Inseln im Meer, die dieser Linie südlich liegen; Kreta schlösse die Gruppe gleichsam zu. — Die Engländer und Franzosen hätten die trefflichen Häfen und Festen Kariens, Ciliciens und Syriens und die Insel Cypern zur beliebigen Theilung vor sich liegen; bei dem güldnen Zankapfel Ägyptens würden sie sich wohl gebärden, als ob sie ihn beide nicht sähen. — Also das Facit würde seyn, daß der Großtürk auf seinem europäischen Festlande etwas über die gute Hälfte nebst fast allen Inseln verlöre und daß die beiden mächtigsten Seestaaten sich in die Zukunft belaurender Stellung an seiner asiatischen Küste festgelagert hätten.

Ich erwiedere meinem politischen Zuschneider hierauf, daß dies auf dem Papiere und der Landkarte leicht genug aussieht; ich gestehe ihm auch gern zu, daß eine solche Entscheidung oder Zertheilung und Vertheilung der genannten vier Mächte, wenn sie sie auf jene Weise wollten, gar nichts Schweres seyn würde; aber ich wende zuletzt die einzige Kleinigkeit

ein, daß sie vermöge ihrer Lage und Stellung zu dem türkischen Reiche und zu einander und vermöge ihrer eigenthümlichen Verhältnisse und Vortheile gar nicht so wollen können. Denn wenn sie für die Verkleinerung oder Vernichtung der Pforte jemals gemeinsam so gewolt hätten oder jetzt so wollten, so würde Europa von dem Sultan Stambuls wohl bald nur kaum noch aus der Mitte Kleinasiens etwas vernehmen. Aber — aber — hiebei sind gar mancherlei Aber, und diese dürfen wir bei der Betrachtung der türkisch-griechischen Sache nicht aus der Acht lassen.

Zuerst was bei dieser Voraussetzung Rußland betrifft, so würde es den Theil, der ihm zugedacht war, wohl ohne Bedenken und Gewissensunruhe nehmen und behalten und den drei Andern das Ihrige für den Augenblick auch nicht mißgönnen. In Rußland lebt nun über ein Jahrhundert, d. h. von Peter dem Ersten an, eine kriegerische und sich immer weiter ausbreitende Beweglichkeit, welcher bis diese Stunde noch nie eingefallen ist, daß man sich in der Herrschaft vielleicht auch zu weit verlaufen und durch die zu große Ausbreitung und Erweiterung selbst dünner und schwächer werden könne. Jeder neue Erwerb wird ihm bald gleichsam das Angeld auf neuere und so dringt es kriegslustig und lebenslustig

und zugleich siegsglücklich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit nach allen Seiten weiter vor; der Süden an seinen Gränzen scheint ihm aber bei seiner Erstarrung und Hülflosigkeit recht eigentlich zur Beute hingeworfen zu seyn.

Mit Östreich dagegen verhält sich alles ganz anders. Dieses wünscht nichts als seinen ruhigen Besitzstand, es wünscht die Stätigkeit aller Verhältnisse, es wünscht selbst die Ruhe zu bleiben und wenn ihm Gewinn gezeigt wird, diesen ohne Getümmel in der Stille zu ergreifen. Jene herrlichen Landschaften, die wir ihm eben zugewiesen haben, wären ihm allerdings ein sehr wünschenswerther Erwerb, ja ein solcher, der seine Donaulande längs den Bergen, welche die Scheide der Ströme machen, in ihrem Süden erst recht ordentlich begränzte; aber es kann nimmer wünschen, diese Lande auf die Bedingung zu gewinnen, daß es die Russen auf eine Länge von beinahe hundert deutschen Meilen nun auch noch zu seinen südöstlichen Nachbarn bekäme, zu um so gefährlicheren, da sie durch die Meeresküste, die an ihrer ganzen östlichen Gränze hinlaufen würde, in dem Falle irgend eines künftigen Zerwürfnisses der beiden Reiche für die Kriegsführung große Vortheile voraus haben würden. Dazu kommt

noch folgende Rücksicht: Die Christen, welche in diesen Östreich zugedachten Landschaften wohnen, sind alle des griechischen Bekenntnisses, sind durch die Sprache und durch dieses Bekenntniß mit Rußland nah verwandt, sind durch frühere Eindrücke, die gegenwärtig wohl Vorurtheile seyn mögen, Östreich nicht besonders geneigt, dessen Jesuiten sie zur Zeit Leopolds des Ersten gefühlt haben, und neigen sich in diesem Augenblick wahrscheinlich noch mehr zu Rußland. Auch hiedurch würde der Nachbar noch gefährlicher und die neue Vergrößerung mißlicher. Richtig rechnet man aber, daß in unserer geschwinden Zeit dasjenige kaum ein Gewinn zu nennen ist, dessen man sich in einem oder gar in zwei Menschenaltern erst recht versichern könnte. Denn daß Östreich durch eine gerechte und milde Regierung und durch zarte Schonung der Religionsverhältnisse die Bewohner dieser Länder in 30 oder 50 Jahren nicht sehr für sich gewinnen, ja zu den Seinigen machen könnte, wer wollte das bezweifeln?

Endlich kann Östreich mit einer Politik, die in die Ferne schaut und bedenkt, daß auch künftig Jahrhunderte seyn werden, ganz verständig bei sich sprechen: mein erstes Ziel und meine nächste Noth ist, daß sich Rußland nicht mächtig um mich lagere, daß es nicht

ganz in den Besitz der untern Donaulande komme, daß wir beide uns nicht irgendwo zusammentreffen, wo wir feindselig gegen einander stoßen können. Wenn Rußland in seiner beweglichen Unruhe nicht still seyn und warten kann, so muß ich der Zeit und Gelegenheit warten, und kann ihrer in diesen Gegenden warten. Rußland ist hier fern von seinem Mittelpunkt, es hat hieher keine nothwendige Richtung; nur die heillose Schwäche der Türkey lockt es hieher, so tief in Süden hinab. Auch mit eigener Aufopferung, nicht blos mit dem Schein, daß man den Uneigennützigen spiele, während man selbst gern mit zugriffe, muß man es von diesen Gränzen zurückhalten, bis die Gunst der Zeiten sich besser gestaltet. Andere Jahre können andere Verhältnisse und Ziehungen bringen. Rußland kann Stöße und Anstöße erhalten, die seine ganze Kraft anderswohin wenden und es vielleicht auf Jahrhunderte vergessen lassen, daß südlich vom Dnester noch schöne und fette Länder liegen. Wir aber wären die Thörichtesten, wenn wir nun so ungleich theilen und was, wenn wir leben, uns nicht wegläuft uns gleichsam als einen Gewinn zusprechen lassen wollten. Wir haben um die Donau unsern Mittelpunkt, die Centralkraft unsers Lebens: Wenn wir bleiben die wir sind, ja

wenn wir an Macht wachsen, wozu gute Hoffnung ist, wird sich dereinst die Gelegenheit bieten, diese Lande ungefährlicher zu den unsrigen zu fügen. Bis dahin mögen sie als ein Pfand in der Hand des Schwachen bleiben, wenn dadurch nur verhindert werden kann, daß der Starke neben uns nicht noch stärker werde.

So wird Östreich sprechen und nicht eher auch nur eine türkische Hütte anrühren, als bis es sieht, daß Rußland die Beute, worauf es hinblickt, in keiner Weise fahren lassen wird.

Und England gar und Frankreich? welche ungeheure Noth oder noch ungeheurere Verblendung mußte es seyn, daß diese in diesen Gegenden Theilungen veranstalten ließen oder gar selbst veranstalteten? daß sie sogar unter sich friedselig theilten und abtheilten? Zu solcher völligen Verrückung, ja Umkehrung wandeln die Völker und die Verhältnisse sich nicht plötzlich. Gesetzt, sie wären beide lüstern — eine Lüsternheit, die man bei jedem Volke unbedenklich voraussetzen darf — schöne Inseln und reiche Küsten und vor allen vortheilhafte Festen und Häfen zu besetzen, wodurch die künftigen Ereignisse und Umwälzungen um das Mittelmeer beherrscht oder geleitet werden könnten, nimmer würden diese beiden

sich gutwillig darüber einigen, zumal da das mächtigere, nämlich England, in den bereits gewonnenen Stellungen vor dem andern schon so sehr im Vortheil ist. England fürchtet Rußlands Übergewicht, den Druck, den es nach Süden hin beide auf die Türken und Perser üben kann: es weiß, daß durch Persien nach Indien gekommen werden kann. Dieses fürchterliche Gespenst erblickt es allenthalben, wohin immer Rußland nur irgend eine Bewegung mache. Nicht was Napoleon verkündigte und was seine übermüthigen Krieger windig in alle Winde ausbliesen, „daß sie aus Syrien und Ägypten den Weg nach „Indien suchten und ihn finden würden" hat England aufgeschreckt, sondern daß die Russen, die jetzt eine halbe Million gerüsteter Krieger haben — und was für Krieger! — immer unaufhaltsamer gegen Südosten hinstreben. Darum hat es in den letzten Jahrzehenden mit der größten Sorgfalt in dem türkischen und persischen Asien alle Berge, Pässe, Straßen, Städte und Festungen, die Art und Gesinnung der Menschen, die Zugänge und Hülfsmittel der Länder besuchen und erkundschaften lassen. England kann bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Rußlands Gewalt bis an den Balkan nicht hemmen; aber selbst wenn die Verwicklung der Dinge sich so löste, daß Rußland

bis dahin die Herrschaft gewönne und auch Östreich dann gezwungen seinen Antheil nähme, doch wird England nimmer mit Frankreich theilen: eher könnten sie sich bei der Gelegenheit entzweien. Großbritannien das kleinere und schlechtere Land in Vergleichung mit Frankreich, Großbritannien in einer viel ungünstigeren Lage zum Mittelmeer, woran Frankreichs Süden mit vortrefflichen Häfen gränzt, hat durch den lebendigeren und strebenderen Protestantismus nnd durch die menschlichere und freiere Verfassung Frankreich seit länger als einem Jahrhundert überholt; es hat in den letzten zwanzig Jahren bei einer 400 bis 500 Meilen weiteren Entfernung selbst in dem Mittelmeere den Vorsprung über dasselbe gewonnen. Schon hat es in Malta und Korfu zwei Hauptschlüssel der Herrschaft über dasselbe in Händen; es kann der Gelegenheit warten, sich mit einer Art Anstand auch den dritten und vierten zuzueignen; sollte die Noth drängen, wird es keinen Augenblick anstehen, sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen. Niemand aber bilde sich ein, daß es Frankreich auch nur einen Nebenschlüssel zu einem Hinterpförtchen in dieses Meer erlauben werde. Also ist auch an solche gleiche und billige Theilung in Inseln und Küsten unter diesen beiden, wie unser Anatom oben meinte, gar nicht zu denken. England

ist auch hier Frankreichs natürlicher Nebenbuhler wie Östreich Rußlands, und wird es bleiben. Auch würde Frankreich bei jeden tüchtigen Erwerb in der Levante durch die sehr viel größere Gunst der Lage gegen England sogleich in dreifachen Vortheil treten. Ein Grund mehr, daß England so nicht mit ihm theilen wird, ja daß es, so lange seine Flotten die Meere beherrschen, Frankreich hier irgend Wurzel zu schlagen mit guten Willen nimmer erlauben wird.

Dazu kommt noch, daß diese beiden Staaten zu Hause und in andern fremden Gegenden so viel zu thun, ja im eigentlichsten Sinn so viel Schweres auf dem Arm und auf dem Halse haben, daß sie froh sind, wenn hier keine außerordentliche Anstrengungen von ihnen verlangt werden; Inseln und Küsten aber zu besetzen und zu bewahren, bedarf es nicht blos Flotten, sondern auch Heere.

Wenn nun die Dinge ungefähr so liegen, wenn Östreich, England und Frankreich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht theilen können noch wollen, was haben den die unglücklichen Griechen zu erwarten? Leider das Kleinste und Wenigste. Jene drei Mächte spielen nur die Uneigennützigen und Unpartheiischen und den trotzigen Sultan für ihre Stellung oder vielmehr Dämpfung des Aufruhrs herunterzuschmeicheln,

Tigerrücken aber sollten mit eisernen Händen gestreichelt werden — auch spielt eine gewisse Knikrigkeit und Kleinlichkeit der Politik noch genug mit darein, welche kleine Gespenster fürchtet; die weit zurück im Hintergrunde künftiger Geschlechter und Verhängnisse liegen, während ihr grauet, das große Gespenst des Tages in seiner wahren Gestalt anzuschauen. Sie besorgen vielleicht, dieselben, welche dem Pascha von Ägypten blutigen Andenkens in ihren Häfen Flotten gebaut und ausgerüstet haben, die Griechen, wenn man ihnen nicht gleich in ihren Anfängen die Flügel kürze, ja die Keime künftiger Schwungfedern vertilge, könnten einmal eine Seemacht werden; und was der kleinlich feigen und habsüchtigen Rücksichten und Bedenklichkeiten mehr sind, da es die Lage der Welt, das Wohl Europas und das Wehegeschrei der Menschheit doch auf alle Weise fordern, daß hier statt des blutigen Moders und der alles verpestenden Fäulniß, vor deren gräulichem Tode ihnen selbst schaudert, doch irgend etwas Grünes und Lebendiges geschaffen werde. Und ferner erblicken sie auch noch vorzüglich jenes Gespenst, daß durch alte Gewohnheit und Gleichheit des Religionsbekenntnisses Rußland bei den Griechen möglicher Weise einen Einfluß bekommen könnte, der ihnen künftig einmal nachtheilig werden mögte:

Rußland, das zu einer Seemacht so wenig Anlage hat und mit den Engländern und Franzosen in diesen Meeren nur zu seinen Schaden zusammentreffen würde. Wahrlich alles sehr klein und eine fast lächerliche Sorge: denn dieses Künftig ist in weiter Ferne oder nirgends, andere viel größere und brennendere Schäden aber liegen vor den Füßen.

Die einzige Hoffnung für die Griechen ist hiebei noch, daß Kaiser Nicolaus das allseitige Zaudern und Hinundherschwanken des türkischen Großtiegers und seiner Gehülfen und auch das der eigenen Verbündeten vielleicht benutzt, seine Gedanken und Entwürfe desto mehr zu steifen und zu spannen; daß er, da man den Griechen das erste Kleine (dessen Kleinheit wir freilich nicht wissen, die wir aber nach allen Zeichen und Andeutungen, die man uns gegeben hat, vermuthen müssen) nicht einmal einräumen will und da der Menschen und Freiheit würdigende Sultan sich als den verletzten und angegriffenen Gerechten gebärdet und von Manchen als ein solcher voll Würde der Menschlichkeit, Mäßigung und Majestät dargestellt wird, beide im Bewußtseyn des christlichen Rechts und der russischen Macht ein zweites Größeres fordert, das gebührliche Maaß für die Griechen, wenn uns ihnen wirklich etwas Selbstständiges und Tüch-

tiges werden soll. Dieses gebührliche Maaß ist kein anderes als die Linie der griechischen Nordgränze über den Pindus bis zum Thal Tempe und der Umkreis von Inseln und Halbinseln, wie unser politischer Anatom sie oben aus der Türkei herausschnitt. Ich muß dieß mit dem Wenigsten auf das kürzeste erläutern.

Griechen und Halbgriechen wohnen freilich noch viele weit über jene Linie hinaus gegen Norden, hin und wieder in Albanien, viele in Macedonien und Rumeli, wenigere in den Fürstenthümern, in Bulgarien und den andern türkischen Donaulanden; aber von jener Normallinie, die wir als die wünschenswerthe künftige Gränze Griechenlands denken, wohnen jene Menschen zusammengedrängter, welche man das jetzige griechische Volk nennen muß. Außer einzelnen Abkömmlingen von Wlachen (meistens fleißige und rüstige Hirten und Bauern in den Gebirgen und Schlüchten des Pindus und Olympus) und Bulgarien machen die Enkel der alten Griechen nebst christlichen Albaniern jetzt das griechische Volk aus: reine Albanier, viele Mischlinge von Albaniern und Griechen, und reine Griechen.

Schon seit Jahrhunderten haben sich viele Albanier weiter gegen Süden hin in das alte Hellas und

bis tief in Morea hinein hinabsinkt; so ist es auch in dem verflossenen Jahrhunderte fortwährend geschehen. Wir sind durch neuere Beschreibungen, besonders durch die der Engländer Leake und Hobhouse, auch durch den nicht so zuverläßigen und oft zu groß ausscheidenden Poucqueville und durch den wackern und liebenswürdigen Fouriol über Albanien und die dort wohnenden Stämme der Schipetar, wie sie sich selbst nennen, in den letzten zwanzig Jahren sehr wohl unterrichtet worden. Das allgemeine der albanischen Art freilich war in Europa nie etwas Unbekanntes geworden. Seit dem glorreichen Skanderbeg und den spanischfranzösischen Kriegen um die Herrschaft über Sicilien und Neapel war ihr Name groß erklungen; die späteren türkischen und christlichen Kriege ließen ihn nicht aussterben. Stärke, Schönheit, Tapferkeit erkannte und ehrte jedermänniglich in den Albaniern; weil sie aber in dem letzten Jahrhundert fast nur unter dem Panier des Halbmonds fochten, wußte man, indem man in ihnen die kriegerische Tugend nicht verkannte, nur von ihrer Grausamkeit und Treulosigkeit zu erzählen. Aber, wie man von den letzten Erkundern und Besuchern des Landes und Volkes lernt, sind einzelne Stämme durch diese Flecken freilich sehr geschändet, andere aber haben wieder

viel Rechtliches und Ehrenwerthes. Jene Albanier aber, welche in Hellas und Morea wohnen und größtentheils Christen sind, hat uns niemand besser beschrieben und vorgezeichnet, ich mögte sagen ihre Zukunft geweissagt, als der Engländer Clarke, der in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts fast alle russischen und türkischen Länder um das schwarze und mittelländische Meer erkundet und nicht mit englischen (d. h. halb verschlossen) Augen gesehen hat. Er fand Albanier in der ganzen Nordhälfte Moreas, vorzüglich an der Ostseite und auf den derselben zunächst liegenden Inseln, in dem alten Attika, Böotien u. s. w. bis in Thessalien hin; eben so an der Westküste des Festlandes. Er zeichnet sie und die von ihnen und ächten Griechen entsprossenen aus als die edlere und schönere Menschenart, und sagt, man könne eines Albaniers Wohnung, Felder, Gestalt und Art schon in der Ferne von denen eines Griechen unterscheiden: alles sey bei ihnen stattlicher, fleißiger, ordentlicher, als bei diesem; auch die menschlichen Tugenden der Redlichkeit, Freundlichkeit, Uneigennützigkeit und Gastlichkeit fand er mehr bei ihm. Und in der That der Erfolg der jüngsten Jahre hat die Worte dieses wackern Engländers fast zur Weissagung gemacht. Albanier oder albanische Mischlinge waren fast alle,

welche die Wälle von Mesolunghi und die Felsen von Suli mit ihrem Heldenblute gefärbt und an Thaten und Leiden des alten Hellas glorreich erinnert haben; solche waren diejenigen, welche in den Gauen um Napoli, Argos und Korinth mehrmals recht heldenmüthig ihre Fahnen unter die türkischen Schaaren getragen haben; die tapfern Bewohner von Hydra, Spezzia und P'sara sind Abkömmlinge von Albaniern.

Reine Griechen sind wohl die meisten Mainoten, rauh und tapfer in ihren Bergen, aber durch Hinterlist, Grausamkeit und Seeräuberei äußerst verwildert; ferner die Bewohner mancher Inseln des Archipelagus, wo die gepriesene Schönheit, Anmuth, Fröhlichkeit und Geistigkeit des Alterthums sich noch in manchen lebendigsten Zügen zeigt.

Also der Kern der Männlichkeit, Tapferkeit und Dauer, der Kern, woraus mit den übrigen Zuthaten in einem ruhigen und menschlichen Zustande in einigen Menschenaltern wieder ein griechisches Volk erwachsen könnte, scheint wirklich in den Albanischen zu seyn, die das alte Festland von Hellas und das nördliche Morea bewohnen: stattliche und stolze Leiber und frische und kühne Geister, die mit der griechischen Leichtigkeit und Beweglichkeit verbunden, in diesen heiligen Gegenden vielleicht noch einmal etwas Herr-

liches verschaffen und darstellen könnten. Wenn man von dem Festlande nun also etwa nur ein schmales Küstenstreifchen zu dem Griechenlande fügt, das man diplomatisch in petto hat, so scheint des erfrischenden und vergüngenden Stoffes in das neue Volk zu wenig zu kommen und das Zuverwilderte oder Zuknechtische überzuwiegen. Was soll, ja was kann dann daraus werden.

Dies ist die höhere Ansicht, die menschliche und die geistige, bei unserer nördlichen Gränzlinie für Griechenland; die zweite ist die der Sicherheit und Wehrhaftigkeit. Ohne diese mit Felsen und Gebirgen umpanzerte Gränze wird der junge Staat zn ohnmächtig seyn, und kaum Staat heißen dürfen. Wenn die Wehren, welche Natur und Kunst in diesem Norden über ihm gebaut haben, in fremden Händen sind, wird er bei allen Getümmeln, die in jener Gegend nicht fehlen werden, den Feind sogleich nicht blos an seinen Gränzen, sondern in seiner Mitte haben und immer gleichsam wieder wie von vorn anfangend um das Daseyn ringen müssen.

So haben wir denn bis hieher die griechische Sache meistens in ihrer Gegenwart angesehen und erwogen, jedoch so, daß wir immer in die Zukunft hinüberblickten, weil sie uns wirklich von vieler Zu-

kunft schwanger zu seyn scheint. Jetzt wollen wir gleichsam mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in das Gebieth der Zukunft hinüberschreiten und frei aussprechen, was uns das Wahre oder Wahrscheinliche, und demnach, was uns das diesem Wahren oder Wahrscheinlichen Angemessene däucht.

Es ist freilich möglich, daß es einer kleinlichen Politik, einer Furcht, welche die Augen absichtlich zuthut, um die unvermeidlichen Gefahren und unheilbaren Schäden, wo sie wirklich sind nicht zu sehen, noch einmal gelingt, die Großtürken aus dieser Klemme zu retten und ein kleines verstümpertes und verkümmertes, belastetes, beschnittenes und verschnittenes und in allen natürlichen Bewegungen, die es haben sollte, gehemmtes und gefesseltes Griechenland zu machen, und dann der Welt die Umsicht, Weisheit, Mäßigkeit und Christlichkeit zu verkündigen, womit man den Streit, der so verderblich habe werden können, vermittelt, ja aus seiner verworrenen Mitte dasjenige herausgefunden habe, was beide dem Großsultan und dem Christenthum gerecht heißen könne; es ist auch möglich, daß Kaiser Nicolaus sich noch einige Jahre jenseits des Pruths zurückhalten läßt — aber keine menschliche Macht wird die werdenden, ja schon daseyenden Verhängnisse dieser Weltgegend auf-

halten. Sie sind so gewaltig und fürchterlich vorschreitend, daß einen gescheidten und vorausschauenden Mann allerdings mancherlei Grauen überkommen kann, wenn man nicht zu rechter Zeit das Rechte und Nothwendige mit klarem Muthe zu thun wagt. Was man mit kleinlichen Zurüstungen und Künsten aufbaut, wird bald auf dieselbe Weise, wie es aufgeführt ist, wieder zusammenstürzen.

Bei der ganzen europäischen Christenheit, die wirklich christlich ist, hat es die letzten fünf Jahre nur Ein Gebeth und Einen Wunsch gegeben, eben so heiß und inbrünstig gewiß, als in den Tagen, wo die Mahomede und Solymane Europa um sein Daseyn zittern machten, daß Gott die Dinge so gestalten und führen wolle, daß das Türkenreich in diesem Welttheile verschwinde. Wie es nun jetzt auch gerathe und auf welchen verbotenen Wegen die Jäger den blutigen Tiger vielleicht auch jetzt wieder entschlüpfen lassen, dieses Gebet und dieser Wunsch werden nicht verstummen, wie viel man auch diplomatisch gegenrede und sie frevelhaft und revolutionär schelte. Die Pforte ist der Abscheu wie die Schande der Christenheit geworden, und wird es bleiben; auch die Türken werden bleiben, die sie sind. Sie selbst scheinen sich indessen über sich und über die Macht,

die auf sie eindringt, weniger zu täuschen, als manche sogenannte Christen uns über sie täuschen mögten. Sie haben eine alte Sage, eine Weissagung, die jetzt fast eine halbe Ahndung zu werden scheint, daß gelbe Männer vom Norden kommen und sie zerstören werden. Die Gelbharrigten sind da, sie kennen sie wohl; wie Europa sie kennt, habe ich oben dargestellt. Diese Gelben, wenn man sie den gegenwärtigen Augenblick auch noch warten heißt, werden kommen und die Weissagung rechtschaffen erfüllen, mit der vollsten Gunst, ja mit der vollsten Liebe und Begeisterung der Menschen. Gelegenheit wird bald genug wieder da seyn; sie werden nicht säumen sie zu ergreifen. Europa fürchtet diesen Augenblick mit Recht; eine große Verrückung und Zerrüttung für Viele könnte daraus entspringen, wenn russische Statthalter zu Konstantinopel und Thessalonich geböten. Warum schauen die Mächte diese Gefahr nicht mit heiterm Verstande und festem Muth an? warum thun sie nicht, was sie thun müssen? warum benutzen sie die Zeit und ihre Stimmung, ja selbst den Zorn der Russen und Nicolaus Großherzigkeit nicht für sich?

Was sollten sie thun? Den Sultan und die ächten Türken, die ohne die alte Wüstenei und Barbarei den europäischen Himmel nicht vertragen können,

nach Asien jagen und einen christlichen König oder Kaiser in Konstantinopel einsetzen. Das wäre das einzige und großartige Mittel, hier aus der Angst zu kommen, die immer wiederkehren wird. Ein christlicher Herrscher auf dem Thron Konstantins, nähme Rußland, selbst wenn es das ländergierigste wäre, allen Vorwand, seine Waffen an dieser Westseite des schwarzen Meers weiter gegen den Süden zu tragen; Östreich wäre beruhigt, England und Frankreich verlören dabei nicht, die Wissenschaft und die Menschlichkeit freueten sich, und die Christenheit jauchzete.

Wie? wenn Östreich, England und Frankreich dem Kaiser von Rußland dieses Mittel vorschlügen, auf immer aus der Klemme zu kommen, könnte es, würde es sich weigern? Ich glaube nicht. Wenn diese Viere zusammen das Werk einträchtig angriffen, England und Frankreich mit Flotten — sie brauchten ja nicht groß zu seyn — und Östreich und Rußland mit Heeren, wie bald und leicht würde die Sache gethan seyn! Hunger und Schwerdt würden die Arbeit bald vollenden, und der Sultan, wenn er nicht wie ein Mann in Europa sterben wollte, hätte ja in Asien des Raumes genug, das alte Leben von Konstantinopel an einer andern Stelle wieder zu beginnen, und würde in Mosul oder Bagdad

schicklicher wohnen als in der Stadt, wo sich das Christenthum zuerst umpurpurt hat.

Aber wie hart; wie entsetzlich — werden die Türkenfreunde schreien — wie so ganz fremd jene Menschlichkeit und Bildung, deren das gesittete und christliche Europa sich gern zu sehr rühmt, daß ihr den Muhamedanern auf eine so grausame Weise einen christlichen Herrscher aufzwingen wollt! Das steht wohl recht schön zu eurer Lehre von unverlierbaren und unveräußerlichen Menschenrechten und das jedem Einzelnen und also auch jedem Volke zustehe, Gott nach seiner Einsicht und Überzeugung frei anzubeten. Wir antworteten ihnen getrost: nicht den Muhamedanern soll das Christenthum aufgezwungen, nur den unglücklichen und gequälten Christen soll der scheußliche heidnische Wütherich abgenommen werden, der nun beinahe vier Jahrhunderte unter ihnen gewürgt und geköpft hat. In dem jenem Wütherich dienstbaren in Europa wohnen nach einer ungefähren Rechnung zehn bis eilf Millionen Menschen, von welchen wohl die Hälfte Christen sind. Diese Christen gehören mit geringen Ausnahmen dem christlich griechischen Bekenntnisse an. Die meisten sind des slavischen oder gemischten bulgarischslavischen Stammes, diese würde von ihrer Schmach erlöst, die

Muhamedamer aber sollten weder gemishandelt noch mit Gewalt oder schlimmerem Tyrannentrug zur Annahme des christlichen Glaubens genöthigt werden. Manche der heftigsten würden mit ihrem Sultan über den Hellespont nach Asien entweichen, wohin sie für's erste gehören; in Rumili und in einigen Bezirken Bulgariens und Bosniens würden indessen noch einige Millionen sehr eifrige wohnen bleiben. Durch eine mildere und christliche Regierung, durch das heitere Licht der Wissenschaft und Freundlichkeit, womit das Christenthum jezt leuchten kann, würden diese mit jedem Jahrzehend mehr besänftigt, viele ihrer Kinder und Enkel aber würden durch diese allerlindesten Mittel zum Christenthum hinübergeleitet. Was in den übrigen Landschaften der Pforte von sogenannten Muhamedanern wohnt, weder in Eifer noch in Sitte und Art ächt türkisch, würde größtentheils viel früher mit dem christlichen Theile des neuen Reiches zusammenwachsen, jedes Jahrzehend würde der junge Staat christlicher werden.

Wenn man uns das zum Theil auch einräumte, so könnte man einwerfen; aber! aber! der christliche Kaiser ist leicht ernannt und in Constantinopel eingeführt; aber wer zieht dem neuen Staate Stahl

und Sehnen an? wer giebt ihm Leben und Würde? vor allem, wer giebt ihm Wehrkraft? Wer macht diejenigen, über welche ihr selbst klagt, daß sie Jahrhunderte lang gequälte und im Staube kriechende Sclaven gewesen, wieder zu freien Männern? Wir antworten: das ganze übrige Europa, die Wissenschaft, die Kunst, die Sitte und das Gesetz des westlichen Europas. Wahrlich diese werden ihnen bald bessere Hosen anziehen als diejenigen, welche durch europäische Einkleidung die Türken zu europäischen Kriegern zu machen hofften. Allerdings schwach wird dieser Staat lange seyn, mehrere Menschenalter noch, ehe er durch eigne Kraft und Selbstgefühl etwas bedeutet. Aber ist denn das ein so großes Unglück? ist das etwas, das als ein unüberwindlicher Einwurf gegen dieses Auskunftsmittel gelten darf? Seit mehr einem Jahrhundert, seit des großen Eugenius Tagen, liegt die Türkey als ein fauler und stinkender Leichnam ohne Leben und Geist da und jedes Jahrzehend mehrt seinen vergiftenden und verpestenden Verwesungshauch. Wie lange hat man diese heilose Schwäche, ja dieses scheußliche langsame Verfaulen gepflegt und gehätschelt! und thut so noch diese Stunde! Kann denn, ja muß denn die Christenheit nicht das neugeborene Kind, das sie zur Welt bringen soll,

noch mit mehr Zärtlichkeit und Liebe hegen und pflegen, bis es erwachsen ist und durch eigne Kraft bestehen kann. So würde Europa, indem es die Wildheit zur Menschlichkeit, die Grausamkeit zur Milde, die Wollust zur Sitte, die Knechtschaft zur Freiheit und das Heidenthum zum Christenthum allmälig erzöge, diesen Gegenden, deren heiliges Gedächtniß nie vergehen kann, nur einen kleinen Theil seiner Schuld bezahlen, zugleich seine Sicherheit und Ehre am besten berathen, vor Gott und vor der Geschichte die lange Schmach tilgen, und wo möglich manches Unheil, das aus diesen Ländern sonst aufsteigen wird, versöhnen. Wie verdorben durch Laster und Lüsten der Knechtschaft zerbrochen, auch die Christen dieser Lande zum Theil seyn mögen, wie verschiedenartig die Völker und die Stämme, aus welchen der neue Christenstaat sich bilden soll, in dem Christenthume, welches dann mit allen Strahlen seines Geistes und seiner Liebe funkeln und glühen darf, lebt eine heilende verjüngende und begeisternde Kraft, welche selbst das fast Todte wieder beleben und stärken kann.

Viele werden kommen und sagen, so leicht, als ich es dargestellt habe, bringe man die Türken aus Europa nicht nach Asien; in jedem Volke, auch in

solchen, an welchen alle schon verzweifeln, schlummern oft geheime nnd ungewußte Kräfte; zu den zu zahmen und weichlichen dürfe man vollends die Türken nicht zählen; die Noth oder ein außerordentlicher Mann können solche Kräfte oft aufschütteln; die Muhamedaner seyen nicht bloß des Fanatismus, sondern der ungestümsten und ausdaurensten Begeisterung fähig; man scheine die Kreuzzüge, die Demüthigung so mächtiger Kaiser und Könige aus dem christlichen Westen, die Vernichtung so unzähliger Heere vergessen zu haben. Man scheine sich nicht mehr erinnern zu wollen, daß die ersten Osmanenherrscher mit nicht größeren Heeren als 30000 bis 50000 Mann christliche Schaaren von Hunderttausenden zerschmettert und so das fürchterliche Reich gegründet haben und wie späterhin das kriegerische Deutschland die Türken zweimal vor den Thoren Wiens gesehen und in seinem Innersten gebebt habe.

Wir hören diese Worte ruhig an und lassen sie an uns abgleichen wie die Gans die Wassertropfen. Wir haben oben zugestanden, daß die Noth genug da ist und daß sie wohl eine fanatische Aufwallung erzeugen wird, aber schwerlich eine ausdauernde und vorhaltende Begeisterung; selbst wenn Sultan Mah-

mud ein Karakter wäre, der verdiente in einer besseren Zeit an der Spitze eines bessern Volks zu stehen wird er das Matte nicht erquicken und das Geistlose nicht beseelen können. Jene genannte Zeiten waren ganz andere und das ganz andere Asien fang ein ganz anderes Europa, als die jetzigen sind. Großartige und kräftige Männer an der Spitze unabgelebter und unentweihter Völker, von der frischen Begeisterung ergriffen, die der außerordentliche Prophet von Mecka entzündet hatte, trafen zuerst auf das griechische Kaiserthum, das eine veraltete und halb verfaulte Heidenwelt mit allen ihren Lastern in sich aufgenommen hatte und von ihrer Fäulnis und Pest schon in seinem Anfange mit angesteckt war. Hier brachen sie leicht durch, weil ihre Tugend tapferer, ihre Lehre keine, viel schlechtere war als die christliche, wie das morgenländische Reich sie damals übte. Die Kreuzzüge nenne man nicht. Zwar zogen frischere und edlere Völker des Abendlandes von dem eilften bis dreizehnten Jahrhundert gegen die Unchristen im Morgenlande auf, aber ohne Übersicht und Kunde der Welt und ihrer Verhältnisse, ohne die nöthigsten Vorbreitungen und Hülfsmittel, und — was das Schlimmste war — meistens einzeln, ohne Einheit des Befehls und des Ziels, und endlich an

Bildung und Kunst dem Morgenlande fast unterlegen, und wenn auch durch Tapferkeit und Stärke über ihnen, an Gewandtheit, Geschicklichkeit und Übung des Kriegs den Saracenen kaum vergleichbar. Aber in dem neunzehnten Jahrhundert wie steht alles so ganz anders! Ein einzelner Staat von den großen genannten, wenn er seine Kräfte anspannen wollte, könnte jezt auf Asien ganz anders drücken als damals die gesammte westliche Christenheit; wie die Europäer an Wissenschaft, Kunst, Kriegsübungen, edlerer Begeisterung, kurz an allen geistigen und leiblichen Hülfsmitteln dem Osten überlegen sind, brauche ich den Kundigen nicht aufzuzählen, daß Größte ist mir aber die edlere Begeisterung, jene höhere Flamme, welche in dem immer mehr vergeistigten Christenthum unauslöschlich brennen kann, während der Muhamedanismus nur noch fanatisch auflodern wird. Das Christenthum allein ist immer neuer ja es ist unendlicher geistiger Entwickelung schon hier auf Erden fähig und trägt bei jeder solchen großen Entwickelungs- oder Übergangsepoche, wo die Welt wie bei'm Gebären geschieht, auf kurze Zeit oft scheint aus einander gehen und in Trümmer zerfallen zu wollen, Kräfte frischer Belebung Erquickung und Verjüngung in sich. Der Muhamedanismus hat sei-

ne Zeit gehabt, sie ist vergangen; er hat seine Epoche durchlebt, wie Indier Ägyptier, Perser, Griechen und Römer die ihrige durchlebt haben und weggeräumt worden sind. Von Wollust, Weichlichkeit, Übermuth und Grausamkeit unheilbar angefressen hat er kein reingeistiges und überirdisches Element in sich das ihn verjüngen könnte. Aus ihm wird keine Flamme aufblitzen, die ihn reinigen und wiederherstellen könnte; jenes Licht aber, das in Europa von Jahrhundert zu Jahrhundert heller leuchtet und immer menschlichere, freiere und für edle Arbeiten und erhabene Tode, kühnere Geschlechter erzieht, kann seine stolze Roheit nicht sehen. Die Scheußlichkeit, wozu er in seinen größten Staaten — man frage nur in Constantinopel und Teheran nach — ausgeartet ist, erschrickt vor dem heitern Glanze der christlichen Wissenschaft, Sitte und Gerechtigkeit; sie ist von der Welt verflucht, sie verzweifelt an ihr selber.

So steht es, wenn man nicht alles durch einen blauen Dunst sehen, und es andern in einem blauen Dunst zeigen will, in Hinsicht der höhern Kräfte, Tugenden und Geister, wodurch Völker allein wachsen und bestehen können; aber selbst die gemeinern Kräfte fehlen schon. Der lange gräuliche Despotismus hat an den Herren und Knechten sein Werk

vollendet. Unwissenheit, Faulheit, Armuth und Elend fast in allen muhamedanischen Landen; von den Volksstämmen, die weiland wacker und gewaltig waren, hin und wieder nur Stumpen übrig; weite Bezirke, ja Länder, die vormals reich und blühend waren, öd und menschenleer, fast Wüsten gleich, worin rohe und wilde Hirten ihre Heerden auf und ab treiben; nur in den Gebirgen hie und da noch einzelne urkräftige Haufen, wie z. B. in Bosnien, Albanien und Kurdistan, aber weder zahlreich, noch edel genug, um die verwesende muhamedanische Welt wieder mit frischem Lebensathem durchfrischen zu können.

Wie ich oben sagte, schon seit dem Prinzen Eugenius offenbarte sich das Sinken und Vergehen der Türken, schon im achtzehnten Jahrhundert waren die ältestens, herrlichsten Länder um das Mittelmeer in starrer, toder Fäulniß und luden zur Aufräumung ein. Seitdem haben sie als ein moderner Sumpf voll Pest und Tod da gelegen mit einem erlogenen Leben, das nirgens mehr wahr. Nur daß die christliche, europäische Lebendigkeit und Tapferkeit sich seit drei Jahrhunderten in den neuentdeckten westlichen Welttheil ausgeleert und dahin gewandt hatte; daß sie im fernsten Süden, Indien und noch einen fünften Welttheil zu erobern und zu bepflanzen hatte

und hat; endlich das bedeutentste, daß die eine Macht immer die andere belauerte, damit sie in diese Schwäche nicht hineinführe, daß Todte wegräumte und neues Leben schaffte — hat den türkischen Gräuel bis diese Stunde erhalten. Aber es täusche sich niemand, die Zeit ist da, sie ist nicht mehr fern, wo die Christenheit aus Noth wird thun müssen, was sie lange aus Pflicht hätte thun sollen. Denn schon wenigstens seit 1750 sollten spanische, französische, englische und deutsche Kolonien da genannt werden, wo man jezt noch von den schändlichen Raubstaaten der Barbaresken und von dem türkischen Reiche um das Mittelmeer hört. Gottlob die Gelben sind da und sie werden die Noth und das Gedränge herbeiführen, welche die Scheußlichkeit zerstören und in jenen Gegenden, wo das heilige Kreuz zuerst gestanden, dasselbe als das Panier des Welttheils und der herrschenden Weltgeschichte wieder aufrichten werden.

Ich habe gesagt, die Gelben werden es in Europa dahin bringen. Eher vielleicht in Asien. In Europa könnte es ihnen schwer gemacht werden; in Asien kaum lange, wenn sie es ernstlich wollen. Mögen die Engländer für ihr Indien noch so viele frühzeitige Angst haben, sie können ihnen in Asien hinein

den Schritt nicht mehr hemmen. Die Russen haben durch den letzten, kaum recht vorbreiteten und gerüsteten Feldzug Aderbeitschan, das alte Medien, erobert, die schönste Landschaft Persiens, wo Tabriz, die Hauptstadt, vor hundert Jahren noch eine halbe Million Einwohner zählte, wo einst die schönsten und kriegerischesten Männer weideten, noch immer die herrlichsten Rosse und Rinder Asiens weiden wo die Natur aller Früchte und Thäler die Fülle giebt, dem, der unter einem menschlichen Scepter arbeiten mag. Sie stehen um den schönsten Theil des türkischen Asiens jetzt so gelagert, wie Östreich ihre Lagerung in Europa längs seinen Gränzen fürchten muß. Sie stehen an und zum Theil schon auf den Berghöhen, welche Kleinasien von dem Kaukasusgebiete scheiden, bis an den See Rumi hinauf, so das sie das Hochgebirgland Armeniens und Kurdistans östlich rings umfasst hatten. Die kriegerischen können an den Südgränzen dieser Hochgebirge durch meistens fruchtbare Gebiete bis über den Euphrat hinaus gegen Westen ohne außerordentliche Hindernisse hinziehen: die Landschaften um Betlis, Merdin, Diarbeck, Orfa sind leidlich bebaut und haben fruchtbare Fluren und reiche Städte, welche Festungen heißen aber einem europäischen Krieger nicht mehr fest sind. Von dem

See Rumi bis Issus, wo Alexander seine zweite Weltschlacht gewann, sind 70 bis 80 deutsche Meilen. Aber an dieser Seite brauchen sie fürs Erste nicht vorzugehen, und werden sie auch sicher nicht vorgehen. Hier können sie stehen bleiben und halten und sich an den Gütern und Hülfsmitteln des Landes erholen und ergänzen. Aber längs dem südlichen Schwarzen Meere werden sie unaufhaltsam vorgehen, Herrschaft gewinnen und festhalten und diese asiatischen Welterschüttern und verändern.

Dieser Zug und sein Ausgang kann nicht fehlen und wird nicht fehlen. Die Russen werden den natürlichsten aller Triebe folgen, einem Triebe, der für die Weltgeschichte von den außerordentlichsten und wohlthätigsten Folgen seyn, hier das christliche Eruopa nicht aus dem Gleichgewichte, sondern aus Noth in die rechte Lage bringen wird, den Westen nach dem Osten, das Christenthum in dem Lande des Heidenthums: dieses Mal, bei dem gegenwärtigen Stande unsers Welttheils, bei der jetzigen Wissenschaftlichkeit und Bildung der Christen zur Wiederbelebung und Erneuung. Über den schönsten Theil der Erde wird dann einmal wieder ein Frühling wie der Verjüngung hinreichen. Schöne Hoffnungen, bleibt nicht zu lange aus!

Rußland kann bei seiner gegenwärtigen militärischen Stellung in Asien die beiden Armenien schon fast wie die seinigen ansehen: ein Gebirgland, meist von Christen bewohnt, zwar von unkriegerischen, welche es ihm aber desto sicherer erlauben. Von hier steigt es in die fetten Landschaften hinab, die weiland die Reiche des Pontus und Paphlagoniens hießen; wo es reiche Hülfsmittel für seine Heere findet; und so immer weiter, bis alles Land diesseits des Taurus sein heißt und seine Rosse aus dem Mäander und Simois trinken. Auf das obere Mesopotamien kann es aus dieser Stellung mit Bequemlichkeit besetzen und beherrschen. Wie lange es hier herrschen wird, wie lange es in Konstantinopel herrschen würde, wenn es dasselbe gewinnen könnte, das sind Fragen für die Zukunft. Nicht wahrscheinlich ist, daß Rußland lange zu gleicher Zeit an der Ostsee und dem Ägäischen Meere mächtigen Druck der Stärke behaupten würde; die verschiedenen Strebungen und Richtungen würden es mehr aus einander ziehen. Uns sey es genug, daß diese große Bewegung die Einführung der Herrschaft des Christenthums in diesen herrlichsten Ländern der Erde und der Anfang der Entwickelung häufiger christlicher Reiche seyn wird. Den Russen ist hier die hohe Rolle

bestimmt, welche den Engländern und Spaniern für Amerika zugetheilt ward, gleichsam eine neue Welt zu gründen. Wir wollen ihnen dazu von Herzen Glück wünschen.

Diese Eroberungen am schwarzen Meer und am Tigris und Euphrat kann ihnen keine europäische Macht hindern; sie können hier durch keine Heere Östreichs und bei der Beschaffenheit des Schwarzen Meers, dessen Süden keine Anfuhrten und Häfen für Kriegsschiffe bietet, durch alle Flotten Frankreichs und Englands nicht gehemmt werden. Mittelbar aber uns von fernher, durch das, was man Abziehung (Diversionen) nennt, würde sie niemand hemmen wollen. Denn der Nordwesten Europas wird sich freuen, wenn die gewaltigen Nachbarn ihre Macht gegen den Süden wenden, er wird nicht so unklug seyn, von den Mächten, die gesinnt seyn könnten es anders anzusehen, sich unter dem Titel des gefährteten Gleichgewichts gegen sie aufregen zu lassen.

Wenn dann die Zeit da ist, wo die Zeichen erscheinen, daß die Russen jene Lande fassen und festhalten wollen, dann werden auch England und Frankreich sich bewegen und in ihrer Stärke sich auf-

machen müssen, damit der Eine nicht alles an sich raffe. Karien, Cilicien, Syrien und Palästina werden durch Häfen und Flotten beherrscht. Da werden diese ein Gegengewicht suchen, dahin werden sie sich werfen und andere Europäer einführen; und so wird die große Umwälzung endlich um den ganzen schönen Bogen des Mittelmeers ihre Wandelung machen, bis in anderen Jahrhunderten aus Statthaltern christliche Könige und aus Ansiedlern christliche Staaten werden.

Predige und weissage ich Raub und Gewalt? Durchbruch alles Rechts und Verachtung aller Legitimität worauf die Welt ruht? Mögte die Weltgeschichte ja die Tagesgeschichte nur keinen andern Raub und Rechtsdurchbruch, auch christlicher Völker gegen christliche, zu berichten haben als diese! Und ist der Bruch nicht da? und wird der Durchbruch fehlen? Erzählung dessen was schon da ist! oder vor der Thüre steht, ist keine Weissagung mehr. Seine Legitimität? Muß einem das unglückliche Wort doch jetzt auf jeden löschpapiernen Tagesblatte zehnmal mit schwarzen Schwabachern begegnen, wie vor fünfunddreißig Jahren eitel Freiheit und Gleichheit? Wir achteten es gern noch höher in seiner ächten Bedeutung, trieben Jesuiten mit und ohne

Schur und andere diplomatische Pfafflinge und Plattlinge nicht ein so widriges Spiel damit, erfrechten sie sich nicht gar uns eine sultansche und türkische Legitimität und einen Absolutismus von Gottes Gnaden aufzudringen, welche gottlob das schaudernde Gefühl der Menschlichkeit immer abgeschüttelt hat.

In meinen Milchbartsjahren sah ich oft einen alten Hauptmann, unsern Gränznachbar, in meines Vaters Hause, der sich, da ich der Zeitungsvorleser war, häufig herabließ mit mir über die Zeitgeschichte — es war die französische Umwälzung in ihrer Frische — zu politisiren, wobei unsre Meinungen und Urtheile dann meistens eben so weit auseinander liefen, als unsre Jahre. Es war ein guter, alter Mann, der sich in dem langen Soldatendienst allerlei ungeheure Aussprüche und Redensarten angewöhnt hatte, die viel sultanischer aussahen, als seine Natürlichkeit war: denn er war eigentlich einer der weichen Menschen, die, eben weil sie sich das Milde und Süße ihres Innern nicht merken lassen wollen, eine rauhe und geborstene Kruste annehmen. Im Eifer über die Ausgelassenheiten der Franzosen, rief er einmal aus: „Was Menschenrechte? und gar ur„sprüngliche und unveräußerliche! Ein Hund ist der „Mensch, das pactum caninum ist der Urvertrag;

„zehn Streiche zu jedem Bissen Brod, so wird es „mit Dankbarkeit und Gehorsam genossen. Auch der „Mensch wedelt nicht von selbst: Hundeprügel und Hun„detreue das ist das ganze Geheimniß jeder tüchtigen Regierung." Als ich ihm einwarf: ja, Herr Hauptmann, die Hundetreue bei Ihrem hündischen Urvertrag und daß der Geprügelte ein vollkommener Hund ist, das begreife ich wohl; aber heißt der zweite bei'm Vertrage, der Prügelnde, Ihnen denn auch ein Hund, antwortete er brummend: freilich auch der Knüppel geht um.

Und ihr wilde Absolutisten, ihr, welchen Strick und Handschar das höchste Zeichen der Majestät ist, unterständet ihr euch wohl, das Verhältniß des Sultans zu seinen christlichen Unterthanen noch ein pactum caninum zu nennen? Es ist ein wahres pactum diabolicum — ich weiß nicht, ob Herr von Haller auch dieses in seiner Staatsrechtslehre mit aufgeführt hat — welches pactum bekanntlich alle Gerichte von jeher als unbündig und ungültig erkannt haben. Es geht nicht blos an das hündische zermalmen der Leiber, sondern an das teuflischeste und jesuitische verderben der Seelen. Keine Tugend der Wahrheit, Gerechtigkeit, Männlichkeit, keine jener Freuden und Seligkeiten, wodurch wir in den Himmel zu

kommen hoffen, kann unter dieser Satanerei keimen. Und legitim soll heißen dürfen, was zuvörderst alles Thierische erzieht und alles Menschliche unmöglich macht? Das Recht und seine höhere Idee aber ist durch Menschen für Menschen gefunden. Also —

Die Päbste und Kaiser weiland verschenkten die Länder der Heiden, als wie durch göttliche Vollmacht zur beliebigen Besetzung und Eroberung. Hatten die vor tausend und fünfhundert Jahren das Recht zu solcher Verleihung und Schenkung, so hat das christliche Pabstthum und Kaiserthum dieser Tage ein dreifaches dazu, je gräulicher und düsterer die Wuth und Unmenschlichkeit des Heidenthums dem heitern Lichte und der milden Gnade, wozu das Christenthum sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in unserm Westen mehr vergeistigt und durch Gnade und Liebe verklärt hat, schuldiger gegenübersteht. Wir kranken freilich noch genug an unchristlichen Gebrechen, doch wer ist der Wahnwitzige, der uns die Christen des zwölften, ja selbst die des achtzehnten Jahrhunderts, frommer, sittlicher und menschlicher einzubilden wagt, als die jetztlebenden? ja wer von uns, welche das Zeitalter und die Zeitalter kennen, mögte 1820 gegen 1770 vertauschen? Wenn auch unsre Sonne noch ihre Nebel nun Dämmerungen hat, die Nacht, die

da ganz voll Düsterniß und Unschuld ist, darf vor ihr nicht bleiben wollen.

Unser Pabst und Kaiser haben in der Ruhe lange ihr Urtheil gesprochen; der droben wird weiter Gerichtstag halten: die scheußlichen Menschenopferer dürfen nimmer in Europa gehegt werden. So wollen wir denn dem Meister trauen, der endlich alle Künste und Zettelungen der Feigheit und des Luges offenbaren wird; aber, damit die Wächter nicht einschlafen, dürfen wir nimmer aufhören zurufen: Und Gott sprach: es werde Licht!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Im Verlage der Gebrüder Franckh in Stuttgart sind folgende empfehlungswerthe Werke erschienen:

Die Geschichte der Völker
der
alten und neuen Zeit.
Vom
Grafen von Segür.
Übersetzt von Mehreren.
Preis eines jeden Bändchens broschirt 18 kr. oder 5 Grochs. sächs.

Geschichte des Mönchthums
in
allen seinen Verzweigungen und Folgen
für
Kirche und Staat.
Nach ältern und neuern Schriftstellern und Berichten
herausgegeben durch
Dr. Ernst Münch.
Jedes Bändchen in Taschenformat zu 24 Kreuzer od. 6 Grosch. sächs.

Deutschland,
oder
Briefe
eines
in Deutschland reisenden Deutschen.
2 Theile. gr. 8.

Historischer Bildersaal
für
alle Stände.
Herausgegeben
von
Dr. Karl von Rotteck,
Großherzoglich Badenschem Hofrath und Professor.
Jedes Bändchen in 8. geheftet 18 Kreuzer oder 5 Groschen sächs.

Ernst Ludwig Posselt's
sämmtliche Werke.
Herausgegeben
von
Dr. Wilderich Weick.
Jeder Band in Oktavformat, brosch. zu 36 Kreuzer od. 9 Grosch. sächs.

Fragmente
aus dem
Reise-Tagebuche
des
türkischen Sultans
über
Deutschland im Jahr 1827.
Aus
der türkischen Handschrift übersetzt.
In elegantem Umschlag geheftet 48 Kreuzer oder 12 Grosch. sächs.

Oesterreichs Einfluß
auf
Deutschland und Europa,
seit der
Reformation bis zu den Revolutionen
unserer Tage.
Von
Dr. Julius Franz Schneller,
öffentlichem ordentlichem Professor der Philosophie und Geschichte der Universität zu Freiburg.

Die
Deutsche
Literatur
von
W. Menzel.
2 Theile 8. 1827. geh. 6 fl. oder 3 Thlr. 12 Grosch.

Napoleon
vor
dem Richterstuhle
Cäsar's, Alexander's und Friedrich's des Großen.

Von
General Jomini.

4 Bände. gr. 8. 1827. jeder Band 3 fl. oder 1 Thlr. 18 Grosch.

Geschichte
des
Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel unter Napoleon.

Mit einem
vorangehenden politischen und militärischen Gemälde
der kriegführenden Mächte
von
General Foy,
herausgegeben von der
Frau Gräfin Foy.

Aus dem Französischen.

4 Bände, gr. 12. broschirt 10 fl. 48 Kreuzer oder 6 Thaler sächs.

Michael

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arndt, Ernst Moritz,

Christliches und Türkisches

Stuttgart 1828

Pol.g. 28 d

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768132-4